

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

	1980-1989	1990-1999	2000-2009	2010-2019
Female	67.0%	67.0%	67.0%	67.0%
Male	67.0%	67.0%	67.0%	67.0%

Deutschland um 1800



Downloaded at 16:28 11 November 2014



Deutschland: ein schlafender Riese / Leibesgenoss in Osteuropa / Aufstieg des Bürgertums / Goethe und Schiller
in Weimar / Kampf gegen Napoleon / Kant, Kleist und andere Genies / Wiener Kongress / Der neue Nationalismus

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, nein, nein! Sein Vaterland
muss größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein! Das, wackerer
Deutscher, nenne dein!

Ernst Moritz Arndt (1797-1860),
nationalistischer deutscher Schriftsteller, muss wegen seiner
aufhetzerischen Texte während der napoleonischen Fremdherrschaft
aus Deutschland/Fliehen. 1813 formulierte er in „Das Deutsche
Vaterland“ die Hoffnungen vieler Patrioten

Liebe Leserin, lieber Leser

Ein wesentliches Kennzeichen Deutschlands in der Zeit um 1800, so meinen Historiker, sei die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ – also das Nebeneinander von tiefgreifender gesellschaftlicher Modernisierung auf der einen und sich haltender Tradition auf der anderen Seite.

Und in der Tat treffen in jenen 50 Jahren zwischen 1750 und 1820, die das Thema der vorliegenden Ausgabe sind, Mittelalter und Moderne in Deutschland oft direkt aufeinander. Erwe in der Wirtschaft: Mit dem ersten Dampfschiffbau (heißlich entwickelt in England), die im Harz Wasser aus Bergwerken pumpen, beginnt bereits ein frühes Stadium der Industriellen Revolution, während auf dem Götters Ozean nach wie vor der Feudalismus regiert, dort missen Leibeigene noch immer Pflandienste für die Junker leisten.

Aber auch die meisten Stadtbewohner verharren in einer vormodernen Welt, in der Zünfte regeln, wer welches Handwerk ausüben darf. Es ist ein Leben hinter ältlichen Wänden – und im Schatten der Kirchenmauer. So wird im Fürstentum Kempten im Jahr 1755 einer Frau wegen angeblicher Buhlschaft mit dem Teufel der Prozess gemacht, die vermeintliche Hexe zum Tode verurteilt. Und in der schäblich weit-offenen Handelsmetropole Frankfurt am Main besteht weiterhin die 1462 eingerichtete Judenghetto.

Zugleich leben Aufklärer wie der Königsberger Philosoph Immanuel Kant, sich unvoreingenommen des eigenen Verstandes zu bedienen; kritischen Dichter wie Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller die abgebrochenen gesellschaftlichen Konventionen; fordern junge politische Aktivisten Reformen sowie ein Ende der uneingeschränkten Fürstentumsherrschaft.

Denn die Deutschen leben um 1800 noch immer im Heiligen Römischen Reich, begründet im frühen Mittelalter – einem anachronistischen Gebilde, das so gar nichts mit dem Nationalismus zu tun hat, den Franzosen und Engländer als selbstgewählte politische Organisation empfinden.

All das, was ein moderner Staat braucht, fehlt dem Reich. Es hat weder ein schlagkräftiges Heer noch eine Zentralbüro-

kratie oder Finanzverwaltung. Gegen einen entschlossenen Feind muss dieses Konstrukt hoffungslos unterlegen sein.

Einen Feind etwa wie den, der 1799 in Paris die Macht ergreift: Napoleons Bonaparte. Der erfolgreiche Feldherr, der die gesamte Stärke eines geeinten Nationalismus hinter sich hat,



bestigt nach und nach alle deutschen Herrscher oder zwingt sie an seine Seite. Und wird so in den deutschen Ländern zu einem Katalysator des Wandels.

Denn unter dem Druck des französischen Vorranges bricht das Heilige Römische Reich zusammen, werden Hunderte Kleinherrschaften (zum Beispiel die der Reichsritter) ebenso abgeschafft wie die geistlichen Fürstentümer; aus einst mehr als 1000 selbstständigen Territorien werden weniger als 40.

Die Demütigungen durch Napoleon provozieren eine massive Gegenreaktion. Zum ersten Mal in der Geschichte herrscht ein gesamtdeutsches Nationalgefühl: ein Patriotismus, wie ihn der Dichter Ernst Moritz Arndt in Verse fasst (siehe links). Nicht zuletzt machen die Niederlagen den Weg für Reformen frei. Leibeigenschaft und Zunftzwang ändern. Juden erhalten in vielen Staaten ein nahezu gleiches Bürgerrecht, das Frankfurter Ghetto wird aufgelöst; Preußen führt die allgemeine Wehrpflicht ein und öffnet die Öffnungsaufnahme auch für Männer nicht adeliger Geburt; überall entstehen effiziente Verwaltungen.

Und auch wenn die deutschen Fürsten nach dem Sieg über Napoleon 1815 so manche Reform zurücknehmen, die sie in Zeiten höchster Not ihren Untertanen gewährt hatten: Deutschland ist am Ende jener fünf Jahrzehnte ein anderes Land – und nur ganz zögernd auf dem Weg in die Moderne.

Hochachtungsvoll

Michael Sagner
Michael Sagner



Lesertipp
Denn beiden
stehen Ausgaben
ergänzen das
vorliegende Heft



Konzeption

Johannes Schneider (Konzept) und
Lenka Brandt (Verfasserin) konzeptionieren
die Produktion dieser Ausgabe

LANDELEBEN Der bäuerliche Alltag folgt um 1800 noch immer dem seit Jahrhunderten gleichen Rhythmus. Und mancherorts herrschen die Großgrundbesitzer noch über Leibeigene.



WEIMAR
In der Provinzstadt siedeln sich bedeutende Dichter und Denker an, darunter Johann Wolfgang von Goethe. Sie machen Weimar zum geistigen Mittelpunkt Deutschlands.



ALLTAG An der Rhön, nur 19 Talschlingen haben die rund 25 Millionen Deutsche in unerschöpflichem Weizen. Während gebildete Bürger in den Städten (Paris Berlin) über Menschenrechte und Freieren diskutieren, muss die große Mehrheit Armut und Mühseligkeit erdulden.



FRANZOSENZEIT
Ab 1805 bringt Napoleon Bonaparte ganz Deutschland unter seine Kontrolle.



WIEN Der Kongress 1814 nach dem Sieg über Napoleon ist ein politisches Jahrhundertereignis – und ein immerwährendes Fest.



AUFSTIEG
Eine neue gesellschaftliche Klasse fordert um 1800 die Dominanz des Adels heraus: das Bürgertum.

Einheit
Hundert patriotische Studenten fordern 1817 auf der Wartburg einen deutschen Nationalstaat – gegen den Willen der Fürsten.



INHALT # 79



PANORAMA LAND ZWISCHEN DEN ZEITEN

Das Leben der Deutschen folgt im späten 18. Jahrhundert oft noch mittelalterlichen Regeln ... 6

1770-1820 EPOCHENWECHSEL

Mit der Französischen Revolution beginnt auch in Deutschland eine Zeit rasanten Wandels ... 22

1779 SPIONE FÜR DEN FORTSCHRITT

Um das Geheimnis der Dampfmaschine zu erhalten, entsendet Preußen zwei Agenten nach England ... 24

PORTRÄT HELD DER OHNMÄCHTIGEN

Ein schwedischer Gauner schändet, raubt und tötet. Dennoch wird er als Held verehrt ... 36

1774 JOHANN WOLFGANG GOETHE

Der Debütroman des Dichters ist eine Sensation – und macht ihn zum Star der Literaturszene ... 38

PORTRÄT DER MEISTER AUS KÖNIGSBERG

Immanuel Kant entwirft eine universelle Ethik und legt die Fundamente der modernen Philosophie ... 52

UM 1800 IM REICH DER JUNKER

Ordnung der Elbe führen adelige Großgrundbesitzer ein schwaches Regime ... 54

1775 AUFSTIEG EINES HANSEATEN

Freiheit und Vernunft: Hamburger Kaufleute begeistern sich für die Ideale der Aufklärung ... 68

PORTRÄT EIN DIER ALS RETTER

Um die Kunstwerke seiner Heimatstadt zu erhalten, stiehlt ein Priester Kölns französische Besatzer ... 82

1804-1809 ALLEIN GEGEN NAPOLEON

Der preussische Major Scharf beginnt einen ausstehenden Guerillakrieg gegen die Franzosen ... 84

1775-1832 AM HOF DER HUSEN

Nicht Berlin oder Wien ist das kulturelle Zentrum Deutschlands – sondern die Kleinstadt Weimar ... 100

PORTRÄT PREUSSENS MODERNISIERER

Nach der Niederlage gegen Napoleon setzt Staatskanzler Hardenberg deutsche Reformen durch ... 116

1814 WIENER KONGRESS

Eine Versammlung der Mächte Europas entscheidet über die politische Neuordnung des Kontinents ... 118

PORTRÄT POET UND AUSSEITEER

Heinrich von Kleist beschränkt in seinen Dramen eine Welt, die aus den Fugen geraten ist ... 130

1816 JAHR OHNE SOMMER

Ein Vulkanausbruch auf der anderen Erdeine Iltis in Deutschland eine verheerende Hungersnot aus ... 132

PORTRÄT DER FÜRST DER ZAHLEN

Seine Zeitgenossen feiern Carl Friedrich Gauß als einen der größten Genies der Mathematik ... 140

1817 PATRIOTEN UND BRANDSTIFTER

Mit der Verbrennung unliebsamer Bücher provozieren Studenten den Zorn der Fürsten ... 142

Zeitspiel: Daten und Fakten ... 154

Impressum/Quellen ... 81

Die Welt von GEO ... 160

Wien: Der Vietnamkrieg ... 162

Digitale Versionen: Diese Ausgabe von GEOEPOCHE ist auch als Magazine für iPad und Android-Tablets erhältlich. Sie erreichen die Redaktion online auf Facebook oder unter www.geo-epoche.de



Titelbild: „Der Marktplatz zu Pomm“ Gemälde des italienischen Genies Bernardo Stedini, genannt Casanova (1702-1785). Alle **Fakten, Daten und Zahlen** in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verfassersteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Eindrücke in Zitaten sind nicht korrigiert. **Redaktionschluss:** 24. Mai 2016.

Immer wieder stehen wir in dieser Ausgabe über „Deutschland“, doch in den letzten Jahren zwischen 1770 und 1800 lebten diese Begriffe nicht aus dem Gleichen. In Köln das bis 1801 bestehende Heilige Römische Reich war das Areal „deutscher Nation“ im Rhein, umfasste aber auch Gebiete wie das mehrheitlich von Tschechen bewohnte Böhmen, andererseits gehörten deutsche Landschaften wie das spätere Chempfen nicht zum Reich. Ebenso verhält es sich beim 1801 gegründeten Deutschen Bund. Die Parteien der Nationalbewegung hingegen verstanden unter Deutschland alle von Deutschen bewohnten Territorien. Dieser Definition, die die aus einer sehr komplexen Vorgeschichte resultierenden politischen Grenzen sowie deren häufige Veränderung unberührt lässt, folgen auch wir.

LAND zwischen den ZEITEN



Dresden ist weder die größte noch die bedeutendste Stadt im Heiligen Römischen Reich, aber die Kunstliebe der sächsischen Kurfürsten

An der Schwelle zum 19. Jahrhundert leben die rund 25 Millionen Deutschen in zwei unterschiedlichen Welten: Während in den Städten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation gebildete Bürger über die revolutionären Ideen der Aufklärung diskutieren, über Menschenrechte, Toleranz und Freiheit, muss die große Mehrheit auf dem Land Armut und mittelalterliche Abhängigkeit erdulden. Doch dann verhelfen ausgerechnet die Waffen französischer Invasoren einer neuen Zeit zum Durchbruch

Text: JOHANNES SCHNEIDER und
JOACHIM TELDENBÜCHER



macht sie im 18. Jahrhundert zur wohl schönsten – zu einer Kapitale des Barock (Blick auf den Neumarkt mit der Kuppel der Frauenkirche)

NACH SITTE DER VORVÄTER

Der Alltag der Deutschen folgt im 18. Jahrhundert noch immer mittelalterlichen Regeln: Handwerker müssen sich den Gesetzen der Zünfte beugen, die Bauern ihren Grundherren Abgaben leisten und die Untertanen den Fürsten gehorchen. Am schlimmsten aber ergeht es den zahllosen Leibeigenen, die nicht einmal frei entscheiden dürfen, wo sie leben wollen





In den deutschen Staaten gibt es wenige gut ausgebaute Straßen, sie führen nur unbehelfertige Sandpfade von Stadt zu Stadt, die sich nach Regengüssen in tiefen Morast verwandeln. Selbst kurze Reisen dauern mehrere Tage. So sind die großen Flüsse die Lebensadern des Landes. Auf ihnen transportieren Schiffer und Händler ihre Waren – wie hier auf der Elbe bei Pilsen.



Im Jahr 1758 erlöst der Italiener Bernardo Bellotto, genannt «Canaletto», das Marktplatz von Pienza. Ihren Wohlstand verdankt die städtische Stadt, in der rund 2000 Menschen leben, einem mittelalterlichen Privileg: dem Stapelrecht. Händler, die den Ort passieren, müssen ihre Waren dort drei Tage lang lagern und zum Kauf anbieten. So steigt Pienza schnell zum Handelszentrum auf



IM SCHATTEN DER KIRCH- TÜRME

Etwa 4000 Städte gibt es um 1800 in Deutschland, doch die meisten von ihnen sind kaum größer als Dörfer. Im Durchschnitt leben dort nur 2000 Einwohner, von denen viele noch Ackerbau betreiben, um sich zu ernähren. Einzig Hamburg, Berlin und Wien zählen mehr als 100.000 Menschen, selbst sie können sich aber mit den großen Metropolen des Auslands nicht messen



Das Leben in den Dörfern hat sich seit Jahrhunderten kaum verändert. Nach mittelalterlicher Art bewirtschaften die meisten Bauern ein Stück Land, das Roggen, Gerste, Hafer oder Weizen, pflanzen Kohl, Mören und Kartoffeln. Oft sind sie einem Grundbesitzer zu Diensten verpflichtet – müssen etwa mehrere Tage in der Woche auf dessen Feldern arbeiten.



LAND DER ÄCKER, WÄLDER UND SEEN

Drei von vier Deutschen leben auf dem Land, und die meisten von ihnen erwirtschaften gerade genug, um die eigene Familie durchzubringen. Vor allem in Regionen mit kargen Böden gehört der Mangel zum Leben, etwa in den höheren Lagen der Mittelgebirge, wo sandiger Untergrund den Ackerbau erschwert



Das Idyll vor den Mauern. Noch haben die meisten deutschen Städte ihre mittelalterlichen Befestigungsanlagen nicht geschleift – hier das österreichische Tulln. Bei Anbruch der Nacht werden die Tore durch schwere Güter verschlossen. Nur wer eine Gebühr zahlt, das Sperrgeld, darf dann noch hinein.



DIE JAHRE VOR DEM BRUCH

Mitte des 18. Jahrhunderts ist Deutschland eine rückständige Region: Zersplittert in mehr als 1000 Herrschaftsgebiete, wirtschaftlich unterentwickelt, geprägt von einer starren Ständeordnung. Doch die Kräfte, die in Frankreich und England gerade beginnen, den Alltag der Bürger zu revolutionieren, werden auch bald die Deutschen erreichen.



Fast 100 Jahre regten die Zwischennamen der Münchner Freundschaft in den Himmel über der bayerischen Hauptstadt. Die Werte der Französischen Revolution, eines der Gleichheitsgefühle, veränderte auch das Leben in dem staatsrechtlichen Konfliktzentrum, später einer der wichtigsten Verbündeten Napoleon Bonapartes. So erhalten im Jahr 1805 Protestanten die gleichen Rechte wie die katholische Mehrheit.



UNTERGANG DER ALTEN ORDNUNG

Ab 1805 bringt Frankreichs Kaiser Napoleon binnen kurzer Zeit ganz Deutschland unter seine Kontrolle, weder Österreich noch Preußen können den Vormarsch seiner Armeen stoppen. Bei vielen Deutschen lässt die Erfahrung der Fremdherrschaft ein neues Gefühl kalmen: Zum ersten Mal sehen sie sich als ein gemeinsames Volk.

EINE KLASSE FÜR SICH

Um 1800 steigt jene gesellschaftliche Schicht auf, die Deutschland in den kommenden zwei Jahrhunderten prägen wird: Das Bürgertum fordert die Dominanz des Adels heraus wie nie zuvor, gewinnt wirtschaftlich an Einfluss, überflügelt die Aristokraten an Bildung oftmals sogar – und strebt vor allem in den Großstädten auch nach politischer Mitbestimmung.





Das stilles Plazieren (hier Unter den Linden in Berlin) gehört zum Lebensstil des Bürgertums. Es ist Ausdruck einer neuen wirtschaftlichen Stärke, die Zeit von Mühe erlaubt. Politisch begeistert sich diese aufstrebende Klasse für die Ideen der Aufklärung, jener Geistesbewegung, die die Gleichheit aller Menschen propagiert und die vermeintlich gottgegebene Macht des Adels anzweifelt.



Vor Dresden einigte Napoleon Bonaparte Ende August 1813 seinen letzten Sieg auf deutschem Boden. Doch schon wenige Wochen später fügten ihm seine Gegner in der Völkerschlacht bei Leipzig eine entsetzende Niederlage zu. Seine Herrschaft in Deutschland zerbrach (Panorama vom rechten Elbufer aus, Canaletto, 1748)



FREI – UND DOCH NICHT FREI

Im Frühjahr 1813 erheben sich die Deutschen endlich gegen die napoleonische Fremdherrschaft – und treiben die Besatzer über den Rhein zurück. Doch die Befreiungskriege wecken Hoffnungen, die sich nicht erfüllen: Statt einen liberalen Nationalstaat zu schaffen, wie es sich viele Bürger wünschen, stellen die deutschen Fürsten die alte Ordnung wieder her ■

Im Rausch der Veränderung

Rasanter als je zuvor wandelt sich Deutschland zwischen 1770 und 1820: Aufklärung, Französische Revolution sowie der Kampf gegen Napoleon erschüttern die überkommene Ordnung. Und so werden drei aufeinanderfolgende deutsche Generationen in ganz unterschiedlichen Lebenswelten geformt

Text: JOHANNES SCHWEIDER

Es sind die zwei Meister der deutschen Sprache, die den Sieg des Ereignisses an der Wende zum 19. Jahrhundert in treffende Worte fassen: „Die alten Formen stürzen ein“, schreibt Friedrich Schiller 1801, und Johann Wolfgang von Goethe notiert später, eine „neue Epoche der Weltgeschichte“ habe begonnen.

Untergang auf der einen, Neuaufbau auf der anderen Seite: Zwischen diesen beiden Polen tauscht Deutschland zwischen 1770 und 1820. Davon in jenen 50 Jahren wandelt sich die deutsche Gesellschaft grundlegend: als in Jahrhunderten zuvor, kommen bahnbrechende Ideen auf – und gestalten die deutschen Staaten in die Wirren der napoleonischen Kriege. Viele werden innerhalb kurzer Zeit brennt und neu aufgelegt, am Ende alle befreit.

In dieser raschen Folge erfassen historische Umwälzungen das Land, das Menschen, die nur wenige Jahrzehnte trennen, in Lebenswelten groß werden, die aus verschiedenen Epochen stammen. Drei Generationen werden so von den Ereignissen auf ganz unterschiedliche Weise geprägt.

Diejenigen Deutschen, die vor 1750 zur Welt gekommen sind, wachsen auf in einem Staatenverband mit einem fest verankerten und abhangbrachten politischen Gefüge: Das Heilige Römische Reich deutscher Nation funktioniert nach Regeln, die sich seit Jahrhunderten kaum verändert haben.

An der Spitze steht der Kaiser, gewählt von den Kurfürsten, seit 1438

stammt das Staatsoberhaupt fast immer aus dem Haus Habsburg. Der Kaiser besitzt allerdings wenige Machtbefugnisse, die meisten Entscheidungen fallen die Landesherren der mehr als 1000 Territorien weitgehend autonom – viele davon absolutistische Monarchen, nahezu unerschütterten Herrscher über ihre Untertanen. Die mit Abstand bedeutendste Macht im Verband ist Österreich, dem jedoch mit Preußen ein immer stärkerer Rivale erwächst; ihre Konkurrenz (die sogar zu Kriegen zwischen ihnen führt) prägt das Reich seit Jahrhunderten.

Alle wichtigen Positionen in der Verwaltung und im Militär der deutschen Staaten besetzen Aristokraten: Im Heiligen Römischen Reich bestimmt die Herkunft den Wozengang. Zwar wird das Bürgertum nach und nach wichtiger durch Handel und Gewerbe, aber der wirtschaftliche Erfolg bringt noch kaum politische Mitsprache.

Kostet nicht kleine Summen haben die Armeen in den Staaten und auf dem Land, wo drei von vier Deutschen leben. Die meisten schlagen sich von Ernte zu Ernte gerade so durch, und viele müssen wie seit Jahrhunderten als Leibeigene für ihre adeligen Herren schaffen – kaum besser gestellt als Sklaven.

Die gesellschaftliche Ordnung, sie scheint unantastbar.

Und doch kommen gerade unter den gebildeten Deutschen erste Zweifel auf, an der politischen Verfassung des Landes und an der Hierarchie der Stände. Propagiert nicht die Aufklärung – jene geistige Bewegung, die vor allem von

Frankreich aus in ganz Europa immer mehr Anhänger gewinnt – die Gleichheit aller Menschen; vornehmen die Philosophen nicht religiöse Vorurteile und stellen die vermeintlich gottgegebene Dominanz der Adels infrage?

Es sind Zweifel, die rasch lauter werden – und die dazu beitragen, dass jene Deutschen, die um 1770 geboren werden, ein sich veränderndes Land erleben.

Gerade in den größeren Städten entsteht eine kritische Öffentlichkeit, die es so zuvor nicht gab: In Lesesälen diskutieren aufklärerisch gesinnte Bürgen, Zeitungen analysieren die Schwächen der alten Ordnung. Mehr als 1800 Magazine, viele zu Politik, Philosophie und Kultur, erscheinen Ende der 1780er Jahre in Deutschland: die Zahl der Schriftstücke verdoppelt sich zwischen 1771 und 1787 auf 6000.

Doch der Adel verweigert verliert seine Privilegien, auch Monarchen, die sich selbst als aufgeklärt bezeichnen, wollen nicht von ihrer Macht abgeben. Und so empfinden so viele Deutsche als Befreiung, als 1789 die Revolution in Frankreich losbricht. Die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit werden rasch im Bürgertum oft begeistert begrüßt. Als Revolutionstruppen ab 1792 Teile Westdeutschlands besetzen, jubeln die Menschen ihnen entgegen zu.

Die deutschen Fürsten können den Siegerzug der französischen Truppen nicht verhindern – die Soldaten der Revolution sind patriotisch entflammte,



Wie kann jemand sonst stehen
Johann Wolfgang von Goethe und
Friedrich Schiller für das Deutschland
um 1800. Auch in den Werken der
beiden Dichter spiegeln sich die
gewaltigen Umwälzungen, die das
Land in dieser Zeit erleben

Frankreichs Armeen können ihre Vorteile aufgrund der allgemeinen Wehrpflicht immer wieder ausgleichen. In Friedenszeiten müssen die deutschen Herrscher bis 1801 alle linksrheinischen Gebiete abtreten.

Mit dem Aufstieg Napoleons nimmt der Druck auf deutschen Seiten zu. 1805 bezieht der Franzose die österreichischen Truppen, zwingt ein gutes halbes Jahr später 16 deutsche Staaten, darunter Bayern, Baden und Württemberg, dem aus dem Reich auszutreten und eine Allianz unter seiner Führung zu bilden.

Daraufhin legt Kaiser Franz II. am 6. August 1806 – nach einem Ultimatum Napoleons – die Krone nieder; und das mehr als 800 Jahre zuvor begründete Heilige Römische Reich erlischt endgültig.

Zwei Monate später unterwirft der französische Herrscher auch Preußen; der militärisch einst stärkste deutsche Staat wird nunmehr besetzt und verliert die Hälfte seines Gebiets.

Von nun an wandelt sich die frühere innerschleische Ringe um die Ideen

der Revolution immer mehr zu einer Abwehrschlacht der Deutschen gegen die Fremdherrschaft der Franzosen.

Der Freiheitskampf bestärkt das Grundgefühl vieler jungen, um 1790 geborener Deutscher – die sich nun, vereint im Haas auf den Freiherren, stärker als je zuvor als Angehörige einer gemeinsamen Nation zu fühlen beginnen. Die Bewusstheit der Lücke zwischen Ostsee und Alpen hatten sich zuvor meist erst als Franken, Sachsen oder Schwaben verstanden.

Und wer sich mit seinem Land identifiziert, wer bereit ist, dafür zu kämpfen, so der Umkehrschluss der neuen Patrioten, der hat auch Rechte. Der darf Mitsprache fordern, Gleichheit vor dem Gesetz, Pressefreiheit und eine Verfassung, welche die absolutistische Willkürherrschaft endlich beendet.

In dem Vertrauen, ihr Opfer werde belohnt, melden sich junge Männer zu Tausenden freiwillig, ziehen ab 1813 in den Krieg gegen Frankreich, tragen dazu bei, dessen Herrschaft zu brechen. Und werden dann bitter enttäuscht.

Denn die deutschen Fürsten sehen nach Napoleons Ende keinen Anlass, auf die Wünsche der Vaterlandsfreunde einzugehen. Sie sind allein am eigenen Machterhalt interessiert. Und so gibt es wieder ein gescheitertes Deutschland nach einer Verfassung. Stattdessen wird die alte Ordnung wiederhergestellt: An die Stelle des Heiligen Römischen Reiches tritt nun der Deutsche Bund, ohne gemeinsamen Kaiser zwar – aber noch immer mit der Allmacht der Fürsten.

Die Herrscher unerschrocken die liberalen Patrioten bald durch sträfliche Zersetzung, einem wachsenden Polizei- und Geheimdienstapparat. Die Restauration macht das Leben in Deutschland in dieser Hinsicht noch unfreier als in den Jahren des Ancien Régime um 1790.

Drei deutsche Generationen, unterschiedlich geprägt durch die alte Ordnung, die Revolution, den Freiheitskampf – und nun stehen sich viele aus der jüngsten dieser Altschichten, ihrer Hoffnungen beraubt und scheinbar gescheitert, frontal ins Private zurück.

Ihre Ideale aber bleiben lebendig. Nachfolgende Generationen werden sie aufgreifen – und Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Nation formen, wie es sich die um 1790 Geborenen erträumt hatten: politisch geeint, mit einer Verfassung, die die Rechte der Fürsten einschränkt und allen (allerdings nur männlichen) Bürgern ein gleiches Wahlrecht gibt. ■

Johannes Schenkler, 37. 1802, der Thier-
schreiber im Traum von GEOMETRIE



Im späten 18. Jahrhundert ist die deutsche Wirtschaft rückständig – auch weil das Heilige Römische Reich deutscher Nation aus mehr als 1000 Herrschaften zusammengesetzt ist. Innerer wieder müssen Reisende an den Grenzen der Territorien, nur die Hauptstadt eines kleineren rheinischen Fürstentums, Zölle und Mauten bezahlen



SPIONE für den FORT- SCHRITT



Dampfmaschinen wurden lange Zeit nur in britischen Fabriken hergestellt (s.). Den Deutschen fehlt dazu das Know-how

Mehr als drei Viertel der Deutschen leben auf dem Land, mittelalterliche Gesetze regeln das Handwerk, Industrie gibt es noch nicht: Deutschland kann um 1770 nicht mit dem fortschrittlichen Großbritannien mithalten. Und so reisen 1779 zwei Männer aus Preußen auf die Insel, um dem Erfinder James Watt das Geheimnis seiner jüngsten Entwicklung zu entlocken: der Dampfmaschine

— Text: RALF BERHOFST und FRANK OTTIO

D

Der Florist der neuen Zeit arbeitet irgendwo auf diesem Gelände in seinen Werkstätten. Dort wollen die beiden Besucher aus Deutschland ihn treffen. Und ihm sein Geheimnis abgeben.

Januar 1779. Nordwestlich von Birmingham hat der englische Unternehmer Matthew Boulton auf einer Wiese eine der größten Fabriken der Welt errichtet, die Soho Manufactory. Allein die Front des dreigeschossigen Hauptgebäudes erstreckt sich über eine Breite von 35 Metern, ein achtstöckiger Uhrmasten krönt das herrschaftliche Eingangsportal, und so durch die Zugelassen von Weitem über dem Lande ein Herrzog.

Doch im Innern produziertern mehrere Hundert Metallarbeiter vergoldete Knöpfe und Gürtelschnallen, fertigen Schaupfuhlen und Silbergeschmuck, setzen prachtvolle Uhren zusammen, stellen Schwertgriffe für den englischen Markt und den Export.

Jeden Tag kommen Neugierige aus ganz Europa, um Boultons Fabrik zu bestaunen. Der Unternehmer hat eigene ein Treppenhaus für seine Gäste sowie mehrere Schulräume mit produktiven Masterstücken einrichten lassen. Gern führt er Besucher durch seine Manufaktur, gibt ihnen Auskunft, läßt sie oft sogar in seine Villa zum Essen ein.

Die bei Weitem interessanteren Räume der Soho Manufactory aber sind die Werkstätten von Boultons' Kompagnon, dem Erfinder James Watt – und das Maschinenhaus.

Dort steht die neuartige Dampfmaschine der Schotten, ein stampfendes und furchtbares Ungeheuer: eine Apparatur, die die Welt verändern wird. Und die jene zwei Herren ausproben wollen, die an diesem Tag vorfahren und ein Empfehlungsschreiben präsentieren. Sie stellen sich als Barone vor, vermutlich ein altes Brüderpaar aus Preußen. Wie wird schon Aristokraten verdächtigen?

Tatsächlich aber sind die beiden Spione, und sie wollen die Wirkweise der Dampfmaschine erkunden.

Der Bergbauwisse Johann Philipp Freiherr Watz von Eschen und sein Begleiter, ein 22-jähriger Ingenieur namens Karl Friedrich Bückling, treffen Watt und geben sich ihm gegenüber als Bildungsreisende aus, die an den Sensationen der modernen Zeit interessiert sind.

Tatsächlich werden die Gäste über das Fabrikgelände geführt. Sie betreten auch das Maschinenhaus. Hoch über ihnen weht sich in regelmäßigen Abständen ein gewaltiger Holzbalken und pumpt bei der abschließenden von der Dampfmaschine angetriebenen Aufwärtsbewegung über eine angeschlossene Vorrichtung Wasser aus der Tiefe. Vor allem Bückling fragt James Watt immer wieder über Details seiner Erfindung aus.

Als der Schotte die beiden allein lässt, studieren sie jedes Detail der Maschine und machen sich eifrig Notizen.

Bei seiner Rückkehr bemerkt Watt, was die beiden versuchen, und bekommt einen Wutanfall.

Wenig später reisen die Besucher ab. Das Spionageunternehmen der beiden Preußen ist ein Eingeständnis der Unzulänglichkeit. Denn deutsche Ingenieure sind nicht in der Lage, eine Maschine wie die von James Watt zu konstruieren. Das Land in der Mitte des Kontinents liegt technisch weit hinter Großbritannien zurück.

Dieser Mangel an Know-how ist Ausdruck einer allgemeinen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Rückständigkeit, und so werden mehr als 30 Jahre vergehen, bis Deutschland dieses Defizit aufgehoben haben wird.

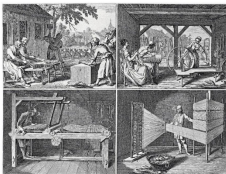
Völlig selbst sind die Ursachen der deutschen Unterentwicklung. So hat Preußen im 18. Jahrhundert immer wieder Krieg gegen Österreich geführt, den mächtigsten Staat des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Als 1763 endlich Frieden herrschte, sind seine Teile des Reiches verloren, Handelsbarrieren unbeseitigt, Felder vernichtet; etwa eine halbe Million Soldaten und Zehntausen wurden getötet. Noch lange werden die Folgen spürbar sein.

Aber auch dort, wo die preussischen und österreichischen Armeen und die ihrer Verbündeten nicht marschierten, ist Deutschland um 1770 ein armes Land, in dem die Löhne niedrig und Nahrungsmittel teuer sind, denn viele Bauern können auf ihren kleinen Höfen keine Überschüsse erzeugen.

Dabei ist das Reich vielfach agrarisch geprägt: Von den rund 22 Millionen Menschen, die zwischen Konstanz und Triest, Lüttich und Wien ströhen, wohnen mehr als drei Viertel auf dem Land. Es gibt nur wenige Großstädte, einzig Hamburg, Berlin und Wien zählen mehr als 100.000 Einwohner, doch mit Paris oder



Bauern binden Garben, ein Hirt hütet Schafe. Auch in der Region um die kaiserliche Residenz Wien leben die meisten Menschen von der Landwirtschaft.



Während Stoffe und Garne in Deutschland um 1440 noch mithilfe verhältnismäßig einfacher Geräte fabriziert wurden (hier die Arbeitsschritte bei der Leinwandherstellung), entwickelten britische Erfinder bereits Apparate, die eine mechanisierte Textilproduktion ermöglichten

der Millionenmetropole London können auch sie sich nicht messen (obwohl in Großbritannien nicht einmal halb so viele Menschen leben wie im Heiligen Römischen Reich).

Die Dörfer und Weiler liegen wie seit Jahrhunderten lausend von Wäldern, Feldern und Wäldern, umschlossen von Hecken oder Zäunen. In der Mitte jedes größeren Dorfes erhebt sich eine Kirche mit Pfarrhaus, rechts ein Amtshaus, ein Wirtshaus, das Waschhaus und ein Brunnen, darum reihen sich Gehöfte, die durch ungepflasterte Wege und Stege verbunden sind. Am Rand der Ansiedlung bieten oft die Äuße Armen Zuflucht.

Die meisten Bauern bewirtschaften ein Stück Land in eigener Verwertung, das Roggen, Gerste, Hafer oder Weizen. Sie pflanzen in ihren Gärten

Kohl, Spinat, Möhren und Kartoffeln, haben Rinder, Schweine, Gänse, Ziegen und manchmal Bienen, um mit dem Honig ihre Speisen zu süßen.

Aber wirklich frei sind sie nicht. Sie leben in verschiedenen Stufen der Abhängigkeit von einem Grundherrn: ihrem Landesfürsten, einem Adligen, einer Kirche oder einem Kloster.

Wie allem auf den großen Rittergütern östlich der Elbe sind die Landleute oft noch Leibeigene. An einer festgesetzten Anzahl von Tagen im Jahr müssen sie dem Gutbesitzer Fronknechte leisten: im Sommer das Getreide auf den Feldern ernten, im Winter Holz in den Wäldern schlagen, beim Bau von Wegen, Brücken oder Scheunen helfen, ihre Ochsen oder Pferde vor die Fuhrwerke der Post oder von durchziehendem Militär spannen.

In einigen Gegenden im Osten beträgt die Dienstreise größerer dem Gutsherrn sechs halbe Tage in der Woche – Arbeitstrecke, die für die eigigen Felder fehlt. Manche Bauern müssen permanent einen Knecht, eine Magd oder ein Gespann an den Junker abstellen.

In Pommern darf ein Gutbesitzer seinen Bauern verbieten zugraben. In Mecklenburg können sie mitnachts dem Boden, auf dem sie leben, verkauft werden. In manchen Gegenden im Osten des Reiches besitzt ein Gutsherr zudem das Züchtungsgericht, und seine Bauern müssen ihn vor der Heirat um Erlaubnis fragen (siehe Seite 54).

Westlich der Elbe, am Rhein, in Hessen, Baden oder Süddeutschland, genießen die Landbewohner etwas mehr Freiheit, sind die alten Fronknechte zu-

meist in Abgaben gewandelt, die in Naturalien, in Getreide, Geflügel und Viehstapel, vor allem aber bar zu zahlen sind.

Doch auch hier schmälern die Abgaben die Erträge. Zudem ist die eingesetzte Agrartechnik oft noch primitive. Wie ihre Vorfahren bearbeiten die Landwirte ihre Äcker mit einfachen Pflügen, Hacken und Eggen, düngen mit Viehmist und ernten mit Sense oder Sichel.

V

Viele Bauern können nur die eigene Familie durchbringen und erwirtschaften keine Überschüsse, die sich auf den Märkten verkaufen ließen, oft müssen sie auf ihrem Hofen selbst bei handwerklich arbeiten, etwa Webstühlen herstellen, um zu überleben. Und weil fast 80 Prozent der Hölle in Deutschland solche Kleinbetriebe sind, die nur ihre Besitzer

Streng überwachen die ZÜNFTE das Handwerk

ernähren, ist die Agrarwirtschaft wenig produktiv und liegen die Preise für Lebensmittel hoch.

So heißt der Hungertod für die meisten Dorfbewohner eine reale Gefahr. Ein Hagelsturm kann die Ernte vernichten, anhaltender Regen im Sommer das Getreide verfaulen lassen. Die Tagelöhner, Mägde und Knechte, die keine eigenen Felder bewirtschaften, leben ohnehin

stets am Rand des Existenzminimums. Ihr Dasein hat sich seit Generationen kaum gewandelt, ihr Alltag zumeist dem längsten verfalleneren Verfahren.

Doch das gilt in Deutschland nicht nur auf dem Lande – auch das Bild der Städte hat sich in vielen seit dem Mittelalter kaum verändert.

Schon von Weitem sind die Spitzen von Kirchen und Wehrtürmen zu sehen. Größere Ansiedlungen schützen sich durch Vorwerke, Gräben und einen Mauerwall gegen feindliche Belagerung in Kriegswinter. Die meisten Städte im Reich zählen nicht mehr als 1000 Einwohner; in Offenburg, Ravensburg oder Schweinfurt etwa leben jeweils nur 500 Menschen. Kaum 300 Städte haben mehr als 4000 Bewohner.

An den Toren kontrollieren Wachen den Strom der Reisenden, auch wird ein Güter heruntergelassen und verschlossen. Wer dann nach Einlass begehrt, muss ein Spengeld zahlen.

Weil es innerhalb der Mauern an Platz fehlt, sind die Gassen eng und dunkel. Oft werden die Häuser über mehrere Stockwerke in die Höhe geföhrt, verbreitern sich manchmal oben noch und verschämen die Wege zusätzlich.

Überall liegt ein stechender Geruch in der Luft. Einer voller Schlachten- und Kirchenabfälle sowie Nachtrümpfe werden auf die meist ungepflasterten Straßen entleert, damit der Regen sie durch eine Rinne in der Mitte fortspült.

Schweine und Hühner laufen durch die Gassen, in kleinen Landstücken liegen Misthaufen vor vielen Häusern. Der Raß von Holzfässern aus Öfen und Schmelzen erschwert das Atmen.

Und es ist laut: Die Kirchenschlägen klagen, in ihren Werkstätten hämmern Schmiede an den Ambossen und häufen mit Blashölgen die Ghor an. Schuster klopfen und schneideln an Leisten, Drechsler fertigen an ihren Drehbänken Werkstücke, Hafschlappen, Gesang, Geschrei und Geräusch.

Das Getöse der Gassen öffnet sich erst am Markt, dem belebtesten Ort jeder Stadt. Hier ist etwas mehr Licht und Luft; hier erheben sich das Rathaus, die Gerichtshäuser und die zwischen prachtvollen Fassaden der Patrizierhäuser sowie der Kontor- und Wohnhäuser der wohl-



lebenden Kaufleute und die Vorwerkungsbauten von Gilden und Zünften.

Die Gesellschaft des Reiches ist in Stände gegliedert. Ganz oben steht der Adel, der insgesamt etwa ein bis zwei Prozent der Bevölkerung ausmacht, geföhrt vom Klerus, der vom Erzbischof bis zum Dorfpriester alle adligen katholischen Geistlichen umfasst.

Zu den Bürgern gehören in den deutschen Ländern gut eine Million Menschen, doch der zahlenmäßig größte Stand ist der der Bauern. Und wie weder Land noch Bürgerrecht besitzen,



Die Meissener Porzellanmanufaktur, 1710 von Karl-Friedrich August dem Starken in einem Schloss hoch über der Elbe eingerichtet, ist einer der wenigen deutschen Gewerkebetriebe, die erfolgreich für den europäischen Markt produzieren. Doch immer mehr Mitbewerber gelangen an die geheime Rezeptur für das gelungene Porzellan – und machen den Sächsischen Konkurrenz

nählt zu der großen Gruppe der standlosen Unterschicht.

Von den höchstens fünf Millionen Deutschen, die in Städten leben, genösste nur etwa ein Viertel das Bürgerrecht. Diese Bürger können sich in den Rat der jeweiligen Stadt wählen lassen und dort über die Verwendung eines Teils der Steuergelder bestimmen.

Meist sind es jedoch nur wenige Honoratioren- und Patrizierfamilien, die in den Magistraten dominieren.

Unterhalb dieser Elite rangiert in den urbanen Zentren eine Mittelschicht aus Kaufleuten, Handwerksmeistern, Ärzten und Wirten.

Diensthoten, Heimgewerbetreibende, ledige Gevatten, Soldaten, Tagelöhner und Manufakturarbeiter haben keinen anerkannten Besitz und auch kein politisches Mitspracherecht.

Ganz unten sammeln sich schließlich die randständigen Existenzen: Bettler, Scherenscheitler, Zahnbrecher, Pro-

stribuierete, Gaukler und anderes umherziehendes und heimatisches Volk.

Zwar sind die Grenzen zwischen den Ständen und Schichten etwas durchlässiger geworden. Denn ohne die Dienste der Stadtbürger in Justiz und Verwaltung kommen die Fürsten und adeligen Patrizier nicht mehr aus.

Doch in den Herrschaften des Reichs verändert die bürgerliche Elite ihren Aufstieg nicht unmerklichem Erfolg (wie in England) oder politischem

Einfluss (wie in Frankreich), sondern vor allem ihrer Bildung. Wer eine gute Schule besucht oder studiert hat, kann im Kirchendienst, einem Amt oder Ministerium auf eine Karriere hoffen. Auch werden bürgerliche Werte wie Fleiß, Ordnung und Ehrlichkeit in der Gesellschaft immer wichtiger (siehe Seite 68).

Aber weiterhin existieren unüberbrückbare Grenzen, ist der Aufstieg gewöhnlich auf den eigenen Stand beschränkt: Der Sohn eines Kleinbauern kann es durch günstige Heirat oder geschickten Landverkauf zum Großbauern bringen (aber nicht eben auch nicht), ein Handwerkermeister kann zum vermögenden Verleger aufsteigen, der Nachkomme eines Pfarrers zum Professor oder Kanzler einer Universität.

Vom Getriebe der bürgerlichen Aufsteiger in Deutschland wiederum fühlen sich oftmals die Mitglieder der alten Zünfte bedroht. Dabei versuchen sie, ihre überkommenen Privilegien zu verfestigen.

Von den 1,2 Millionen deutschen Handwerkern und rund 30 000 Kaufleuten und Händlern sind viele in eigenen Verbänden zusammengeschlossen, die über großen Einfluss verfügen. Bäcker, Schneider, Tischler, Steinmetze und zahllose andere Professionen sind in Zünften organisiert (andere Handwerker wie Hutmacher und Albedeker, mancherorts aber auch Müller, Gerber oder Leinwandweber galten als unehrenhaft, ihnen ist dieses Verbot, das vereinnahmt, das eigene Meier zu regulieren und Konkurrenz auszuschalten, verweigert).

Die Verbände wachen seit einem halben Jahrtausend streng darüber, dass jeder Handwerker nur das ihm zugedachte Spezialgebiet seines Faches ausübt, und daran soll sich auch nichts ändern.

Die Zünfte vermitteln Aufträge, sie prüfen die Qualität der Produkte und kontrollieren die Ausbildung der Gesellen, bestimmen über die Größe und Anzahl der Betriebe und wachen über den Lohnverlauf ihrer Mitglieder: Wer Lehrling werden will, muss seine elterliche Gebühre nachweisen können und ein ehrbares Leben führen.

In Braunschweig vorwiegend 1764 die Zunft der Braunschweiger (als eine Spitzen und Korallen herstellend) einem

Der BERGBAU braucht neue Maschinen



Vier Pferde ziehen ein Walzwerk an. Solche simple Maschinen sind in Deutschland schon seit über 1000 Jahren im Einsatz.



Mit Händen und Füßen leitet dieser Weber sein Gerät – und arbeitet mit entsprechend geringer Produktivität.

Mann die Aufnahme, weil er eine schwangere Frau gebohrt hat. In Augsburg legt die Zunftordnung des Goldschmiedes fest, dass nicht mehr als sechs Gesellen im Jahr zu Meistern ernannt werden dürfen. Zuvor müssen sie zwölf Jahre lang ihr Handwerk erlernt haben.

Zeitgenössische Kritiker bemängeln, dass die Zünfte Wettbewerb verhindern und die wirtschaftliche Dynamik lähmen, weil sie nicht die unternehmerische Tatkraft des Einzelnen belohnen, sondern dem denen, die Mitglieder zu versorgen und abzusichern.

Schon 1731 sollte eine Reichshandwerksordnung die Macht der mittelalterlichen Zünfte und der Gesellenvereinigungen einschränken. Aber letztlich wagt es keine Regierung, sie ganz aufzulösen.

Denn die Verbände sind gefürchtet: Mehr als 180 Mal streikten im 18. Jahrhundert allein Schneider-, Schuster- und Schlossergesellen und können dabei auf die gefüllten Kassen ihrer Bruderschaften verweisen.

Meist fordern die Gesellen bessere Arbeitsbedingungen oder höhere Löhne sowie die Aufhebung ihrer Rechte von den Handwerksmeistern. Bei manchen Auseinandersetzungen bedingten aber auch Meister und Gesellen gemeinsam Vorschriften eines Stadtrats oder sonstiger Gewerbetreibende – oder sie verteidigten etwa den „Mann Montag“, das traditionelle Vorrecht der Handwerker auf einen arbeitsfreien Montag.

Unter diesen Umständen ist es schon fast erstaunlich, dass trotz dieser mittelalterlichen Privilegien durchaus einige Regionen prosperieren. Die Deutschen verkaufen Leinwand und Wollestoffe, Hefe, Getreide, Wein und Tabak an ihre Nachbarn und führen selbst Rohstoffe, Süßfrüchte und Kolonialwaren ein.

Die Messestadt Frankfurt am Main und Leipzig, die eine als Kaufmannsstraße miteinander verbindet, ziehen Geschäftsleute von weither an, die sächsische Metropole ammt durch als Umschlagplatz für die Ausfuhr nach Polen und Russland. Und Hamburg hat den drittgrößten Hafen Europas.

Im Vergleich mit Großbritannien ist der deutsche Außenhandel allerdings

klein, es benötigt nur ein Drittel, trotz der mehr als doppelt so großen Einwohnerzahl. Denn die deutschen Staaten besitzen weder nennenswerte Kolonien noch eine bedeutende Handelsflotte.

Und den Warenaustausch innerhalb Deutschlands erschweren schlechte Verkehrswege. Die Binnenschifffahrt ist oft mühselig. Es gibt nur wenige Kanäle, und um etwa ein mit 3000 Zentnern beladenes Frachtschiff auf dem Rhein gegen die Strömung bergan zu ziehen, müssen sich auf den Treidelpfaden am Ufer ein Dutzend Pferde oder bis zu 90 Mann in die Seile stemmen.

In Großbritannien erleichtern die kürzeren Entfernungen zwischen den Küstenhäfen und den Seiden im Inland den Transport. In Frankreich sind früh Flüsse begradigt und Kanäle gestochen worden.

Auch auf Deutschlands Straßen ist das Reisetempo gemächlich. Zwar verbinden in Hessen und Baden erste gut ausgebaute Chaussees einige Städte. Die größtenteils flache Oberfläche ist zur Mitte hin leicht gewölbt, damit das Regenwasser in seitliche Gräben ablaufen kann.

Aber Postkutschen verfügt um 1770 noch über keine einzige solcher „Kameraschaft“. Sechs Tage dauert etwa die Reise von Berlin nach Königsberg per Postkutsche – und ist eine Tortur: Daran murren jedoch die Kutschen über die schiefen Landstraßen, schreibt ein Künstler Anfang des 19. Jahrhunderts, „dass Leib und Seele Gefahr liefen, voneinander getrennt zu werden“. In England dagegen werden seit Jahrzehnten Hauptverkehrsstraßen gebaut und beladen erweitert.

Die langen Reisezeiten in Deutschland machen den Transport teuer, zudem steigen überall Zölle die Preise der Fracht. Das Land ist in mehr als 1000

weltliche und geistliche Herrschaften zerstückelt, vom Königreich Böhmen bis zur Fürstentum Berktin, von der Hansestadt Hamburg bis zum ebenso autonomen Reichsfürstentum Gochsheim in

Dakota, silbernen Gärten, Reichs- und Konventionenstern. Dazu kommen unzählige geringwertige Scheidemünzen aus Kupfer: Gesschen und Pfennige, Heller, Kreuzer und Schilling, aber auch wertvolle ausländische Geldstücke.

Werden sich in diesem in Zersplitterung und Rückständigkeit bestrittenen Land etwas bewegt und neue Formen des Wirtschaftens entstehen, sind nicht wie in Großbritannien private Unternehmern und Anlegen die Antriebe. Deutschen Aristokraten verbleibt ebenfalls ein stillschweigender Elitenkodex, offen als Händler oder Kaufmann zu arbeiten.

In England ist es für den Sporn einer Aufholende dagegen keine Schande, in einem Handelsklausen ein

Geld zu verdienen. Berufswahl werden nicht durch Zünfte behindert. James Watt etwa war Instrumentenbauer, bevor er sich der Dampfmaschine widmete.

Auf der Insel investieren Unternehmern in neue Apparaturen und Erfindungen, so wie der rheinische Perückenmacher Richard Arkwright, der die erste Spinnmaschine mit Wasserrad antrieb konstruierte. Tuchverleger illustrierten mit ihrem Kapital Baumwollfabriken – und Erbkern so die Effizienz der Gesamtwirtschaft. Auch beim Nachbarn Frankreich versuchten Aristokraten, ihre Güter profitabler zu betreiben.

In Deutschland sind es allein die Regierungen, die die Anstellung von Manufakturen mit Geld und Privilegien unterstützen. Das soll höhere Staatseinkünfte bringen und neue Branchen etablieren, die aus Sicht der Herrschenden wichtig sind: nämlich die Produktionen von Rüstungen – und von Luxusgütern.

So finanziert der preussische Staat mit Zuschüssen die Gründung solcher Betriebe oder führt sie gleich ganz in



Nicht Dampfkraft, sondern ein Wasserrad bewegt diesen gewaltigen Hammer, mit dem sich schwere Werkstücke formen lassen. Moderne Antriebsmaschinen werden in Deutschland erst ab 1800 eingesetzt

Unterfranken. Und jeder Herr erhebt an den Grenzen seines Landes Abgaben. Kaufleute müssen zudem Brücken-, Torgelder oder Stapelgebühren zahlen.

Aus Mainz legen um 1800 zwischen Hamburg und Mainz 31 Zollstationen, am Rhein sind es von Straßburg bis zur holländischen Grenze 32 – im englischen Königreich dagegen sind schon um das Jahr 1800 alle Binnenschifffahrten abgeschafft worden.



Zu küssen sind die deutschen Meinen und Zölle in den unterschiedlichsten Mäusen: goldenen Friedrichsdor und

eigener Regie. Vor allem im Textilgewerbe entscheiden auf diese Weise neue Arbeitsplätze. Das Königliche Lagerhaus etwa, dem der Staat zur Gründung des Gebäudes zur Verfügung stellt, fertigt Wolltuch, schneidert Uniformen für preussische Soldaten und gibt bereits 1738 fast 5000 Menschen Arbeit.

Mehr als 25 Manufakturen außerhalb der Hauptstadt weben Seiden- und Tuche Stoffe. 300 Arbeiterinnen stellen in einem Betrieb künstliche Blumen her.

Doch meist werden Stoffe nicht in einem großen Betrieb gefertigt, sondern in ländlichen Regionen produziert, deren dorthin reiche die Macht der städtischen Zünfte nicht. Verleger verkaufen die Rohmaterialien an vorwiegend Bauern oder Dorfbewohner, die kein Feld besitzen und gezwungen sind, sich etwas Geld hinzuverdienen. Sie spinnen in Heimarbeit Wolle oder weben Stoffe. Zwischenhändler liefern die fertige Ware dann in den Städten ab.

Regenreiche Gewerbslandschaften bilden sich in manchen Regionen des Reiches: Textilmanufakturen um Elberfeld, Aachen und Krefeld weben Tuch und feine Seide, Schneidern in Solingen und Remscheid stellen Klängen und Waffen her, die auf der ganzen Welt begehrt sind. Doch eine ankunftsbedingte Modernisierung geht von ihnen nicht aus.

Zudem nimmt die Bevölkerungszahl jedes Jahr um etwa 100.000 Menschen zu, die zusätzlichen Esser verschärfen den Mangel an Nahrung.

Die Lebensmittel in Deutschland waren sind und die Einkommen zugleich niedriger bleiben als etwa in England (vor allem Arbeiter in Betrieben Beschäftigung finden), fehlt vielen Menschen schlicht das Geld, um Tücher, Messer oder Kanonkugeln zu kaufen. Die Reallohn sinken sogar. Daher entsteht kein dynamisches Wachstum, das sich selbst trägt und verstärkt. Deutschland fällt gegenüber Frankreich und vor allem Großbritannien immer weiter zurück.

Auch im Bergbau – auf den Briten lands leidlich neben dem Textilgewerbe ein Leitmotiv des Fortschritts – geht es nicht recht voran. Preußen findet zwar die Gewinnung von Bodenschätzen, um



Kraufvill durchläuft die Pfalzgräz der Tal bei Dresden. Erst als Sachsen-Jahreszeiten später zu einem Zentrum der industriellen Revolution wird, entsteht auch in dieser Mylla ein moderner Gewerksbetriebs

Arbeit zu schaffen und sich von den Importen begabter Metalle unabhängig zu machen Kupfer vor allem ist wichtig, um bronzene Kanonen zu gießen.

Und schon 1788 hat Friedrich der Große eine eigene Behörde unter einem Fachminister für das Berg- und Hüttenwesen eingerichtet. Der Staat hat darüber hinaus mehrere Minen im Mansfelder Land zwischen Harz und Saale übernommen, die neben dem begehrten Kupfer auch Silber liefern.

Doch gerade die Lagerstätten des Kupferschwefels, aus dem später das reine Metall gewonnen wird, liegen sehr tief unter der Erde. In den Gruben veranschaulicht das Abpumpen des Grundwassers mit im Kreis laufenden Pferden, die eine Mechanik antreiben, immense Kosten und macht die Stollen unrentabel. Eine

Kommission soll Vorschläge unterbreiten, wie die Bergwerke auf Dauer wirtschaftlich zu betreiben wären. Ein Gutachter schlägt dem Branden von „Feuermaschinen“ einzusetzen, wie sie in England genutzt werden, um die Schächte trocken zu halten.

Doch die bereits um 1712 von Thomas Newcomen in England erfundene Umversion der Dampfmaschine hat einen entscheidenden Nachteil: Sie verzehrt ungeheure Mengen an Energie. Und Holz, das in den Gruben als Brennstoff genutzt werden könnte, wird wegen der zunehmenden Nachfrage immer teurer. Kohle müsste unendlich herangeschafft werden.

Darum weist die Bergbaubehörde die preussische Staatsbank an (die über Aggraten Kontakte zu Handelsbläsern in



Großbritannien umschleife), Informationen über Dampfmaschinen einzuholen. Wahrscheinlich auf diesem Weg eröffnet Berlin, dass es James Watt 1769 gelungen ist, einen Antrieb zu konstruieren, der die entscheidende Schwäche bisheriger Dampfmaschinen vermindert: Er verbraucht bei gleicher Leistung nur ein Viertel der bis dahin benötigten Energie.

Der neue Bergbauminister Friedrich Anton von Heinitz, seit 1777 im Amt, sucht Kontakte zu James Watt und dessen Geschäftspartner und Finanzier Matthew Boulton in der Soho Manufactory bei Birmingham. Vier Dampfmaschinen wolle man kaufen.

Watt erklärt sich in einem Brief vom 24. März 1778 gern bereit, die Maschinen zu liefern. Allerdings bestehen er und sein Korympagnon darauf, dass Preußen ihnen im Gegenzug ein 14-jäh-

riges Monopol gewährt. Das würde bedeuten, dass Berlin innerhalb dieser Frist nur bei Boulton & Watt neue Maschinen bestellen darf.

Diese Klausel aber widerspricht der Wirtschaftspolitik Preußens – dem Bestreben, sich von ausländischen Rohstoffen und Importen möglichst unabhängig zu machen. Heinitz lehnt die Forderung ab. Und entwickelt stattdessen einen verzerrten Plan: Die Preußen wollen Watts Dampfmaschine nachbauen.

Der Minister und seine Beamten wissen allerdings, dass sie dazu noch längst nicht genügend technisches Know-how besitzen.

Daher erhält Oberberggraf Wütsch von Eschen, zuständig für die Kupfer- und Bleiminen im Mansfelder Land, im April 1778 den Auftrag, eine Spionagereise nach England zu unternehmen – zum Firmensitz von Boulton & Watt.



Als Wütsch von Eschen Begleiter wird ein junger Mann ausgewählt, der als einer der Kräfte an der kurz zuvor gegründeten Akademie für Berg- und Hüttenwesen im sächsischen Freiberg ausgebildet worden ist: Karl Friedrich Bückling, 1756 im brandenburgischen Neuenpinn geboren und schon als Jüngling von allem Technischen fasziniert.

So entscheidet er sich beispielsweise, nicht den vöterlichen Handel zu übernehmen, sondern absolvierte eine Ausbildung zum Brückenbauer, wechselte dann zum Montanwesen, das der preussische Staat förderte.

Wütsch von Eschen und sein junger Adhäsus bekommen die Order, in England die Konstruktion der Watt'schen Erfindung genau zu studieren. Bückling soll demart exakte Zeichnungen anfertigen, dass die Maschine in Preußen nachgebaut werden kann.

Wohl noch im Jahr 1778 brechen die beiden Männer zu ihrer Reise auf. Wo sie sich einschleifen, wann genau sie im Januar 1779 in Birmingham einsteigen, lässt sich heute nicht mehr sagen, denn der Bericht über ihre Spionagefahrt ist verloren gegangen.

Nach ihrer Berichterstattung des Geländes und des Maschinenbausasens erfährt Watt, dass Bückling einen Mitarbeiter beschoren hat, um Einzelteile der Maschine genauer untersuchen zu können. Ergötzt berichtet er seinem Partner Boulton, der in London wohnt, von den deutschen Spionen.

Die beiden Preußen aber haben in England genug Informationen beschafft: Denn Watts Erfindung kommt bereits in zwei Londoner Wasserversoren zum Einsatz. Und dort konnten die Deutschen bereits von den Maschinen eingesehenen präzise Zeichnungen anfertigen, die sie nun zusammen mit ihren Notizen nach Preußen bringen.

Doch die Geschichte endet einmal nicht. Es ist, als wären die Beamten über die eigene Kühnheit erschrocken. Anschließend schenkt das Ministerium aus das Risiko und vor allem die Kosten eines Nachbaus. Bückling wird, vermutlich als Lohn für seine Verdienste, in Berlin zum Hüttenbauinspektor ernannt.

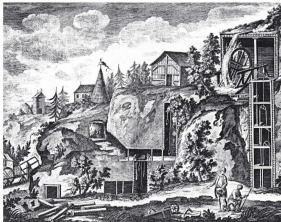
In Sachsen Dampfmaschine geht es nun jahrelang nicht voran. Vergebens versucht Minister von Heinitz Friedrich II. dazu zu bringen, das nötige Budget freizugeben.

Währenddessen wird im Mansfelder Kupferrevier die Lage aufgrund sinkender Wasser immer kritischer.

Im April 1782, gut drei Jahre nach seiner Englandreise, wird Bückling in eine Kommission berufen, die das Problem lösen soll. Eigentlich ist allen Fachleuten längst klar, dass nur eine Dampfmaschine helfen kann.

Und Bückling traut sich die schwierige Aufgabe noch immer zu: Er erklärt sich bereit, nach seinen Zeichnungen aus den Londoner Wasserversoren eine Kopie von Watts Erfindung zu bauen, und voranschalt die Kosten.

Im Spätsommer 1782 lässt er einen Mechaniker ein Modell im Maßstab 1:1 anfertigen. Dass selbst die Miniatur-Dampfmaschine auch nach mehreren



„Viel besser als traditionelle Pumpenlagen, die von Pferden – oder wie hier von Wasserrädern – bewegt werden, bewältigen dampfgetriebene Anlagen das in Bergwerken häufige einkipprige Grundwasser. Das geniale Ingenieur Karl Friedrich Bückling machte deshalb um 1780, eine Dampfmaschine nach betriebschem Vorbild zu konstruieren. Doch lange Zeit blieben seine Bemühungen erfolglos.“

Nachbesserungen nie über längere Zeit einwandfrei läuft (sie erzeugt offenbar zu hohe Reibungsverluste), scheint niemanden zu irritieren.

Ein optimistischer Bericht des Ministers überwindet endlich die Zweifel des spannungs-Preußenscheitigen Friedrich II. gibt Gelder frei, damit Bückling nun die richtige Maschine bauen kann. In einem Jahr soll der junge Mann fertig sein – ein überaus ehrgeiziger Plan.

Und alle versinnen darauf, dass er gelinge. Denn schon im Februar 1780 wurde in einem neuen, größeren Schacht bei Mansfeld die Kupferförderung auf-

genommen, obwohl die Wasserprobleme nach wie vor ungelöst sind.

Bückling bestellt bei Hütten- und Hammerwerken die benötigten schweren Gus- und Schmiedeteile, wie er sie in England gesehen hat: einen einen kupfernen Dampfzylinder, Rohre, Kollensetzungen, Befestigungsbohlen.

Allein der fast drei Meter hohe Zylinder besteht aus 2226 Kilogramm schweren Messingplatten. In eigens eingekauftes Werkstätten werden die angelernten Teile unter seiner Aufsicht

bearbeitet und montiert. Kleinteile gegossen und geschmiedet.

Bückling lässt an dem Schacht bei laufendem Betrieb ein 17 Meter hohes Maschinenhaus errichten und einen Sechel für den Dampfzylinder mauern.

Unentdeckt Erdern die Grubenarbeiter aus der Tiefe in nur mehr Kupfer-schiefer nach oben. Aber auch fast ein Kubikmeter Wasser dringt pro Minute ein. 22 Pferde müssen die Aufseher anspannen, um das Wasser hochzupumpen.

Schließlich brauchen sie 108 Gütle pro Tag, effizient versenden als Erschöpfung. Immer wieder bricht die zu stark

beanspruchte Mechanik, und die Kosten werden untragbar: Im Mai 1784 lässt das austländische Oberbergamt den Förderbetrieb einstellen, der Schacht läuft voll – noch bevor Bückling fertig ist.



Erst im September 1784 wird der Dampfkessel vollends eingemauert. Zwei Monate später berichtet Bückling seinen Vorgesetzten in Berlin über eine erste erfolgreiche Stockprobe.

Robührungen und Ventile werden montiert, der mehr als fünf Tonnen schwere und fast acht Meter lange Balancier aus Eichenholz eingehängt, seine Mitre liegt wie bei einer niedrigen Balkenwaage auf einer Mauer und soll später das Auf und Ab des Kolbens auf das Pumpgestänge übertragen.

In den kommenden Wintermonaten treffen von Bückling keine Berichte mehr in der Hauptstadt ein. Offenbar gibt es Schwierigkeiten mit dem Ventilsystem, das die Zue- und Ableitung des Dampfes in den Zylinder regelt. Der Hüttenbauinspektor aber vernachlässigt seinen Vorgesetzten die Hindernisse. Schließlich fordert der Minister in einem Schreiben im März 1785 Auskunft.

Anfang Mai mündet Bückling endlich einen erfolgreichen Treadlauf der Maschine.

Knapp vier Monate später reist Bergbauminister Heinke aus Berlin in das Revier bei Mansfeld. Bis dahin hat der Bau der Maschine rund 15.000 Taler gekostet; das 125-fache Jahresgehalt eines Gymnasiallehrers (und fast doppelt so viel, wie von Bückling veranschlagt).

Heißer Dampf strömt aus dem Kessel über die Robührungen in den Zylinder, drückt den Kolben herunter und setzt den mächtigen Balancier in Bewegung. Durchschnittlich 16-mal hebt und senkt sich das angeschlossene

Pumpgestänge in einer Minute und pumpt in 40 Minuten über acht Meter Wasser aus dem vulgustiefen Schacht. Nach dem Probeauf wird die Maschine wieder abgestellt.

Minister Heinke ist zufrieden, stellt Bückling eine Beförderung und eine Gehaltssteigerung in Aussicht, will ihm sogar das Patent gewähren, für eine bestimmte Zeit alle Dampfmaschinen in Preußen bauen zu dürfen.

Doch als der Vorgang wieder abgegründet ist, zeigen sich im Dauerbetrieb auch die Schwächen der Maschine. Die Steuerung funktioniert noch immer nicht richtig: Die Ventile öffnen und schließen sich nicht schnell genug.

Bückling hatte von diesem zentralen Bauteil nur eine alte flüchtige Zeichnung von seiner Spitzengeneration mitgebracht. Allein wird er es nicht schaffen – er braucht mehr Informationen aus England.

Im Februar 1786 regt er abermals über den Kanal, diesmal allein. In London dem Stadtrat Cleburne lässt ihn ein Arbeiter gegen Geld die Steuerung einer Dampfmaschine im Detail studieren.

Erst nach zwölf Jahren gelingt die KOPIE

Und im Bergbaurevier in Cornwall wird er dem 30-jährigen Maschinenwärter William Richards für ein Jahresgehalt von 300 Talern ab – das sechsfache Salär eines Arbeiters in der preussischen Porzellanmanufaktur.

Wieder zu Hause, ermuntert Bückling die Steuerung der Maschine, und Richards stellt sie nach und nach perfekt ein. Dann aber zeigt sich, dass die Leitung der Dampfmaschine nicht ausreicht.

Der in Preußen gefertigte Zylinder ist zu klein. Ein größeres Ersatzkompl-

aus Eisen wird bestellt – in England. Es dauert noch anderthalb Jahre, bis die Maschine einwandfrei läuft.

Und erst im Februar 1790 kann aus dem hier gepumpten Schacht wieder Kupfenschmelze gefördert werden. 63.012 Taler hat die Entwicklung der Dampfmaschine bis dahin gekostet, nahezu das Achtfache des geplanten.

Insgesamt haben die Preußen zwölf Jahre benötigt, um das in England bereits eingeführte Technologie zu kopieren – fast so lange, wie das einst von Boulton & Watt geforderte Monopol bestanden hätte.

James Watt hat die Zeit genutzt und seine Dampfmaschine inzwischen wesentlich verbessert: Anders als bei seinen Vorgängern wird nun das Kolben im Zylinder nicht nur nach unten, sondern ebenso nach oben bewegt, sodass ein Auf und Ab durch einen Mechanismus mit Zahnradern in eine Drehbewegung übertrifft.

Mit dem so entstandenen Universalmotor lassen sich neben Pumpen auch Web- und Spinnmaschinen, Sägewerke oder Getreidemöhlen antreiben.

Fast 500 dieser Apparaturen liefern Watt & Boulton bis 1800 aus, zehn Jahre später arbeiten bereits 5000 moderne Dampfmaschinen in England und treiben die industrielle Revolution voran – in Deutschland sind es zu jener Zeit gerade einmal 25 Maschinen.

Wieder sind die Briten einen entscheidenden Schritt voraus. Es wird Jahrzehnte dauern, bis die Deutschen aufholen werden. ■

Dr. Ralf Berthold, *Jg. 1967, ist Autor in Berlin. Dr. Frank Otto, Jg. 1962, der Redaktionsredakteur Chyphobator von GEDOLPHE.*

LITERATURHINWEISE. Georg Schmidt, *Wandel durch Vernunft: Deutschland 1770-1800*, C. H. Beck; sehr gute Darstellung der deutschen Verhältnisse im 18. Jahrhundert, übersichtlich, fundiert und kritisch. Richard van Dülmen, *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, Bd. 2: *Darf und Stadt*, C. H. Beck; alltagsnahe Porträts des Reichen in allen Lebensbereichen.

DER HELD DER OHNMÄCHTIGEN

Millionen Deutsche ziehen um 1770 heimatlos und verarmt durchs Land, viele schließen sich in kriminellen Banden zusammen. Einer der bekanntesten Gauner ist Mathias Klosterrmayr in Schwaben. Er wildert, stiehlt und tötet – und wird trotzdem als Rebell verehrt

von MICHEL BERLAND

Mathias Klosterrmayr hat keine Chance mehr: Zwei seiner neun Kompanie sind tot, einer lauert im Karzin, andere verstecken sich im Bückstein. Seit vier Stunden beschließen 300 Soldaten und Jäger das Wirtshaus im schwäbischen Osnell, in dem sich die Bande verschanzt hat. Inzwischen wider sind sie ihren Verfügern in den Jahren zuvor entkommen. Doch am dessen 14. Januar 1771 scheint die Flucht unmöglich. Der vermeintlich „Jagdliebe“ Klosterrmayr ergab sich der Obermacht.

Grade kann er nicht erwarten. Er hat gewildert, geraubt, gestolen. Hat die Obrigkeit immer wieder gesucht. In eine Zeit großer Not aber macht ihn das für viele zum Helden.

Denn jeder zehnte Deutsche lebt um 1770 auf der Straße: zwei Millionen Menschen. Unter ihnen sind entlassene Soldaten, verarmte Bürger, Bauern, die nach Missernten ihre Hilfe aufgegeben haben – miteinander ziehen ganze Familien bereits seit Generationen durchs Land. Als Schermescheitler, Knechtel oder Herber schlagen sie sich durch.

Werden sie aufgegriffen, lassen die Behörden sie oft prügeln oder ihnen die Ohren abschneiden. Erwischt man sie erneut, werden sie auf Rücken oder Gesicht gebrandmarkt oder gar exekutiert.

Tatsächlich sterben viele, um zu überleben; oft schließen sie sich einer der umherziehenden Diebsbanden an.

Deutschland besteht zu dieser Zeit aus mehr als 1000 Herrschaften, vom Reichswert bis zum Königreich, die bei der Verbrennungsbekämpfung kaum zusammenarbeiten. Vor allem im Südwesten ist das Rechtswesen dezentralisiert, das bedeutet ein Dorf eines anderen Gerichtsbereichs hat als der Weiler nebeneinander. Und eine gut organisierte Polizei gibt es ohnehin noch nirgendwo. Die wenigen Wachen sind kaum ausgebildet, meistens sind es sogar Greise oder Invaliden. So ist es leicht, der Strafverfolgung zu entkommen.

Mathias Klosterrmayr, einer der bekanntesten Bandenführer, beginnt schon mit 15 Jahren zu wildern. Das Schießen hat der Sohn eines Tagelöhners, 1746 bei Augsburg geboren, vom örtlichen Jäger gelernt. Als Hiesel, wie er nach Mundart genannt wird, 1761 zum Militärdienst soll, setzt er sich gegen Schwaben ab.

Bald steigt er dort zum Kopf einer Wilderungsgruppe auf, führt rund zehn Kompanie durch die Wälder Schwabens. Die Männer schießen Hirsche, Rehe, Wildschweine.

Lange Zeit tolerieren die Dörfer der Region Klosterrmayrs Töten, sehen ihn als gerechten Rebellen gegen das verhasste Jagdprivileg der Adels, begrüßen es, dass er Tiere tötet, die Felder verunreinigen und das Saatgut fressen. Sie lassen ihn in ihren Gehäusen schlafen, warnen seine Truppe vor Polizeistreifen.

Doch seine Bande wird immer kleiner, schlägt Vorräte und Verfolger zusammen. Mehrmals kommt es zu Schießereien, bei denen Jäger sterben.

Als die Truppe 1770 das Aemthaus eines Augsburger Landvogts überfällt und dabei unter anderem Gewehr raubt, gründen schwäbische Adelige ein Sonderkommando, das die Bande gesamtverfolgt in der ganzen Region verfolgen darf. Im 1771 überwirft in die Wilderungsschar schließlich in Osnell.

Ein knappes Vierteljahr später wird ihr Anführer wegen Wilderei, Totschlags und Raubes verurteilt – und anschließend gefangen, enthaupet und geviertelt. Die Überreste hängen zur Abschreckung anderer Banden an vier Hauptstraßen. Nach Klosterrmayrs Tod wird er schon bald in Büchern, Liedern und Theaterstücken als Freigeist verklärt. Friedrich Schiller dankt er angeblich als Vorbild für den Rebellen Karl Moor in „Die Räuber“.

Die Diebsbanden existieren noch einige Jahrzehnte lang weiter. Doch ab etwa 1800 annektieren Bayern, Preußen oder Württemberg viele Kleinstaat, zentralisieren die Verwaltung. Zudem gründet die bayerische Regierung die ersten örtlichen Gendarmeneinheiten Deutschlands, die gezielt gegen Vaganten vorgehen. Die meisten es den Räubern immer schwerer, Missetäter zu finden.

Und so ist die Zeit der Wiegleragen um 1820 endgültig vorbei. ■



Matthias Klostermayr (1734-1776), hier mit einem jungen Begleiter, führt eine Räuberbande durch die Wälder Süddeutschlands. Die Obrigkeit bleibt lange machtlos. Die Polizei ist schwach, und das Volk hilft ihm. Doch als er schließlich gefasst wird, sind die Behörden warnungsgelost.

Überlebengruß erscheint
Goethe den Zeitgenossen nach
dem Erfolg seines Debüt-
romans, ein Goethe, das sie
umrechnen und feiern
(Schattenriss um 1774)

DIE LEIDEN DES JUNGEN G.

Die bürgerliche Jugend des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist empfindsam. Die gerade erwachsen gewordenen Frauen und Männer tragen sich Gedichte vor, tauschen keusche Küsse, fallen wirkungsvoll in Ohnmacht, spielen kokett mit dem Gedanken an den Freitod. 1774 erscheint ein Roman, der das Lebensgefühl dieser Generation perfekt einfängt: »Die Leiden des jungen Werthers«. Das Buch über eine unglückliche Liebe stammt aus der Feder des verkrachten Juristen Johann Wolfgang Goethe, wird zu einer europäischen Sensation – und macht aus seinem Verfasser einen unjubilanten Großdichter.

— TILL JORD-UNNE ALBIG

D

Der junge Schwede lädt die Piatola mit vier Kugeln, als Buch liegt aufgeschlagen neben ihm, und setzt sich die Waffe an den Kopf. Eine andere Lebensmitte lässt sich aus dem Buch verlieren, als sie Gift schluckt. Auch ein Fährlein, das man tut aus der Lin nicht, habe, so wird berichtet, das Buch in der Taube getragen. Ein vierter Todgewerthei wickelt sich in Schale, malert sich, richtet den Kopf neu und öffnet das Buch auf Seite 218: „Sie sind geladen“, steht dort, „es schlägt zwölf! – So sei es denn.“ Dann schließt er sich, ganz wie in dem Buch beschrieben, die sechs Schüsse entzünd.

Es ist ein Fieber, ein Tumor, ein Wahn. Auch wer ihn nicht verfallt, wird davon gepackt. Ein Leser räumt das Buch mit verflochtenen Hemmen, mit klopfender Brust und mit Augen, aus welchen wallstürmiger Schmerz trippelt auf. Einem anderen wird „der ganze Kopf ein Gefühl von Tränen“. Ein dritter beschreibt, wie ihn „Tum und Bang und Hümmel und Erde schwandern“.

Es ist eine graden körperliche Gewalt, die in diesem Frühjahr 1774 über Europa herreicht – und doch nicht mehr als ein Buch. Der Debitstrom eines Dichters namens Johann Wolfgang Goethe, noch keine 25 Jahre alt: „Die Leiden des jungen Werthers“. Und auf den ersten Blick nicht mehr als die Erzählung einer unglücklichen Liebe.

Es ist die Geschichte eines gut situierten Blüthenjüngers, der in Lebenslustgelegenheiten und

auf der Flucht vor einer quälenden Liebeserinnerung in einer Kleinstadt eintrifft. Auf einem lässlichen Ball findet er Gefallen an einer jungen Frau namens Lotte, doch die ist vergeben, an einem braven, etwas stiefen Menschen namens Albert. Werther stürzt das Feld, flieht in den diplomatischen Dienst. Aber auch dort leidet er an der Fühllosigkeit des Menschen – und an sich selbst.

Schließlich kehrt er in die Kleinstadt zurück. Noch einmal versucht er, gegen alle Wahrscheinlichkeit, sein Glück. Er drängt auf eine Aussprache mit Lotte, versucht sie zu küssen: Sie weist ihn zurück.

In seiner Verzweiflung borgt er sich Alberts Pistole, schießt sich eine Kugel in den Kopf. Nach zweifelhafteigen Totenkampf stirbt er, am Heiligen Abend.

Ein Fall wie aus den vernichteten Nachrichten – doch die Wirkung ist ungeheuer. Bereits Ende 1775 sind in Deutschland nicht weniger als elf Ausgaben des Romans erschienen.

Bis 1777 verkauft sich das Buch 9000 Mal, erreicht wahrscheinlich das Zehnfache an Lesern. Das ist zu einer Zeit, in der kaum 100.000 Deutsche, nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung, häufiger ein Buch in die Hand nehmen, ein aufsehbarer Erfolg.



Als ein Frankfurter Maler Goethe 1779 porträtierte, hat der gerade sein erstes Theaterstück veröffentlicht, ist schon verheiratet – und unglücklich verliebt. Seine Gefühle sind es in den „Werthern“ geblieben

Eine Flut von „Wertheriaden“, von Nachahmungen, Parodien und Fortsetzungen überschwemmt den Markt (mehr als 140 sind bibliografisch erfasst).

Ein „Familienstück“, eine dramatische Parodie, in der die Tochter des Hauses durch schiere Goethe-Lektüre an „Erkenntnis der Lebensgeister“ steht, trägt den Titel, der das Phänomen gütig bemerkt: „Das Werther-Fieber“.

Und wildes Gerede es nicht dem, was Zedlers „Universal-Lexikon“ unter dem Schlagwort „Fieber“ vermerkt – der „vermehrten Bewegung des Herzens“?

Das Fieber breitet sich mit Höchstgeschwindigkeit aus. Binnen Karren liegen zwei Übersetzungen und eine Dramatisierung auf Französisch vor. 1779 erscheint die englische Fassung. 1808 ist es in den meisten Sprachen Europas erhältlich. Selbst den vielbeschäftigten Napoleon wird später dem Autor verheimlicht, das Buch siebenmal gelesen zu haben. Und Goethes Kollegen feiern ihn als „Gemein vom Scheitel bis zu Fußschleife“, als „Gott“, als „unsern Herrn Christus“.

„So hat sich nie in Gornes Welt / Ein Menschensohn aus dargestellt“, dichtet der Aufklärer Christoph Martin Wieland. Der Balladendichter Gottfried August Bürger fleht Goethe („Du Göttergatte“) an, dessen Knie umschlingen zu dürfen. Und der Sprachreformer Johann Gottfried Herder erklärt ihn zum zweiten Shakespeare.

Bald einen Werther-Motiv nach Fächer, Ringe, Gürtelschließen, Medaillonen und Amulette, Bombenrissen, Tapeten und Seidenstoffen. Porzellanmanufakturen verdrängen Service und Sammelkassen mit Szenen aus dem Roman Werther, umringt von Lotte-Geschwätzern; Werther, Lotte umarmend; Werther beim Empfang der Pistolen.

Das Londoner Wachsfigurenkabinett modelliert die Sterbenszene nach. Bühnensänger kreieren die Tragedie, nur roh gerösteten Meistern gestutzt, mit Bildrollen und Debschlaggelei über die Jahre markte. Verführer parfümieren sich mit „Eau de Werther“. Und wer nicht als unersättlich gel-



In Goethes *Roman* wird geliebt, geliebt, geschmäht, geschmäht. Die Liebe des bürgerlichen Werthers zu Lotte – die aber an einen anderen Mann vergeben ist – rührt die Herzen Tausender Leser (*Romanillustration*, 1844)

ten will, trägt Werther-Tracht: die Männer den „leinen einfaches Frack“ aus dem Buch sowie „gelbe West“ und Hosen dazu“, die Frauen Latten weißes Kleid mit der blauen Schleife. „Es ist alles in Güte“, meint Goethe, „und wir sind einer Revolution nahe.“

Natürlich ist dies keine Revolution mit Säbeln und Mähdornen. Es ist eine Revolution der Seele – und sie kommt nicht ganz unerhofft. Denn die dünne Haut und das leicht empfindliche Nervengerüst, die dem unglücklichen Werther zum Verhängnis werden, sind bei Deutschlands gebildeter Jugend schon seit einigen Jahren in Mode.

Ergötzen deklamiert sie die Hymnen und Oden des Dichters Friedrich Gottlieb Klopstock, unter deren sanften

Bräusen das Gefühl, von der Aufklärung oft vernachlässigt, zur Leithandlung einer Generation aufsteigt.

Junge Menschen gehen Arm in Arm, zwischen umeinander knirschende Knie, schwören einander in „Freundschaftstempel“ ewige Treue.

Dichtern lauscht das Publikum unter Schluchzern, Entzückenseufzen und effektenreichen Ohrmachern. Weisen – über ein Buch, über einen edlen Menschen, über eine Flusslandschaft – gehört zum guten Ton. Schöne Seelen führen weiße Linnen an roten Halbhündern über die Wiesen. Und jeder ergötzt seine Empfindungen in Fluten von Bricken, die der Empfänger dann zur allgemeinen Nahrung in Gesellschaft vorliest oder an Freunde und Bekannte weiterreicht.

Es herrscht eine „allgemeine Offenbarkeit unter den Menschen“, wie sich Goethe erinnert. „Man spülte sein eigen Herz aus und das Herz der andern.“

So modern ist diese Haltung, dass man für sie ein eigenes Wort erfinden wird: „Empfindsamerkeit“, eine Lehnübersetzung der englischen *sensibility*. Und so heftig ist diese kultivierteste Schwärmerei, dass sie einem Vagabund ähnelt, den man beim Individuum „Robur“ nennt: Himmelshoch-Juchzen und Zü-Tadel-Beitrittsweise, Weltschmerz- und Wehracht- und chronischer Liebeskummer. Und am Ende dieser Reifezeit steht womöglich auch hier ein neuer Mensch.

Und wahrhaftig: In diesem 18. Jahrhundert reißt ja das heran, was Sozialhistoriker als „modernes Subjekt“ fassen werden: eine neue Art „Ich“ zu sagen. Es ist das Ich der Bürger, der Händler und Kaufmann, der Beamten und städtischen Gelehrten, die sich in diesen Jahren von der Herrschaft des Adels befreien und deren Moralität die kommenden Jahrhunderte bestimmen wird.

Es ist das Ich eines neuen Wesens, das selber seinen Glückseligkeitsstand mit will – und anstrebt aus den Vorbestimmungen der feudalen Gesellschaft, aus dem scheinbar ewigen, unveränderlichen Ordnungen von Abstammung, Religion und Stand.

Dieser bürgerliche Ich grenzt sich vor allem von dem ab, was vor ihm war: von der verpönten Kultur des Adels und der Königsräten. Er beginnt, den innerweltlichen Formen zu misstrauen, selbst sich nach „Natur“, seiner Liebe und Freundschaft – anstelle von geometrisch gemessenen Barschkünsten, von Zwecken und Hofschmeicheleien.

Dieser neue Mensch setzt auf Eigeninitiative und freie Konkurrenz. Und so schaut er umeinander nach innen, prüft die eigene Seele, um sich zu verbessern: durch Bildung, Moral und Selbstdisziplin, aber auch durch Pflege der Gefühle.

Nicht unerforschten Ratschlüssen der Götter soll sein Schicksal bestimmen,



Leine (jüngste Charlotte) ist einer gleichnamigen Liebe des Dichters nachempfunden, die sich ebenso wie die Frau im Roman hingebungsfull um eine Sohn jüngerer Geschwister kümmert.

gut 1749 geboren wird, nicht vor dem Ausbruch in einen neuen Lebensabschnitt. Frankfurt ist eine noch mittelalterlich geprägte Provinzmetropole mit engen Gassen, schmalen Häusern und schmalen Dächern nach Vieldang, Holznach und Abwasser am Kleinkanal – doch zugleich eine Stadt, die dem Dreißigjährigen Krieg vergleichsweise unversehrt überstanden hat und schon durchdrungen ist vom Geist der Bürgerei.

Hier geben bereits Kaufleute und Bankiers des Ton an, floriert Krebbsen und Textilhandel, auch der Umsatz von Gewürzen, Metall, Wein, Farbstoffen und Perlen. Unter den rund 36.000 Einwohnern leben 175 Familien mit einem Vermögen von mindestens 300.000 Gulden sowie acht Millionen (ein Volksschullehrer verdient nicht mehr als 190 Gulden im Jahr).

Das Bild der Stadt wird um 1790 beherrscht von den beiden mächtigen Werftkainen am Main und der großen Reiche mit den 14 Bögen. Sie bindet die 26 großen Landstraßen, die Frankfurt mit dem Reich verbinden, mit Franken, Thüringen, Sachsen und Schwaben, aber auch mit Lyon und Paris, mit Italien, der Schweiz und den Niederlanden.

Auch der kleine Johann Wolfgang steht gern auf dieser Brücke, steht Marktschiffen beim Verladen der Waren zu. Wandert dann voll Schauer auf der Stadmauer entlang. Blickt von oben über Gärten und Fabriken. Späße gebannt in die Höhe und Himmelstiefe der Bürger: „In ihm hässlichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände“, wie er sich erinnert wird.

Das Haus am Hirschgraben oben, in dem Goethe aufwächst, hat nichts Kleines an sich. Es ist ein Vorzeigepalast im Stil des Rokoko, aus zwei alten Fachwerkhäusern zusammengefügt und modernisiert, mit mächtigen, repräsentativem Treppenturm und breiten Fenstern in der Fassade. In den wichtigsten Schränken lagern 144 Garnituren Bettwäsche, in der Bibliothek rund 1700 Bo-

cher und in den Kellern üppige Vorräte kostbarer Weine.

Goethe selbst, Doktor der Rechte und Träger des Titels „Kaiserlicher Rat“, muss nicht mehr arbeiten. Er lebt von der Erbschaft seines Vaters, eines zu Reichthum gekommenen, zudem lakonisch verheirateten Schneiders, die ihm den Zugang zur Oberschicht der Stadt öffnet – wenn auch nicht zu jener nahen Elite, die nach wie vor die alten Adelsfamilien stellen und gegen die bürgerlichen Parvenüs behaupten. So stiftet Johann Caspar Goethe seinen Elbsohn mit der Sorge für seine Familie. Und dem klassischen Schwan des Bürgers: Meine Kinder sollen einmal etwas Besseres werden.

V

Vom Vater gefindert, von der Mutter vergöttert. In diesem Treibhaus wächst der kleine Johann Wolfgang zum Prinzen heran. Hier erwirbt er die Selbstverständlichkeit, mit der er später seinen Platz an der Spitze des deutschen Literaturschreibers wird, als hätte der nur auf ihn gewartet.

Dass fünf seiner sechs Geschwister früh sterben und nur die Schwester Cornelia überlebt, nimmt er ohne große Trauer zur Kenntnis. Sigmund Freud wird später vermuten, er habe sich vielmehr als Sieger gefühlt – im Kampf um die Liebe der Mutter. Deren „unbestrittener Liebling“ werde kein einmal, so Freud, „das Leben jenseits Erbschaftsgeld, jenseits Zerrissenheit des Erfolges, welche nicht selten den Erfolg nach sich zieht“.

Für diesen Erfolg ist dem Vater kein Aufwand zu groß. Er engagiert neun Privatreuer, zieht den Kindern auf der Fliese nur Tausende auf, kauft dem Jungen ein Puppentheater, um seinen Geschmack an der Bühnenszene zu klären.

sondern das eigene Talent. „Hast du's nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herr?“, hat schon der junge Goethe geäußert.

Und wer wäre besser geeignet, eine solche Ich-Wendung zu verkörpern, als dieser Johann Wolfgang Goethe? Dieses Genie, das sich ständig neu erfindet? Das ständige Wachsen und Werdungen der deutschen Seele mit seiner Dichtkunst begreifen und bewahren sogar anstoßen wird? Jede literarische Bewegung des späten 18. Jahrhunderts wird in ihm ihren Herold finden, vom Rokoko bis zum Klassizismus.

Der „Werther“ wird gar zum Schlüsselwerk gleich zweier Strömungen der Dichtung – der „Empfindsamkeit“ und des „Strems und Drangs“.

Ein Mensch in konstanter Metamorphose, wie sie ja auch die Entwicklung des Bewusstseins begleitet. Nicht zufällig wird der Psychoanalytiker Karl Robert Eissler den Dichter in einer grundlegenden Studie eine „Jugendgröße Adoleszenz“ anerkennen.

Auch die Freie Reichstadt Frankfurt, in der Johann Wolfgang am 28. Au-



Dieses Gemälde zeigt die stille Revolution der vorangegangenen Jahrzehnte: Nicht mehr nur der Adel, auch die Bürgertum ließen sich nun Bücher, die Zahl der Leser vervielfacht sich ebenso wie die der Autoren (»Alexander Mann bei Lampenlicht«, 1884)

Und Johann Wolfgang blüht auf, dichtet schon mit zwölf formvollendeten Alexandrins, beginnt gleich darauf einen Briefroman in sechs Sprachen, verfasst ein Prosatext über den böhmisches Joseph.

Während die Nachbarskinder den Stroßer belächeln und sich über die drei Garnituren Kleidung mokieren, die ihm die Mutter jeden Morgen zur Auswahl vorlegt, tröstet er sich mit Klagestrocks „Messias“, den er gemeinsam mit der Schwester liest – eine Inzucht, die väterlicher als Liebe heisst.

Im Rezensenten seiner Ausserwähltheit geht er mit 16 Jahren, nach Warschau und Vorfeld des Vaters, nach Jena und nach Leipzig. Der Vater hat ihm einen neuen Anzug spendiert, und jeden Monat schickt er einen Wechsel, der dem Jahrgescheit eines Handwerksers entspricht, gibt hinweisen fast sein halbes Budget für den Sohn aus.

Johann Wolfgang lässt es sich gefallen, spielt Pantomime und Aquarelle, kleidet sich nach der eleganten Leipziger Mode mit Haubentuch, Seidenstrümpfen und karmesin Degen, trägt Lavendelparfüm auf, nennt sich im Rufnamen Dandys.

Und er schreibt Gedichte. Zwar schmückt er damit vorerst nur die Briefe, die er an Schwester und Freunde schickt. Doch er ist in sich jene „Eigenschaft“, die „zu einem Poeten befähigt werden“. Und versucht jene klingeligen Kompositionen, „die sich nur dem Recht und seinem Heiligthum weihen“.

Mit dem Studium aber geht es nicht weiter. Goethe fühlt sich schwach, klagt über Verdauungsbeschwerden, geht „tätigkeits mehr Bergunter“. Er hat eine Gascheule am Hals und einen Blutenstern, ringt ein paar Tage lang gar mit dem Tod.

Im Herbst 1788 kehrt er nach Frankfurt zurück. Auf dem Krankenlager ist ihm frischer munter, in Decken eingewickelt, fröhlich er an den Leipziger Gedichten, die ihm jene „allzu oberflächlich“ erscheinen. Und wendet sich für eine Weile gar jener christlichen Selbstschau an, wie sie die pietistische Spielart des Protestantismus empficht – jene passivlose Prüfung der eigenen Seele, die ja auch den „Empfindsamen“ treuer ist.



Anna Katharina Schinkel



Friederike Brien



Charlotte Buff



Lili Schönmann



Charlotte von Stein



Christiane Vulpius

Goethes Frauen. In die Wirtstochter Anna Katharina verliebt er sich mit 16, die Pflanzentochter Friederike wird nie über ihn hinwegkommen. Charlotte ist verlobt. Vor Lili flieht er nach Weimar, wo er Freihau von Stein wohl platonsch liebt. Erst Christiane heisst er an

Im April 1770 wechselt er an die Universität Stralsburg. Dort, im beschwingten, fast schon faustischen Klima des Elans, blüht er auf, lernt und lernt. Zwar erhält seine juristische Karriere auch hier nicht den Schwung, den sich sein Vater erhofft hat: Goethes Dissertation wird abgelehnt, und er muss sich mit einem Abschluss zweiter Klasse begnügen. Dafür aber trifft er den Schriftsteller und Philosophen Johann Gottfried Herder, der ihm, so Goethe, „tiefe Einsichten“ vermittelt: Herder legt ihm die Natur aus Herrn, das Gefühl, das schöpferische Geheimnis.

Vor allem aber preist er ihm das künstlerische Genie, das die Welt nicht mehr schlichte nachbildet, sondern aus eigener Kraft eine neue schafft. Und Goethe ist immer fester entschlossen, selber ein solches Genie zu werden.

Im Oktober beginnt er eine Liaison mit der Pflanzentochter Friederike Brien, die ihm als „allerliebster Stern“ an „dem unendlichen Himmel“ erscheint. Doch offener verlässt der Stern am Firmament seiner Liebe schnell – schon im folgenden Sommer lässt er die Geliebte sitzen: Erst später schickt er ihr aus Frankfurt einen Abschiedsbrief.

Der Grund: Das leidenschaftliche Verhältnis habe begonnen, ihn „zu ängstigen“, wie er später erläutern wird.

Friederikes Ruf und ihre Gefühle bleiben in Trümmern zurück; sie wird antriebslos nicht beizumachen, und nach ihrem Tod 1813 verbannt ihm Schwester Goethes Briefe. Der rekapituliert nur „geirische Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist“.

Eine Platonik, die offener Methode hat. Schon in Leipzig hat er in ähnlich überhöhter Placht die Wirtstochter Anna Katharina Schinkel abgewirrt – ebenfalls ohne platonischen Grund. „Ich will das Mädchen nie verlassen“, beschreibt er damals einem Freund seinen inneren Konflikt, „und doch muss ich fort, doch will ich fort.“

Goethe wird dieses Spiel lange betreiben, und er legt offener Wert darauf, dass es ein Spiel bleibt. Immer wieder verschwindet er aus einer Stadt, um einer bedrücklichen Liebe zu entkommen – eben nach „Jenakenstern“, dann wieder „schweifend gegen alle vier Winde“.

*Lebtes Leiden. Wemmers Verwerfung:
Goethe wird in einer Zeit erwachen,
die nach der ersten Verwerf der
Aufklärung das Glück entdeckt, die
Seele – und das Individuum*

Zwar ist das Zögern vor der Heirat in Goethes Epoche nichts Ungewöhnliches: Der Großteil der Deutschen vermählt sich spät oder nie – einfach weil es zu teuer ist, einen Haushalt zu finanzieren. Goethe aber entsagt wohl, bewusst oder unbewusst, aus Angst vor seinen eigenen Wünschen.

Er kann „lieben, wie wenige Männer lieben konnten“, konstatiert sein Biograf Nicholas Boyle, Germanistik-Professor an der Universität Cambridge, „aber nur auf Distanz, nur in der Unverfügbareit“. Eine wirkliche Bindung wäre unvereinbar „mit der einzigen Dichtung, die er schreiben konnte, einer Dichtung des unstillbaren Begehrens“.

Ein Begehren aber, das gestillt ist, gibt fürs Schreiben nichts mehr her. Eine Ehe, das ahnt Goethe, wäre das Ende der Schwärmerei – und so der Tod der Poesie. Gerade die verfluchten Ziele, die unerfüllten Wünsche drängen ihn zum Schreiben, zu „neuen Plänen“ und „Grillen“ – was, wie er einmal bekennt, „ich all nicht tun würde, hätt ich ein Mädchen“.

Der Psychoanalytiker Erich von Däniken stellt fest: Goethe ist in seiner Studie fasziniert, dass Goethe sich immer wieder in Frauen verliebt, bei denen durch äußere Umstände Geschlechterverkehr äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich ist: weil sie vergeblich, von höherem Stand oder erotisch desinteressiert sind. Und er wird bei dem Dichter eine „Vermittlung“ der psychosexuellen Reifung diagnostizieren – die jedoch „höchst vorläufig“ und äußerst notwendig für Goethes Entwicklung als Künstler“ gewesen sein müsse.

Es ist, als schäufte der Dichter sein Erwachsenwerden so weit wie möglich auf – seiner Überzeugung getreu, das „Ausserordentliche“ könne nur „im Bunde“ mit „der Jugend“ entstehen.

In Straßburg hat Herder ihn, als Musterbeispiel geistlichen Schreibens,



Goethe

die kraftvollen Dramen Shakespeares am Herz gelangt. Jetzt setzt sich der Adept selber an sich ein ungutem Drama voll Mord und Blut über einem kerzigen Ritter, dessen unzeitgemäßes Gefühl sich gewaltig an der Welt reißt. Der Titel: „Götter von Borklingen“.

Für Goethe ist sein Götz die Figur eines rohen, wahnwitzigen Selbstbeherrschers in wilder antichristlicher Zeit: zwar edel, doch unglaublich Narbenbesessener – und ein Schlimmerer im Sinn bürgerlicher Ethik, der auf seine eigene Kraft verweist.

Das Drama atmet ein neues Lebensgefühl: Hier steht einer für eine Freiheit ein, die nicht mehr die eines Volkes ist oder eines Landes, sondern ganz allein ihm selbst gehört.

Und es hat eine neue Form. Das Stück bricht mit den hergebrachten Regeln der Einheit von Ort, Zeit und Handlung: Schwankelrhythmus wechselt die Schauplätze, springt das Geschehen über Jahrhunderte, drängt sich dann wieder in groß ausgelebte Momente.

Und während die stilisierte Bühnenszene noch in geistlichen Alleen dreht, einbrechender, macht Goethe seinen Figuren eine kontroll verordnete Umgangssprache an: Es geht darum,

DIE GELIEBTE VERSMÄHT IHN

verrät er seinem Freund Johann Heinrich Merck, dem er das Manuskript schickt, den „Philanten“ den „Arsch zum Fenster“ hinauszuwerfen.

Merck ist ein Regierungsbeamter, der als Kriegsaltsheimer den Landgrafen von Hessen-Darmstadt in Finanzfragen berät – doch zugleich versteht er sich als Literat. Er führt den Dichter nicht nur in den Kreis der Darmstädter „Empfindsamen“ ein, sondern engagiert ihn auch als Mitarbeiter der Zeitschrift „Frankfurter Gelehrte Anzeigen“, deren Redaktion Merck 1772 übernimmt.

S

Schon bald gilt das Blatt als Zentralkorgan einer neuen Bewegung der deutschen Intelligenz: jenes Aufbruchs, den man später „Sturm und Drang“ nennen wird, nach einem Drama von Goethes Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger.

Diese Avantgarde verbindet den Gefühlskult der Empfindsamen mit der Feire des „Originalgenies“ – jenes göttlichen Schöpfers, der ohne Rücksicht auf überkommene Konventionen seine Werke in die Welt schleudert.

Es ist eine Revolte gegen die Väter, gegen den starren Regelkass der hergebrachten Poesie, im Namen des Ursprünglichen, des Natürlichen, des subjektiven Erlebens. Und sie nimmt Partei für das Individuum, das sich im Konflikt mit der Gesellschaft aufbeugt.

Die neuen Wilden sind keine homogene Gruppe, sondern eine verstreute Sammlung von Sensibilitäten. Unter ihnen finden sich Einzelkämpfer wie die Dramatiker Friedrich Schiller und Goethe. Aber ebenso wie die Vaterlands-Lyriker des Göttinger „Hainbunds“, die Nationalisten und heftig-germanische Vorgängerheiter beschwören.

Ein weiterer Kreis sammelt sich um die „Straßburger Gruppe“, in deren Zentrum Herder, der Dramatiker Jakob Michael Reinhold Lenz und der Dichter Heinrich Leopold Wagner stehen. Sie wollen das gesprochene Alltagsdeutsch der höheren Weihen der Literatur verleihen – und steigen dazu tief in den Brunnen der Volkskultur. Herder etwa legt Sammlungen deutscher und englischer Lieder an, zu denen auch Goethe hinwies: ein Pöndelwerk beizumanteln.

Und dann gibt es da noch jene Kaufmänner in Frankfurt, die pöndelnd durch die Stadt ziehen und die feine Gesellschaft verschrecken. Der Gruppe gehören Gelehrte wie der Dramatiker Klinger an, der seine Kleidung zusammenborgen muss, aber prahlend von Science zu Science läuft und sich als „Löwenblutstier“ titulieren lässt, und der Maler und Dichter Friedrich Müllers, der angestrichen mittelaltliche Figuren droht, deren Trägern „den Kopf abschlagen“ zu lassen.

Sie scharen sich alle um ein Goethe, den Mäuser, magere jungen Mann mit der Adlernase und der traurigen Miene – in der, wie ein Besucher bemerkt, „auch komische, lebende und satirische Laune mit durchschimmert“.

Dabei ist der Dichter in der deutschen Literaturszene nach wie vor nicht mehr als eine heimliche Hoffnung. Herder hat er so gut wie nichts veröffentlicht; auch seinen „Götze“ hat er vorerst nur Freunden zum Lesen gegeben.

Und noch immer liegt er dem Vater auf der Tasche. Seine Prüfung zum „Lizenzierten der Rechte“ an der Straßburger Universität wird in Frankfurt nicht als Dokortitel anerkannt. Auch die gelegentlichen Aufträge als Rechtsanwalt bringen dem Genie nicht viel ein.

Doch außer der Justiz hat er nichts anderes gelernt. Der Vater ist ihm zu einem Pöndelkass am Reichskammergericht in Wetzlar an der Lahn, etwas abseits von Frankfurt, um Berufserfahrungen zu sammeln.

Dieses Gericht ist eine mächtige Institution, höchste Schiedsstanz unter anderem für Beschwerden der Untertanen gegen die Obrigkeit. Und Sprungbrett für wohlhabende junge Männer wie Goethe, die hoffen, hier wertvolle Kontakte zu knüpfen.

Im Mai 1772 trifft er in Wetzlar ein – und ist enttäuscht. Die Stadt ist provinziell und schamhaft „sehr wohlgelegen, aber klein- und Götzehaft“. Er irrt durch weinkelige Gassen, muss stiel-



Stößen und Straßen hügelhaft und hügelalt als Klemmen, weicht auf rutschigen Pflaster dem Urnat an.

Er trägt den Drang nach der Mithausen in der Nase, die sich zwischen verkippten Häusern aus schiefen Fachwerk türmen, und versucht, den Bessern und Klüßern zu ergötzen, die schwermere die Straßen bevölkern. Zahlt die hohen Preise, die Werdars Händler und Vermietern von den Neubürgern verlangen – und findet sich alles in allem, wie er einer Presalein schreibt, „verschlagen unter schauernden Himmel als Götze“.

Das Leben der Stadt ist erstarrt unter einem Pöndel aus Ständehäkel, Menschen und weißen Umgangsformen. Als Gipfel der Stagnation gilt das Kammergericht. Es ist von einer sagnatlichen Ineffizienz, Korruption und Irrtümern



Der Platz vor dem Frankfurter Rathaus, um 1760: Goethe wächst als vergrößerter Steinmetzsohn in der Reichsstadt am Main auf, sein Vater gehört zur Oberschicht

bestimmen die Rechtspflege. Manche Prozesse dauern schon 200 Jahre an, 16.000 Fälle warten nach auf Erledigung. Wenn etwas Goethe die Juristenart endgültig verleidet, dann ist es diese Einrichtung.

Daher meidet der Praktikant, Matritalkammer 996, seine Arbeit, so gut es geht. Liebt lieber Homer, vom Akten zu wählen. Flieht aus der Stadt, spähe von der Kuppe des Lahnbergs aus über den Fluss, der sich durch schiffgeplante Auen windet. Liebt über Berggipfen, auf dem Kegel des Dünsbergs, die sanft geschwungenen Ausläufer des Westerwalds. Rastet am Brunnen vor dem Wollbacher

Tor oder wandert ins nordöstlich gelegene Garbochstein, wo er dann unter der Dorfkirche sitzt und sich aus dem Gasthaus Kaffee bringen lässt.

Oder er taucht ins „Krengrinnen“ am Domplatz in Gesellschaft von zwei Dutzend jungen Männern, die sich scherzhaft als „Rittersorden“ vorstehen. Goethes „Kampfbäume“ ist natürlich „Güter“.

Zu dem Kreis gehört auch ein vergrübelter Mann von 25 Jahren namens Karl Wilhelm Jerusalem, der Sohn eines prominenten Theologen.

Eines Tages lernt Goethe in der Kutsche auf dem Weg zu einem landlichen Ball im Dorf Volpertshausen eine junge Frau mit blauen Augen kennen, die ihn betört. Sie heißt Charlotte Buff, ist 18 Jahre alt und Tochter eines Arztsmanns.

Goethe kann es gar nicht erwarten, sie dabei zu besuchen, wo sie elf Brä-

uern und Schwestern die im Jahr zuvor verstorbene Mutter ersetzt. Dort aber erfährt er, dass die Schöne bereits vergeben ist: seit drei Jahren verlobt mit seinem Gerichthsdiensten Johann Christian Krüner, einem besonnenen, grünlischen, grundständigen Mann.

Und wieder scheint es die Unmöglichkeit der Erfüllung zu sein, die den Dichter anzieht. Dass Lotte gebunden ist, macht ihn „sorglos“, wie er es nennt.

Wöchentlich erscheint er bei ihr, schält Erbsen, schneidet Bohnen, poliert Obst und spielt mit den Kindern.

Kremer freilich werden die Beweise zunehmend unzulänglich. Und Marie August, als Lotte über einen Kuss mit Goethe berichtet, stellt er ihr frei, die Verlobung zu beenden.

Da säugt die junge Dame nicht lange. Fortan wird der andere Weibere, wie Kremer beifriedig feststellt, nur noch „gleichgültig traktiert“ – und bekommt von Lotte „gepredigt“, dass er „nicht als Freundchaft hoffen dürfte“.

Goethe denkt an Abreise, aber säugt zugleich, das Dilemmaverhältnis zu verlassen. Schmeidet weitere Bohnen bei Buffs, trinkt Tee. Endlich reißt er sich überwindet ihn, kehrt nach kurze Abschiedsworten an Kremer und Lotte und zieht Lahnabwärts zur Stadt Limburg.

Doch die Kette der Demütigungen will nicht ab. Aus Frankfurt empfangt er voll Eifersucht die Nachricht, die geliebte Schwester Cornelia, die er am liebsten als geschickte „Abreise“ gesehen hätte, habe seinem Freund Schlosser die Ehe versprochen.

Er macht sich hitzige Vorwürfe. Ahnt, „dass wenn der Bräutigam nicht absend gewesen wäre, es mit dem Freunde nicht hätte geblieben können“.

Und als er sich demüthigt, erkläre ermaßen als „Äquivalent“ für die vollkommene Schwester, im Haus der Schriftstellersin Sophie von La Roche in deren 18 Jahre alte Tochter Maximiliane verlobt, folgt die nächste Katastrophe: Die junge Frau heiratet den 20 Jahre älteren Frankfurter Kaufmann Pietro Antonio Beccano.

Goethe nimmt sich in gewohnter Manier in dieser Ehe als Hauptfeind ein – und muss schließlich, nach einem heftigen Streit mit Beccano, auch dort das Feld räumen.

GOETHE'S LESER WETTEIFERN IM MITLEID

Zumindest ist im Frühjahr 1773 endlich sein „Götter“ erschienen. Goethe hat ihn im Selbstverlag herausgegeben – finanziell ein Zuschussgeschäft, für das der Dichter sogar Geld leihen muss, um das Papier bezahlen zu können. Doch das Stück wird ein grandioser Erfolg, der ihn über Nacht berühmt macht: Bühnen in Berlin, Hamburg, Breslau, Leipzig und Mannheim führen es ungehört auf.

Selbst der Preußenkönig Friedrich II. nimmt Notice, obwohl er das Werk als „abscheuliche Nachahmung“ der „schlechten englischen Stücke“ à la Shakespeare verdammt.

Goethes Bestimmung aber ändert der Triumph kaum. „Ich sehe einer furchtlichen Einsamkeit entgegen“, klagt er. Bisweilen denkt er gar an Selbstmord. Fühlt sich „anschaulich“. Setzt sich nachts einem Döckchen an die Brust, ohne dass er den Mut findet, wirklich zuzugreifen.

Ein paar Leser folgen ihrem Helden im „Werther-Fieber“ in das Freiland. Viele andere besuchen den Schauplatz des Romans, bedrängen die echte Lottie, trauern um einen Mörtchen-Graf.



Da schickt ihm Kestner, sein alter Nebenbuhler, eine Nachricht aus Wetzlar: Der stille Karl Wilhelm Jerusalem aus der „Ritterschule“ im „Kreuznähmen“ habe sich erschossen. Streitschlichter mit seinem Vorgesetzten hätten ihn gezwungen, Unzufriedenheit mit seiner Arbeit, wohl auch die unglückliche Liebe zu einer verheirateten Frau. Zudem habe er „viel Romane“ gelesen.

Und mit einem Mal verkörpert sich Goethes schwarzer Gedanke in einer wahrhaftigen Leiche. „In diesem Augenblick war der Plan zu Werthers“ geklärt“, wird er sich erinnern, „das Ganze schoss von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse.“

Er bedauert sich jetzt für die Nachtlichter: „Sie hat uns herzlich interessiert.“ Und lässt sich die Tat von Kestner mit allen schmutzigen Details schildern („Gegen zwölf Uhr ist er endlich mit lauten Röcheln gestorben“) – mitnächst dem trostlosen Ende („Kein Geistliches hat ihn begleitet“), das er später wütend in seinen Schlussatz übertrahen wird.

Am 1. Februar 1774 macht sich der Dichter an Werk. Er schreibt wie im Fieber, in einem Zug, ohne Konzept und Entwurf. Kaum ein Vierteljahr später sind „Die Leiden des jungen Werthers“ fertig.

Der Roman scheint eine Ausgeburt aller Obsessionen zu sein, die Goethe verfolgen: Auch Werthers Angebetete heißt Lotte, und sie hat die dunklen Augen der Mainiliane von La Roche.

Werthers Kleinmütigkeit trägt alle Züge von Weckers der Braunen vor dem Teufel der Carren auf dem Deutscherenberg, der Weg ins Dorf Garbenstein, das im Buch „Wahlheim“ heißt. Auch Werther

wirft seine Lotte auf einen ländlichen Ball. Er tritt sogar Goethes Geburtstag, den 28. August.

Und als er das Feld räumt, ist es September – jener Monat, in dem auch Goethe die Stadt verließ. Der Fieber ist, als der letzte Strich getan ist, „wie nach einer Generalreife, wieder früh und frei, zu einem neuen Leben berechtigt“.

Wohl zum ersten Mal überhaupt verwandelt ein Dichter so unendlich das eigene Leid in Literatur. Und wohl nie hat ein Buch so radikal „Ich“ gesagt – und mit ihm eine ganze aufstrebende Schicht, die sich „Bürgertrüm“ nennt.

Es sind ja nicht äußere Vorgänge, die den jungen Werther zerstören. Es ist sein „Herr“, das ihm länger die Welt erweist hat, das ihm „ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und allen Elends“.

Ein Herz, das unangenehm jubelt, leidet, in sich Mitleid und sich verneht – und darüber die Realität vergisst. Und so ist der „Werther“ nicht nur ein empfindsamer Roman. Sondern auch ein Roman über die Tücken der Empfindsamkeit.

„Werther wurde Made“, wird der Goethe-Biograf Boyle urteilen, „weil er das Buch über eine Mode war.“ Es ist das Porträt einer Generation mit ihrem zurechtfindenden Leidenschaften und eingebildeten Leiden“, wie Goethe im Altes, aus sicheren Abstand, klarmachen wird.

Ein Roman über die Tragik deren, „denen eigentlich ein Mangel an Talent, in dem friedlichsten Zustande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verkümmert“ von allem durch die Forderung, ein Genie zu sein.

Es ist eine Tragik, die Goethe an eigenem Leib erfahren hat. „Dass alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichem als unnatürlichem Krankheit auch einmal mein Innerstes durchdrungen haben“, wird er bekennen, „daran liest Werther wohl niemanden wieder.“

Dabei ist „Werther“ nicht nur ein Roman über Gefühle, sondern vor allem einer über die Entstehung von Gefühlen aus Literatur. Vor allem dem „ersten Trübsein“ der sinistren hangig von ihm gelehrten englischen Autoren und Goethe im Rückblick verantwortlich machen die schönsten „Nachgedanken“ des Dichters Edward Young, die „schwer be-

willkürs Himmels? das angeblich alldämonischen Burden Ostans (hinter dessen Namen sich in Wirklichkeit ein Zeitgenosse namens Janus Maphoron verbirgt) oder die „Sein oder Nichtsein“-Pase, wie die Shakespeare'sche Hamlet vorführt. Jedermann gläubet“, so Goethes Bilanz, „er dürfe ebenso melanancholisch sein als der Prinz von Dänemark.“

Auch Werther genügt, als ein Sommergewitter aufzieht, Lottes Anruf „Klopstock!“, um den Gleichklang des Himmels zu bezeugen: Beide müssen angesichts der Naturmacht unstillhörlich an die heilige Ode „Frühlingsfeier“ dieses Dichters denken („Und die Gewitterwunde? Sie tragen den Donner! Wie sie rauschen! Wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!“).

Die Goetings Ostans nennt Werther, um Lottes Gefühle noch einmal anzudeuten. Und in seiner Todesstunde liegt, ganz wie im Sterberemmer des armen Jerusalem, Gotthold Ephraim Lessings „Emilia Galotti“, in dem die Helden sich aus Scham zu erdöden macht, aufgeschlagen auf dem Scherfingstein.

Die antirealistische Kraft des „Werthers“ liegt jedoch in der Gewalt, mit der er die Identifikation seines Lesers mit dem Helden erzwingt.

Zwar nutzt Goethe das eingeführte Genre des Briefromans – doch er bricht dessen Regeln: Der Adressat der Briefe bleibt stumm. Zwar erfährt Goethe ein solches Heranagelien, der die Briefe einleitet und mit einem Schlusswort versehen. Der Hauptstrom des Gesprächs aber ist ein einseitiger Monolog, dessen rigorose Zentralperspektive jeden Abstand neutralisiert.

Seite für Seite verliert Werther in seinem Liebeswahn immer stärker den Kontakt zur Realität, und niemand ist mehr da, um deren Rache einzufordern. Der Leser bleibt, bis zum Abschied des Todgeweihten aus dem Leben, allein mit Werthers Gedanken. Und dessen Stille (Mein, Lotte, sein – wie kann ich



Goethes Roman verhilft der romantischen englischen Mode als „Werther-Sack“ zum Durchbruch. Auch der Herzog von Sadleir-Weimar-Eisenach trägt den blauen Frack und hält den Dichter an seinen Hof

vergessen, wie kannst du vergehen, wir sind ja! – Vergehend – Was heißt das?) übernimmt die Gefühle Werthers dem Publikum direkt unter die Haut.

Und so nehmen die Verwerder des „Werthers“ das Buch nicht als Diagnose eines Menschen, dem allmählich der Boden der Realität unter den Füßen entgleitet, sondern als Anbahnung ihres empfindsamen Fiebers: als Ansporn, mindestens ebenso tief zu fühlen wie der Held. Wer mit Werther nicht mit-schwingt und mitleidet, da für man sich einzig, hat sich selbst aus der Gemeinschaft der Fellen ausgestoßen.

Es gibt Stimmen, die von den Gefahren dieser bedingungslosen Nachfolge warnen. Der Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze etwa wettet gegen das „Gift“ des Romans, der nicht nur zum Ehdbruch, sondern auch zum Suizid ansetze.

Der Leipziger Student verbot sich 1775 nach Einspruch der theologischen Fakultät den Verkauf dieser „Apologie und Empfehlung des Selbstmordes“ (ohne damit deren Verbreitung zu verhindern: Noch im selben Jahr druckte der dortige Verleger Johann Friedrich Wiegand drei weitere Auflagen nach).

Auch ein gestandener Aufklärer wie der Aphoristiker Georg Christoph Lichtenberg vermisst in Werthers Krankengeschichte jede „Beherrschung und Besonnenheit“ und mutmaßt, der Verfasser des Romans sei „zwischen ein schlechteres Mann oder äußerst eingeschränkter Kopf“.

Und selbst der Goethe stets wohlwollende Großvater der Lessing, der einstmal, das Werk mit „Vergnügen“ gelesen zu haben, nicht milde das alles „saure Produkt“ – und empfiehlt dem Buch eine „kleine kalte Schlüsselwunde“, um das Fieber zu senken. Goethe, der das Buch zunächst anonym veröffentlicht hat (ohne seine Autorenschaft wirklich lange verheimlichen zu können), sagt Gleiches und fügt der zweiten offiziellen Auflage von 1775 eine Warnung für den Leser an: „Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.“

Doch da hat sich bereits die erste Werther-Fingerin den Tod gegeben: „Dieses Buch“, hat sie zuvor erklärt, habe sie „abgemurkelt“. Insgesamt sind heute nur etwa ein Dutzend „Werther-Selbstmorde“ halbwegs belegt. Dass das Buch eine regelrechte Suizid-Epidemie auslöst, wie oft behauptet, ist nichts als ein Mythos.

Eine Legende jedoch, die der PR-Profi Goethe nach Kräften befördert: „Die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachzulesen und sich allmählich selbst erschließen“ – diese fatale Konsequenz, so wird er im Rückblick stets bedauern, habe sich „im Anfang unter weniger“, jedoch bald „im großen Publikum“ ausgebreitet.

Sein ungelebtes Weibchen aber wird zum Wollhäutorn. Scharen von Vögeln umzingeln das Haus, in dem Lotte lebt, um einmal die wahre Heiligkeit des „Werthers“ zu sehen. Es sei halt gefährlich, einen Schriftsteller zum Freund zu haben, erkennt der männliche Kontrast, der sich im Roman zudem ungerecht dargestellt fühlt.

Enthusiasten strömen in Werthers Lieblingsbäumen, zu den Esselinden von Garbenstein, in das Zimmer gegenüber der Frankfurter Kirche, in dem sich

der verurteilte Karl Wilhelm Jerusalem einst die Kugel gab.

Der erschien im Lebkuchen ganz nach englischer Mode gekleidet, im blauen Frack vorläufig gelber Hosen und Westen – ein Seil, das man als „Werther“-Tracht zu tragen wird.

Und die Tochter des Gärtnereheims Schulmeisters, deren Kinder der junge Werther mit Zuckersüßigkeiten beschenkt, wird sich noch jahrelang vor Touristen mit der Ansicht schmücken, es sei „die Frau aus dem Buch“.

Auf Jerusalems anonymem Grab auf dem neuen Friedhof, so ein „Werther“-Firn einen Rosenstock gepflanzt hat, versammeln sich bald Schwärme von nah und fern, schwarz gekleidet und verschleiert, streuen Blumen und singen „Aengstlich hast du, zugerungen.“

Als die Stadträte den Sonntagschließlich entsezt erkennen, erklärt ein geschäftstüchtiger Wirt im Dorf Gärtnerei karrenband einen Hügel in seinen Hintergarten zum neuen „Werther-Grab“ – bis die Behörden 1890 auch diese Kalandrie einbauen lassen.

Aber die „Revolution“ des bürgerlichen Lebens, die Goethe ja schon hundertkommen sah, lässt sich nicht mehr kommen. Allmählich wagen nicht nur die Bohemien der „Empfindsamkeit“ und des „Sturm und Drang“, von sich selbst zu sprechen, sondern auch die Kaufleute in Lüttich und die Beamten in Stuttgart. Die Reichen geben nicht mehr dem Pflaster alleis, und Selbstbescheid ist nicht mehr Privileg pietistischer Gelehrter.

Der Blick nach innen kommt vielmehr in Mode: Psychologische Zeitschriften drängen auf den Markt, legen die Verwicklungen menschlicher Triebe und Regungen einer breiten Leserschaft das Kriminalroman beginnen, nicht mehr nur den Tathergang zu ermitteln, sondern auch den Gemütszustand des jeweiligen Täters. Und der Leipziger Mediziner Ernst Flassner hält vor großem Publikum Vorträge über die Seele, die er im „Geistmarkt“ verorten – das demersprechend beim Genre ein besonders „weiches und zugleich reizbares“ sei.

Auch einfache Bürger leisten sich jetzt in immer größerer Zahl den subjektiv

stren Blick auf die Wele, den die Kunst erlaubt. Und so verdoppelt sich zwischen 1775 und 1789 die Zahl der deutschen Schulfächer auf etwa 6000; eine Masse junger geistlicher Männer“, wie Goethe spöttisch bilanzieren wird – auch wenn die meisten dieser Autoren ihr Best weitesthins als Hauslehrer, Staatsdiener oder Universitätsprofessoren verdienen müssen.

Der Konsum Schöner Literatur, lange das Hobby einer reinigen Schicht, wandert darwilt in gewaltigen Sprüngen des Marktes. Das Bürgertum hat mittlerweile genügend Geld zum Kauf von Büchern – und immer mehr Zeit, diese Werke auch zu lesen.

In den 60 Jahren vor 1800 nimmt die deutsche Belletristik-Produktion um das Zehnfache zu. Allein 1623 neue Romane erscheinen im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts – mehr als neunzigmal so viele wie noch vier Jahrzehnte zuvor.

„Allen Best Romane, bis auf den niedrigsten Stand im Publikum“, stellt 1787 ein Beobachter fest.

Die lange verpönte Prosa wird zur Königsdisziplin der bürgerlichen Literatur „weil sie“, wie die Historiker Stefan Martus urteilt, „Individualität darstelle,



Goethe in der Campagna, 1786. Auf seiner ersten Italienreise schließt der Dichter vorwiegend Kontakt mit einer Frau – und schreibt später über die zurückliegenden Leidensjahre seiner Jugend

weil sie das Bedürfnis bediente, sich als ein Individuum zu fühlen, und weil sie sich damit immer besser verkaufte“.

Vor allem die bürgerlichen Damen, die im Gegensatz zu den schlechter gestellten Frauen von der Erwerbsarbeit befreit sind, stürzen sich auf das süße Seelenkloster. Und so verzeichnet in dieser Drang, das mitgezeichnete Kulturwörter bald vor den schädlichen Folgen des „Lassowen“ warnen.

Goethe aber wendet sich in seinem Roman, Prosa sich über die Hasen der Geisteswelt, über „die vielen edlen Menschen“, die „von allerlei Ecken meines Vaterlands“ in sein Haus am Großen Hirschgraben pilgern, um ihm zu huldigen. Sie bringen Romanen und Komplimente von Klopstock, kommen in solchen Scharen, dass der Dichter Ausdrücken festlegen muss: viennal die Woche, und bittet nur vorrüttige.



Unversehens ist er zum Leinwand der deutschen Literatur aufgetreten. Und Goethe glänzt, pinnst auf. Führt sein andächtigtes Publikum mit Späßen, Bonmots und Gedichten auf Zand.

Geliebte Mitternachts, um ihn besser sehen zu können. Kinder schwärmen ihm bei seinen Wanderungen hinterher. Schaulustige versammeln sich vor den Häusern, die er besucht.

Dennoch kommt das Gedicht aus Ruhe. Und wieder ist es eine Frau, die ihn zum ersten Aufbruch treibt.

Z

Zur Fastnachtzeit 1775 lernt er die erst 17 Jahre alte Anna Elisabeth („Lili“) Schlemmer im Haus ihrer Eltern kennen. Im April verlässt er die einverlobungsbefreite aus Götting.

Sie ist, wie er im Rückblick bekennen wird, die erste und letzte Frau, „die ich tief und wahrhaft liebte“. Die einzige Föhler. Sie passt an Bildung, Stand und geistigen Horizont deutlich gut zu dem 25-jährigen, das eine Hochzeit unauferwählich zu werden droht.

Um Abstand zu gewinnen, unternimmt er mit drei neuen Freunden eine Reise in die Schweiz, wo „allmählich“ die Berge locken. Das Quartett fährt sich gemächlich auf, trägt die blau-gelbe Werther-Tracht, badet nackt in Tüsch, wirft Gläser an die Wand. Wird gemeinsam über einen Brief, den ein Mitglied der Reisegruppe empfangen hat.

Und beim Zwischenhalt in Emmentingen, wo Goethes Schwester in englischer Ehe lebt, verschafft der Dichter sich Cornelius Absterben. Sie rät, so wird er jedenfalls später behaupten, von der Heirat mit Lili ab.

Als Goethe sich nach seiner Rückkehr Anfang August im Zimmer der

Verlobten von den banalen Insitigen weiblichen Alltags umgeben sieht (Haarschärchen, Kleider, Schupfrüher und Stiefel), fühlt er sich endgültig in der Falle: „Schieflich getranter“ kommt er sich vor. Und „so beschränkt wie ein Papagei auf der Stange“.

Einen schließt er sich noch, in einen großen Mantel gehüllt, heimlich an die Fenster. Sie sitzt am Klavier und singt, es ist das Lied „Warum erlöst du mich unwillkürlich“. Doch er gibt sich nicht zu erkennen, um „da nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu sein“, wie er später behaupten wird – und nicht umgehen das Weite.

Wieder einmal sieht er die einstige Rettung in der Flucht. Er überlegt sogar, nach Italien zu gehen. Da trifft es sich, dass der junge Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach ihn an seinen Hof in Weimar holt.

Der Herzog ist, so ein Freund, „ganz in Goethe verliebt“ und ein solch radikaler Verehrer des „Werthers“, dass er dessen blau-gelbe Mantel trägt und sie angeblich sogar seinen Unterarmen vorordnet: „Alle Welt musste damals im Werther-Frock gehen“, berichtet Carl August Böttger, Journalist in Weimar, „und war sich keinen schafften konnte, denn ließ der Herzog einen machen.“

Und Goethe, bislang zweiter Sohn, macht Karriere an Karl Augusts Hof. Endlich tritt er in die Welt des Erwachsenen ein. 1776 wird er Geheimer Legationsrat, 1779 Göttinger Rat, 1782 Leiter der Finanzkassen. Er übt sich in Selbstmacht, übernimmt die Oberaufsicht über das literarische Bureau, verlässt mitleidige Studien über die Metamorphose der Pflanzen und den menschlichen Zwischenstufenknoten.

Und auch seine Dichtung lässt die Turbulenzen der Jugend hinter sich: Statt weiter zu stürmen und zu drängen, steht sie jetzt nach Maß und Mitte.

Statt in empfindsamer Unmittelbarkeit stellt sie sich in klassische Sprache und Form, erzeugt Werke feierlicher Humanität wie „Egmont“ (über einen niederländischen Grafen im Freiheitskampf gegen die Spanier im 16. Jahrhundert), „Iphigenie auf Tauris“ (über den Konflikt einer Priesterin zwischen Pflicht und Neigung) und „Torquato Tasso“ (über die Zwangslage eines Künstlers in der höfischen Gesellschaft).

Und er wird zum Großgott auf jenem literarischen Olymp, der von der gerade einmal 6000 Einwohner zählenden

des thüringischen Residenzstadt aus für einige Jahrzehnte das geistige Leben Europas überregt (siehe Seite 100).

Von Weimar aus bricht er zu Studienreisen nach Italien auf, vertieft sich in klassische und klassische Kunst, befasst sich mit den Antika-Forschungen des Archibologen Johann Joachim Winckelmann. Und wohl erst jetzt, bei einem Besuch der Ewigsten Stadt im Juli 1788, verliert der 33-Jährige, so jedenfalls schreibt die Psychoanalytiker Goethes aus einer Kette von Indizien, seine Unschuld: bei einer römischen Kallistris namens Faustina.

Gleich nach seiner Rückkehr macht er in Weimar die 25-jährige Christiane Vulpius zu seiner Geliebten (und 18 Jahre später zur Ehefrau). Die wallige, kaum gebildete Arbeiterin in einer Fabrik für künstliche Blumen, wie „kleines Naturwesen“, wird die erste Frau, mit der er es länger aushält – dem Kopfstärken halb Weimars zum Trotz, das die ungleiche Liaison erschieden geschmacklos findet.

Mit 40 wird er Vater. Und mit 46 schließt er seine jugendliche Thoraxphase endgültig ab. In seinen Entwicklungsromanen „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, der 1795 erscheint, erkennt der Held am Ende, dass man sich in die Welt einzufigen hat, so wie die man einmal ist.

Ein bürgerliches Ich ist endlich erwachsen geworden. ■

Jörg-Uwe Allig, 3. 1960: Schriftsteller und Autor im Traum von GÖTTINGEN, hat sich im Rahmen seiner Recherche, ganz wie die Werther-Erbsenbinder der Goethezeit, auch auf die Spuren der Romanerzählung in Weimar gegeben.

LITERATURPFEHLUNGEN Nicholas Boyle, „Goethe: Die Dichter in seiner Zeit“, C.H. Beck (2 Bände): Der Autor lernt Goethes Leben und Werk in ein reiches geistesgeschichtliches Panorama des ausgehenden 18. Jahrhunderts ein – unter besonderer Berücksichtigung der Religion. Kurt R. Eissler, „Goethe: Eine psychoanalytische Studie“, des (zwei Bände, antiquarisch): der bislang ausführlichste und schärfste Versuch, Verbindungen zwischen Goethes biographischer sowie literarischer Entwicklung und seiner psychologischen Reifung zu ziehen.

DER MEISTER AUS KÖNIGSBERG

Sein Leben ist eintönig, ereignisarm, den immer gleichen Ritualen unterworfen. Sein Denken jedoch sprengt mit Macht das Bekannte: Der Philosoph Immanuel Kant entwirft eine universelle Ethik und legt die Fundamente der modernen Philosophie

Text HANNO SCHIEBER

Der Mann, dessen Gedanken die Welt verändern, verlässt seine Heimat kein einziges Mal. Immanuel Kant wird 1724 in Königsberg geboren und stirbt 80 Jahre später in der gleichen Stadt. Niemals entfernt er sich mehr als 130 Kilometer von dem ostpreussischen Ort.

Seine Ideen aber reisen um den gesamten Globus – und wirken bis heute.

In Königsberg besucht der junge Immanuel Schule und Universität, lässt sich in der Umgebung als Hauslehrer anstellen, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Später begibt er sich mit dem dürftigen Gehalt eines Universitätslehrers, schlägt Berufungen nach Jena und Erlangen aus, um ja nicht anderes leben zu müssen. Erst mit 46 Jahren erlangt er die ersehnte Professur an der philosophischen Fakultät in Königsberg.

Er braucht die gewohnte Heimat, um sich sicher zu fühlen. Denn Kant, 1,57 Meter groß und damit schmächtig, dass ihm sowieso die Kleider vom Körper rutschen, empfindet sich als schwach. Er lebt in der permanenten Angst, an Rheuma oder anderen Leiden zu erkranken. Und so unterwirft er sich in vertrauter Umgebung einem strikten Reglement von Ritualen, ganz fixiert darauf, seinen Körper zu schonen.

Jeden Wechseltag morgens um fünf Uhr weckt ihn sein Diener mit den Worten „Es ist Zeit“. Als Erstes bereitet

Kant seine Vorlesungen vor, die er anschließend vormittags für zwei Stunden abhält. Danach arbeitet er bis zum Mittagessen, das er meist um 13 Uhr einzuweichen beginnt.

Für die Mahlzeit setzt er mehrere Stunden an, empfängt stets Besucher an seiner Tafel, spielt mit ihnen ausgelacht. Als Gastgeber ist er unterhaltend und galant, puffert mit der ihm gut bekannten kleinen Königsberger Gesellschaft.

Nach dem Mittagessen liest und meditiert er für zwei Stunden, um 19 Uhr macht er einen Spaziergang – niemals verspätet und immer allein.

Denn er fürchtet, Freunde zu treffen, deren Gehtempo er sich anpassen müsste, wodurch er ins Schwitzen geraten und sich erkalten könnte.

Um genau 22 Uhr legt er sich ins Bett, da er glaubt, mit sieben Stunden die ideale Schlafdauer gefunden zu haben.

Kants Leben mag Außenstehenden gleichförmig und ereignislos erscheinen, die Sensationen aber geschehen in seinem Kopf. Der Philosoph fragt – etwa in seinem bahnbrechenden Werk „Kritik der reinen Vernunft“ von 1781 – nach den Möglichkeiten menschlicher Erkenntnis, nach den Grenzen der Theologie. Und er entwickelt eine eigene Ethik, behandelnd grundlegende Fragen wie „Was ist gut?“, „Wie soll ich handeln?“.

Die Antworten darauf findet er in der menschlichen Vernunft – sie erkennen

schon aus sich heraus, was moralisch richtig ist.

Da der Mensch aber nicht nur von ethisch einwandfreien Empfinden geleitet, sondern auch negativen Neigungen unterworfen sei, müsse er sich für sein Verhalten anderen gegenüber selbst Prinzipien vorgeben.

Und so formuliert Kant den ausgeprochenen Imperativ: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Der vernunftgetriebene Mensch erkenne die Pflicht, bei moralischen Fragen stets nach diesem Grundsatz zu handeln, auch gegen persönliche Wünsche und Bedürfnisse.

Kants Ethik hat universellen Anspruch und ist unabhängig von gesellschaftlichen Besonderheiten gültig. Vielleicht wird er deshalb bald in ganz Europa gelesen, bilden seine Theorien bis heute weltweit die Grundlage der modernen Philosophie.

In das Denken der intellektuellen Elite um 1800 brechen sich seine Ideen tief ein. Friedrich Schiller dankt ihm für das „ewelbige Licht“, das er in seinem Geist angezündet habe. Und die wichtigsten Aussagen seiner Philosophie erreichen auch nicht akademische Kreise.

Kant habe auf Menschen gewirkt, so erinnert Johann Wolfgang von Goethe nach dessen Tod im Jahr 1804 – selbst wenn sie ihn nicht gelesen hätten. ■



Man in der vertrauten Umgebung seiner Heimat Königsberg und der Sicherheit eines streng
geordneten Tagesablaufs kann Kant (1724-1804) offenbar seine bahnbrechende Philosophie entwickeln -
etwas die Vorstellung, dass jeder Mensch durch seine Vernunft zu moralischem Handeln fähig ist

IM REICH DER JUNKER

Östlich der Elbe führen abeingesessene Großgrundbesitzer ein archaisches Regime.

Wie kleine Könige sitzen die adeligen Gutsherren über ihre Untertanen zu Gericht, schlagen sie, zwingen Kinder zur Arbeit. Auch der junge Ludwig von der Marwitz gehiebt unbarmherzig – und versucht zugleich, seinen Hof wirtschaftlich zu modernisieren

— von IRIS STRATHEWERTH





Auf den Gütern Chateaus arbeiten oft noch Leibeigene, kümmern sich um das Vieh und die Felder des Grundherrn. Eigenes Land besitzen nur wenige Bauern

D

Der Trauertag sammelt sich vor dem hell getöschten, auf einer Anhöhe gelegenen Ratschloss, das Friedradsdorf überragt. Über einen holprigen Weg stehen die rund 250 Männer und Frauen an einigen hellen Baustufen vorbei im flachen Land der Mark Brandenburg. Allen voraus schneit kerzengerade der 26-jährige Schlossherr Friedrich August Ludwig von der Marwitz.

An einer kleinen Heidefläche zwischen den kahlen Äckern und Feldern befehlt er seinem Gefolge Halt.

Dann hier-arretiert Marwitz, Großgrundbesitzer im ostelbischen Landkreis Lebus, Gebieter über die Ortschaft Friedradsdorf, die Ankunft eines Führers mit dem Rang seiner Frau. Im Alter von nur 20 Jahren ist sie kurz nach der Geburt ihres ersten Kindes in ihrem Berliner Elternhaus gestorben.

Die meisten Dorfbewohner, die ihrer Gutsbarin an diesem 19. März 1804 das letzte Geleit geben, haben die junge Frau kaum gekannt. Haben allenfalls vor den Fenstern des Herrenhauses, das sie selbst nicht betreten dürfen, ihren Hut gezogen oder das Knie gebogen. Haben vielleicht von dem heiteren, freundlichen Wesen der jungen Frau gehört – und dass sie so ganz anders sei als ihr Gemahl.

Der wie mit seiner hohen Dienstkette, den feinen Goldschmücken und den Locken zwar wie ein sensibler Schlingensiefel, schürmt auch für die zeitgenössische Literatur, befasst sich mit Philosophie und Geschichte. Und führt doch ein geadeltes strenges, mitunter brutales Regime über den Gutshof und damit über das ganze Dorf.

Kaum ein Bewohner von Friedradsdorf wird je in der 70 Kilometer entfernten preussischen Hauptstadt gewesen

sein, aus der der Kutscher kommt. Dort, in Berlin, wird jetzt überall gebaut, die letzten Bildungsbürger in literarischen Salons, werden Buchverlage gegründet und wissenschaftliche Akademien. Doch hier, am Rande des Osterbruchs, wirken die irdischen Behausungen der Bauern und Tagelöhner vor dem Schloss des Gutsherrn wie aus dunkler Vorseit.

Die Sangstigen haben die Tasterkette von der Kutsche, tragen sie unter Glockengeläut in die Friedradsdorkirche. Die Dorfgenossen geht ihnen voraus, verteilt sich schweigend auf die Plätze, nach einer abgelesenen Ordnung, die jedem Einzelnen seine Position anweist.

Ganz vorn in der ersten Reihe nehmen jene 19 Bauern der Gemeinde Platz, die auch ihr eigenes Land bestellen. In der zweiten Reihe sitzen der Gutswirt, der Bauer, der Schmied, der Müller und andere wichtige Männer des Dorfes. An den Seiten, auf langen Bänken, die Hirten und Pferdebesitzer. Weiter hinten drängen sich die Tagelöhner, und auch die Frauen stehen dort – die Gattinnen des Hofverwalters, des Küsters und des Gutswirtes, dann die Bäuerinnen, die Ehefrauen der Hirten und Tagelöhner, nur Schluss die unverheirateten Bauern-töchter und Dienstmägde.

Der Gutsherr berät die Gotteshaus durch einen Seitenengang. Mit seinem Mäurer und den Gutsdienern steigt er direkt hinauf in die hölzerne Patronats-loge über dem Kirchenschiff. Durch blei-

verglaste Schiebefenster kann er auf seine Untertanen hinabsehen. Weiter hinten bietet eine einfache Empore Platz für sein Schlosspersonal: den Verwalter, die Leibdiener, die Gutsrentner.

Als der Sang mit dem Leichen-tragen seiner Frau in ein Geflüster unter der Kirche gerät, wird, ihm Marwitz seine Trauer nicht mehr angedrückt. An diesem Tag beginnt er an neuen nervösen Zuckungen zu leiden, die in Zukunft immer dann auftreten werden, wenn ihm etwas Schlimmes widerfährt.

Sollten die Dorfbesucher gehofft haben, er würde sich durch den Einfluss seiner Frau zu einem anderen, vielleicht gütigeren Menschen wandeln, so müssen sie nun wohl eher das Gegenteil befürchten: dass der Verlust seiner Liebe den Gutsherrn noch unerbittlicher werden lässt, als er ohnehin schon ist.

Denn wie kann ein anderer verkörpert Marwitz den Typ des autoritären preussischen Großgrundbesitzers, Har-derte dieser Junker gibt es allein in der Mark Brandenburg. Ihre Macht gründet sich auf das wichtigste Wirtschaftsgut, das der Agrarstaat Preußen zu bieten hat: auf Getreide, zu großen Teilen gemahnt auf den Gütern Ostpreußen.

Ihre Stellung, die ihre Familien meist schon seit Generationen innehaben, verteidigen sie heftig: als Militärs gegen Preußen äußere Feinde – und nach innen als Gutsherren, indem sie ihre Untertanen so rückstandslos ausbeuten und unterdrücken, wie es nirgendwo sonst in Deutschland noch möglich ist.



Ludwig von der Marwitz kämpft für Preußen gegen Napoleon – und wird dafür mit dem Eisernen Kreuz geehrt

Marwitz hat seinen Hausstand erst ein knappes Jahr zuvor nach Friedradsdorf verlegt. Das Landgut ist schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts im Familienbesitz, doch seine Eltern wohnten mit ihren Kindern den größten Teil des Jahres in Berlin, nutzten das Schloss und seinen Park nur als Sommerresidenz.

Die Landschaft blieb wachsenden Vorkriegern und Pächtern überlassen – bis Ludwig 1801 mit 24 Jahren nach preussischem Recht volljährig und zum Hofierern wurde (sein Vater war bereits 1793 gestorben). Als ältester Sprössling der Familie nahm er sich vor, das Gut wieder



Während die Bauern in West- und Süddeutschland oft selber kleine Höfe besitzen, dominieren in der Landwirtschaft östlich der Elbe die herrschaftlichen Güter der absteigenden Junker



Der Landitz-Friedensdorf gehört der Familie Maritz seit dem 17. Jahrhundert. 1803 zieht der junge Ludwig in das Herrenhaus, später lässt er es zu einer prachtvollen Residenz ausbauen



Der bäuerliche Alltag folgt um 1900 noch immer dem seit Jahrhunderten gleichen Rhythmus. So bestimmt der Wechsel der Jahreszeiten die Arbeit der rund 19 Millionen Deutschen, die auf dem Land leben. Im Februar setzen, zum Ende des Winters, in es Zeit, den Dung auszubringen und die Böden auf diese Weise für die anstehende Aussaat fruchtbarer zu machen

selbst zu leiten, es zu modernisieren und sichtbar zu machen. Dafür quidierte er seinen Diener in der preußischen Armee.

Im Blick auch kaum ein andere Wahl: Die Expansion der Familie waren nach Jahrzehnten des mondänen Lebens in Berlin aufgebrochen, das Herrenhaus war mittlerweile mit Hypotheken belastet. Die von der Familie eingesetzten Verwalter hatten das Gut nicht dem Erfordernis der sich rasch wandelnden Landwirtschaft angepasst – und daher von einem Markt nicht profitiert, der günstiger kaum sein könnte.

Denn in Europa nimmt die Bevölkerungszahl in diesen Jahren rasant zu, steigen wegen der wachsenden Nachfrage die Kornpreise. Preußen exportiert große Mengen Getreide in das frühindustrialisierte England. Die

dünn besiedelten Gebiete östlich der Elbe bieten ausreichend Anbauflächen, während in Großbritannien viele Agrarier ihre Ländereien für die profitablere Schafzucht nutzen. Schon seit Längem kann die Landwirtschaft auf der Insel die eigene Bevölkerung nicht mehr ernähren.

Brandenburgs Gutbesitzer haben ihre Einkünfte in den letzten 30 Jahren fast verdoppelt – warum sollte das nicht auch in Friedersdorf möglich sein?

Rund zehn Quadratkilometer Felder, Wiesen und Acker umfasst das Gut. Ein gutes Drittel dieser 1000 Hektar wurde 1779 in gleichen Teilen an die 19 Friedersdorfer bürgerlichen Untertanen verkauft. Die übrigen knapp zwei Drittel gehören der Herrschaft, also Ludwig von der Marwitz.

Mag sein, dass der Landverkauf der Familie vor allem dazu diente, auf die Schmelze Geld einzumachen – unab-

hängig wurden die Bauern durch ihr Grundeigentum aber nicht.

Manche schulden dem Gutsherrn noch immer den Kaufpreis, alle müssen ihm Gehorsam schwören und sich weiterhin zu zahlreichen Abgaben verpflichten: Jeder selbst angebauten Tint und ganze Fuhren von Heu und Korn sollen Marwitz zu, an etwa mehr als drei Tagen pro Woche muss ein Bauerhof im Durchschnitt für ihn arbeiten.

Für einen weiteren Tag in der Woche kann der Schlössherr über die Ochsen- oder Pferdegespanne der Bauern verfügen. Darüber hinaus müssen die Landwirte ihre Kinder nach der Konfirmation für drei Jahre Zwangsarbeit an die Herrschaft stellen.

Die Friedersdorfer sind damit Erbsknechten, die ihre Abhängigkeiten von Generation zu Generation weitergeben – so wie der allergrößte Teil der

hiesigen Bevölkerung in Preußen um 1880. In den meisten anderen Regionen Deutschlands genossen die Landwirte dagegen schon etwas mehr Freiheit.

Zwar sind auch sie meist noch wirtschaftlich abhängig vom örtlichen Grundherrn. Doch müssen sie keine Frondienste mehr leisten, hat sich die althergebrachte Zwangsarbeit in eine Abgabepflicht gewandelt, die die Bauern in Naturalien oder mit Geld begleichen.

Und anders als in Preußen besitzen viele Bauern schon Grund und Boden, haben also das volle Verfügungsrecht, etwa darüber, was sie dort anbauen, und können das Land verkaufen.

Unter in Dörfern überlassen den Landwirten ihre Äcker (meist sind es nur schmale Streifen oder zerstückelte Flächen in der offenen Feldmark) dagegen in der Regel nur teilweise zur Nutzung oder verpachten sie jeweils nur für ein Jahr.

Viele Bauern dort leben sogar noch als Leibeigene. Sie haben kein eigenes Land und sind wirtschaftlich völlig von ihren Gutsherrn abhängig.

Ohne seine Einwilligung dürfen sie oft nicht einmal dessen Gelände verlassen. Es ist ihnen nicht erlaubt, eigene Grundstücke zu erwerben. Die Menge der Dörfer, die in dem Junker zu liegen haben, liegt allein im Ermessen ihres Herrn, arbeiten sie ihm nicht fleißig genug, kann er sie schließen.

Und für alle Bauern gilt – gleich ob Pächter, Erbsenrenten oder Leibeigener –, dass sie nicht nur dem persönlichen König zu gehorchen haben, sondern auch dem uralten Landesgottes. Er erteilt die Polkatzgenade im Dorf aus, man vor jeder Heirat um Erlaubnis gefragt werden und darf einen Mann seiner Wahl als Dorfrichter einsetzen.

In Finkenndorf verfügen die erbsengetrockneten Häuser der 19 landbesitzenden Bauern innerhals über eigene Küchen und Schlafstuben für die Familien.

Die Kerkche und Mühle dagegen, die als Hilfsarbeiter bei den Bauern leben oder auf dem Gut, bauen in winzigen Kammern oder schlafen im Stall. Ihre tägliche Ration: Speck, Getreide oder Bier bekommen sie mit dem Mahlzotten



Im März dann pflügen und säen die Landwirte, meist lassen sie Getreide an



Oberbäume müssen für einen besseren Wuchs beschitten, man gepflanzte werden



Immer wichtiger wird der Kartoffelanbau. Die Kerkche dient auch zur Viehfutter.



Viele Bauern erwirtschafteten gerade genug, um die eigene Familie durchzubringen. Die intellektuellen Großgrundbesitzer hingegen produzierten gezielt für die städtischen Märkte – und exportierten auch ins Ausland!

Während die Großgrundbesitzer mit der kommerziellen Landwirtschaft oft erhebliche Gewinne erzielen, bleiben ihre Untertanen arm und abhängig. Folgen sie ihrem Gutsherrn nicht, droht ihnen körperliche Züchtigung.



ausreicht. Was übrig bleibt von den ein bis zwei Talern, die sie pro Morgen verdienen, würde niemals für einen eigenen Hausstand reichen.

An diesen Verhältnissen will auch Ludwig von der Marwitz nichts ändern. Er ist von der Überlegenheit des Adels überzeugt, traut zweitens nicht auf den Sohn eines armen Landbesmannes oder Offiziers, der auf einem Schloss oder in ihrer Garnison Mangel leiden, als auf den eines Reichen, der seinen Reichtum der Spekulation und wohl gar Bankrotten verdankt.

Reflexionen will er dagegen die Art der Bewirtschaftung seines Grundbesitzes. Bis zu seinem Einzug in Friedersdorf 1803 arbeitet er sich intensiv in moderne Methoden der Landwirtschaft ein. Er liest Schriften, die sich mit neuen Anbaumethoden und Viehzucht befassen, hospitiert 1802 auf einem Gut, um sich über Innovationen zu informieren.

Eines seiner Vorbilder ist Albrecht Daniel Thaer, ein Mediziner aus dem norddeutschen Celle, der zwischen 1798 und 1804 ein dreibändiges Werk zur „Vervollkommenung der deutschen Landwirtschaft“ verlegt und so zum Begründer der Agrarwissenschaft wird.

Thaer plädiert für eine Vergrößerung von Feldern und Äckern, eine Verbesserung des Bodens durch komplexe Fruchtfolgen und den Anbau von Kartoffeln und Futterpflanzen. Er verspricht hohe Profite durch intensive Tiermast, denn die Stadtbevölkerung verlange nach immer mehr Fleisch.

In Friedersdorf bestellen die Bauern um 1803 ihre Felder nach ganz traditionell, so wie sie es von ihren Vätern gelernt haben. Und bauen in immer gleicher Folge ihr Getreide an, das sie im Sommer ernten, trocknen und im Winter dreschen.

Die Pfaffen und Verwalter machen zu dieser Zeit nur das Nötigste, um das Gut am Laufen zu halten – als ein Unfähigkeit oder weil sie von ihren Vätern nicht genug Geld für Innovationen erhalten, darüber sind sich die Mitglieder der Familie Marwitz nicht einig.

Der junge Herr jedenfalls ist fest entschlossen, die neuen Agarmethoden

so schnell wie möglich durchzusetzen. Künftig sollen hochwertige Waren produziert werden, die auf dem Berliner Markt gefragt sind, zum Beispiel Rindfleisch für wohlhabende Bürger und Raps für Lampenöl.

Nach der Übernahme des Guts im Jahr 1803 beginnt er, die Führung über die gesamte Wirtschaft in die eigene Hand zu nehmen. Er degradiert den Verwalter zur Hilfskraft, kauft dem Müller, der sein Gewerbe als Selbstständiger außerhalb des Dorfes betreibt, die Mühle ab und ersetzt ihn durch einen der von ihm abhängigen Gesellen.

Als einer der Ersten im Oderranch lässt Marwitz Raps anpflanzen. Angesichts der schon gut bewirtschafteten

Mancher Junker peitscht seine Leibeigenen

halten ihn viele Leute in der Gegend für verrückt. Seine Erste bringt er nach Sachsen, wo das Lampenöl gewonnen wird. (Später werden ihn viele preussische Gutsbesitzer nachahmen.)

Marwitz führt zudem die Stallfütterung ein, lässt sein Vieh also auch im Sommer nicht auf die Weide, sondern kauft dort stattdessen Klee und Kartoffeln an, um die Tiere damit zu mästen. Damit so viel Fleisch sei durch diese Methode zu gewinnen, verspricht Thaer.

Ab 1804 betreibt der Agrarwissenschaftler ein eigenes landwirtschaftliches Montepart, das ihm die preussische Regierung zur Verfügung stellt, nur 50 Kilometer von Friedersdorf entfernt.

Und tatsächlich scheint Thaers Rechnung aufzugehen: Schon 1805 ist

der Ertrag des Marwitz'schen Guts so hoch, dass der junge Herr einen Mann seines Vertrauens nach Polen schickt, um dort 100 Ochsen zu erwerben. Über den Winter sollen sie in Friedersdorf fett gefüttert und dann mit Gewinn nach Berlin verkauft werden.

Doch kann sich die Tiere auf dem Gutshof, hilft durch einen ungewöhnlich frühen Kälteeinbruch die gesamte Kartoffelernte aus, und die Herde muss schnell wieder abgestoßen werden.

Derartige Rückschläge, und vor allem der unerwartete Verlust seiner Frau, tragen wohl dazu bei, dass Marwitz einen Jähzorn entwickelt, der bei seinen Untertanen bald gefürchtet ist.

Wer von seinem Bodenstreuern nicht spart, dem jagt er fort, manchmal schon beim ersten Fehltritt (allein den Gürtel wechselt er in den ersten Jahren sechsmal aus). Und jeder, der für ihn arbeitet, muss mit Schlägen rechnen – das Recht, seine Untergebenen körperlich zu züchtigen, behält er sich persönlich vor.

Und doch gibt es noch rücksichtlosere Junker. In Briesen bei Cottbus etwa, einer preussischen Enklave in Sachsen, klagen um 1780 vier Bauern in einer Beschwerde an den König, die Gutsherren zwänge sie zu so viel Arbeit auf seinen Ländereien, dass ihre eigenen Felder unweibekommen.

Zudem schlage er sie daran brutal, dass bereits ein alter Bauer an den Folgen gestorben sei. Am örtlichen Dorgericht verlierte er ihnen das Wort, sparte jedoch, der dagegen prozessierte, ins Gefängnis.

Dieser Fall ist überliefert, weil die Staatsmacht ausnahmsweise eingriff und den Gutsherrn zur Mäßigung ermahnte. Doch unzählige misshandelte Untertanen wagen so gar nicht an, ihre Stimmen zu erheben.

Dass sich aber die Gnadenlosigkeit, mit der die Junker ihr Gelände schikanieren, auch gegen sie selber wenden kann, diese Erfahrung muss Ludwig von der Marwitz zu Pfingsten des Jahres 1806 machen.

Am diesem Sonntag, um drei Uhr nachts, schneckt er in seinem Schloss aus dem Schlaf hoch. Er hört ein Posaunen- und Rauschen, denkt, das Geräusch komme



Das im Juli eingebrochene Heu wird gelagert, als Viehfutter für den Winter



Im Hochsommer werden die Bauern das Korn wie ein Viehfutter per Hand und Schel

vom Ofen im Nebenzimmer, wie er später notieren wird. Doch dann sieht er aus dem Fenster das brennende Nebenzhaus.

Er lässt die wichtigsten Männer wecken, ordnet an, die Feuerspritze zu holen. Läuft zum Küster, lässt die Kirche stören lassen – und steht wenig später seinen Kutscher und dem Rekrutenmeister auf dem Hof stöhnend.

Mit einem Stock prägt er weitend auf sie ein, bemerkt ungeduldig, dass mittlerweile alle Strohdächer der Wirtschaftsbäude in Flammen stehen. Seine Pferde rettet er hastig aus dem brennenden Stall, während immer mehr

Menschen aus dem Dorf zusammenlaufen. Sie gaffen, tun nichts.

Marwitz verspricht demjenigen einen Taler, der zuerst einen Wagen und zwei gefüllte Wasserbüchse herbeischafft. Stelle dann allen Anwesenden nützlich Brautwein für ihn Hefe in Aussicht. Doch erst als er ihnen mit Straß dust, kommen die Löscharbeiten richtig in Gang.

Aus frühen Morgen ist der Schaden zu überblicken: Alle Wirtschaftsbäude liegen in Schutt und Asche. Marwitz schätzt den Verlust auf fast 10000 Taler, mehr als der Ertrag eines ganzen Jahres.

„Nur drei Menschen haben mich selbständig geholfen“, bilanziert er in seinen Lebenserinnerungen. Dass er mit seinem Zwangssystem selbst dann beigetragen hat, dass sich seine Untertanen nicht aus eigenem Antrieb für ihn einsetzen, ihnen der Beistand ihres Gutsheeren gleichgültig ist – dieser Gedanke liegt Marwitz anscheinend fern.

Offenbar hat ihm das Geschehen endgültig bewiesen, dass seine Leute Befehle und Drohungen brauchen. Er selber sei fast der einzige Mann gewesen, der von Anfang an ruhig und geschickt gegen das Feuer vorgegangen sei, notiert Marwitz.

S er wird ihm der Brand vermutlich zum weiteren Zeugnis dafür, dass Adelige solche die edleren, selbstloseren und richtigen Menschen sind. Eine Sichtweise, die er sich durch seine nächste Entscheidung bestätigt.

Denn statt sich um den Wiederaufbau seines Guts zu kümmern, merkt er sich im Rahmen der Mobilmachung freiwillig zur Armee. Und als der Krieg gegen Napoleon sich 1806 endgültig gegen die deutsche Großmacht Preußen zu entscheiden scheint, steht Marwitz, ein glühender Patriot, als Offizier der Kavallerie im Gefecht.

In der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt kämpft er so lange, bis sein Pferd (das er einige Monate zuvor aus dem brennenden Stall gerettet hat) von einer Kugel getroffen wird und mit unter ihm zusammenbricht.

Die Franzosen schlagen die Preußen an diesem 14. Oktober 1806 vernichtend. Knapp zwei Wochen später marschiert Napoleon in Berlin ein; die königliche Familie mit Friedrich Wilhelm III. flieht nach Osnabrück.

Auch Marwitz kann willkommen und schlägt sich zu seinem Monarchen in die österreichische Provinzhauptstadt Königsberg durch. Immer wieder versucht die schicksalige Offizier, dort auf den nach der Niederlage trübenden und lethargischen Herrscher Einfluss zu nehmen, bietet diesem, neue militärische Aktionen gegen die Franzosen zu erlauben.

Schließlich bekommt er am 22. März 1807 die Erlaubnis, ein Prekorp

aufzubauen – eine Freiwilligentruppe für den Grenzschutz (siehe Seite 84).

Zum Kampfeinsatz kommt das mehrere Hundert Mann zählende Korps jedoch selten: In der Einheit bricht die Ruhr aus, viele Kämpfer sterben, andere versuchen sich abzumachen.

Marwitz würde am liebsten jeden Deserteur erschießen lassen, was ihm ein preussischer General indes untersagt.

König Friedrich Wilhelm III. bleibt am Ende nichts anderes übrig, als im Sommer 1807 in Tilsit einen Friedensvertrag zu unterschreiben, durch den Preußen knapp die Hälfte seines Territoriums verliert.

Darüber hinaus muss Berlin weiteren Demütigungen ausstehen, unter anderem der erheblichen Verringerung der preussischen Armee (auch Marwitz muss sein Preikorps auflösen) sowie der Zahlung hoher Kontributionen.

Preußen ist nun keine Großmacht mehr. Um wenigstens die schiere Existenz des Königreiches zu sichern, muss das Erkenntnis sein, dass sich jetzt auch beim Monarchen und seinen konservativen Beratern durch, bedarf es einer grundsätzlichen Modernisierung des Staates. Davon lassen Innovationen haben: angereicht der rapiden militärischen Bedrohung völlig versagt.

Und so kündigt der König tiefgreifende Reformen an, wie sie von liberalen Politikern schon lange gefordert werden. Unter anderem soll auch die *Gutsuntertänigkeit* abgeschafft werden. Zwar nicht sofort, das wäre nicht durchführbar bei einer Rechtsform, die viele Teile der Gesellschaft grundlegend prägen wird, aber im Verlauf der folgenden drei Jahre.

Vom 12. November 1809 an, so ein königliches Edikt, werde es in Preußen nur noch *freie Leute* geben. Das von ihnen bewirtschaftete Land sollen die einstigen Erbanuntertanen zukünftig erwerben dürfen.

Jedoch: Als Entscheidung werden sie den Gutsherren ein Dörfel bis zur Hälfte des von ihnen besetzten Bodens abtreten müssen oder eine Geldzahlung leisten, die so hoch ist, dass sie viele Bauern auf Jahrzehnte belasten wird.



Im Herbst verarbeiten die Frauen Flachse zu Leinen, etwa für Eindeckungsgeräte



Und wenn der Winter kommt, arbeiten die Männer Korn, die Frauen spinnen

Der königliche Minister Heinrich Friedrich Karl Freiherr von Stein, später der Staatskanzler Karl August Freiherr von Hardenberg (siehe Seite 116) erhalten die Aufgabe, dieses Versprechen in Gesetz umzusetzen: Jedermann soll künftig Grundeigentum erwerben und sein Gewerbe frei wählen können; und die Erbanuntertanenschaft wird für alle aufgehoben.

Für Ludwig von der Marwitz, der nach dem Friedensschluss von Tilsit und der Auflösung seines Preikorps auf sein Gut zurückkehrt, und all die anderen preussischen Junker würde die Bauern-

befreiung das Ende ihrer wichtigsten Privilegien bedeuten.

Er wird zum scharfen Kritiker dieser Reformen, formaliert zahlreiche Protestschreiben, wendet etwa gegen die Auflösung der durch die Gutsherren ausgeübten Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt, fürchtet, dass künftig Verbrecher und Vagabunden überall herumstreuen und „auf dem Lande nach Belieben gestülpt“ werden könne.

Unterstützt auch er zunächst in seinem Landkreis, schreibt 1810 noch die Einberufung eines Landtages in Berlin, um dort gleichgewählte Junker aus ganz

Preußen zu vernachlässigen. Sein Widerstand, Staatsminister Hardenberg, versucht die Opposition zu schwächen, indem er ihre gemäßigten Vertreter in die Gestaltung der Reformen einbindet.

Nach und nach steigt Marwitz so zum Wortführer und Repräsentanten eines erzkonservativen Flügels der preussischen Gutsherrn auf (die er aber zunächst für kleinmütige Opponenten hält). Da er anfangs keine Mehrheiten um sich scharen kann, versucht er, sich direkt an den König zu wenden, um den Monarchen davon zu überzeugen, dass Hardenberg Preußen in den Untergang stürzen werde.

Im Mai 1811 gelingt es Marwitz, die Unterstützung seines Kränklers für ein Schreiben an den König zu bekommen, in dem er Hardenberg verdammend und beklagend, der Staatskanzler werde Preußen mit seiner Politik endgültig zerstören und einen „unumkehrlichen Jadensturz“ daraus machen.

Hardenberg lässt Marwitz daraufhin mit Erlaubnis des Königs in Festungshaft nehmen: eine Warnung, mehr nicht. Nach fünf Wochen darf der Junker nach Friedland zurückkehren.

Dort sind die Zustände schlimmer denn je. Denn nach der Schlacht von Jena und Auerstedt mussten nicht nur große Teile des Viehs geschlachtet werden, um die steigenden französischen Soldaten zu versorgen, auch ganzes Land in der Mark Brandenburg plagten wie die Ruhr und die Katze, verminderte das Vieh an der Mund- und Klauenstiche.

Trotz der Not seiner Untertanen bleibt Marwitz unerbittlich, droht even einem Nachschub, den er beim Diebstahl von Fresshehle erwischt, mit 50 Stockschlägen und der Verbannung vom Hof. Auch auf dem Zwangsbesitz der Bauernkinder besteht er weiterhin, beruft sich auf alte Verträge, die sein Vater mit den Untertanen geschlossen hatte.

Zudem versucht er, seine Macht über die Bauern mit weiteren Vereinbarungen zu sichern. So fordert er für den Verzicht auf den Fresshehle der Kinder von den Eltern eine Art Lösegeld, das mit jeweils 15 Talern dem Jahresschulden eines jungen Knechts entspricht.



Auch schließt er Verträge mit den Bauern ab, die die Arbeitstage, die sie auf dem Gut zu leisten haben, zwar stark reduzieren, im Gegenzug aber jährliche Geldzahlungen im Wert von 20 Scheffeln Roggen fortliegen. Um 1810 sind das rund 40 Taler – etwa der Jahresverdienst eines einfachen Arbeiters. Und in einem weiteren Passus behält er sich aus-

drücklich vor, einen Bauern oder dessen Nachkommen aus dem Dorf zu jagen sowie den Hof mit Pflug, Pfland, Wagen und Gerät einzuziehen, wenn der ihm durch Ungehorsam, Willensstarrheit, Aufbegehrung oder Verwigerung der schuldigen Dienste und Abgaben oder ander vernünftliche Betragen zu nahe treten sollte“.

Würde es einer der Landknechte wegen, vor Gericht zu klagen, könnte juristisch geprüft werden, ob sich so ein Knechtvertrag überhaupt mit dem neuen preussischen Recht vertrüge. Aber das tut wohl keiner, denn aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Gutsherrn besteht die Reform der Landknechte nicht.

Und so wie den Fresshehlern geht es Zehntausenden Bauern in Preußen. Die Freiheit, die ihr König ihnen versprochen hat, ist für sie unbrauchbar.

Tatsächlich bringen die preussischen Junker bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts noch mehr Land in ihren Besitz – auch deshalb, weil verarmte Bauern, deren Scholle für eine profitable Landwirt-

Marwitz
meldet sich
zum Kampf
gegen
Napoleon



Mit ihren Gütern vererbte die Junker nach ihrem Einfluss an ihre Kinder weiter – und wurden so über Generationen zu einer politisch bestimmenden Kraft. Das Zeist ihrer Macht erscheint nie, als einer von ihnen Reichskanzler wird: Otto von Bismarck

schaft auf Dauer zu Mein ist, aufgeben und etwa eine Million Hektar absteuern müssen. Das Edikt des Königs hat sie am Ende nicht zu freien Bauern gemacht, sondern zu bezugslosen Landarbeitern.

Marwitz protestiert dagegen vor den neuen Verträgen, die er mit den Bauern geschlossen hat, denn er braucht dringend fidesches Kapital für sein Gut, das nach dem Brand, dem Krieg und den Seuchen noch immer darniederliegt.

Doch bald zeigt sich, dass auch das Geld der Untertanen nicht reicht, um das Hof wiederaufzubauen. Und die Verbesserten sind so stark dezimiert, dass kaum etwas damit zu verdienen ist. Bis 1813 sind die Kassen des Guts meist leer als die Einnahmen.

Der Junker, ein guter Jahrestag zuvor mit so ambitionierten Plänen nach Friedland gekommen, resigniert. Gutes Werk ist eben vollkommen, notiert

er, der Mensch könne es nicht verbessern, indem er Wissen zu Acker umwölft.

Mit der Hoffnung, durch die Landwirtschaft große Gewinne einzufahren, hat er offenbar abgeschlossen. Und so kommt der Krieg gegen Napoleon, den Preußen nun abseits aufnimmt, wie eine Befreiung für ihn. Wieder meldet sich Marwitz zur Armee, übernimmt das Kommando über vier Bataillone.

Die Jungbauern aus seiner Region, nur kurz im Waffenstudium unterwiesen, erliegen nach einem gewissen Gefecht bei Hagelberg im Spätsommer 1813 zahllose französische Soldaten mit ihren Gewehrkarabinen, obwohl die bereits entwaffnet und auf der Flucht sind.

Wenig später erliegt Preußen (gemeinsam mit seinen Verbündeten Russland, Österreich und Schweden) in der Völkerrache bei Leipzig einen blutigen Triumph über Frankreich. Weit mehr

als 100.000 Männer sterben in diesem Krieg, darunter auch etliche Bauernmänner aus dem Osterbruch.

Marwitz erhält „als Zeichen seiner großen Tapferkeit und Unsiht“ das Eisene Kreuz Erster Klasse, eine der ehrenvollsten Auszeichnungen der preussischen Armee. Der Junker bleibt von jetzt an beim Militär, wird zum Oberst, dann zum General befördert und in Frankfurt an der Oder stationiert.

Die Leitung seines Guts überträgt er zwei Stellvertretern, mischt sich selbst kaum noch in das Alltagsgeschäft ein. Und doch kommt er noch regelmäßig nach Friedland, verbringt dort hier jeden Sommer einige Wochen, um sich zu erholen.

Von seinem Sold als hoher Militär – jährlich 2000 Taler – lässt er wohl auch einen Teil der wertvollen Wirtschaftsgüter wieder errichten.

Vor allem aber liegt ihm die Renovierung seines Herrenhauses am Herzen. Als er 1817 im Alter von 60 Jahren seinen Dienst schließlich quittiert und dauerhaft nach Friedland zurückkehrt (vor 1837 sterben wird), besaß er kein Geringeres als den preussischen Hofmarschall Carl Friedrich Schinkel, über dessen Großartigkeit ganz Berlin staunt.

Schinkel verleiht dem Schloss eine klassizistische Fassade, kombiniert sie mit neogotischen Spitzbögen und eleganten Bogenfenstern.

Fortan thront auf der Anhöhe, über allen anderen Gebäuden des Guts, ein exklusiver Bau des begehrtesten deutschen Architekten seiner Zeit.

Ein stolzes Machtsymbol für einen preussischen Junker, der sich ein ganzes Dorf untertan gemacht hat. ■

Immo Wittenwerth, Jg. 1934, hat bei der Recherche für das Buch die handschriftlichen Aufzeichnungen aus dem Nachlass des Ludwig von der Marwitz im Landesarchiv Brandenburg im Original eingesehen.

LITERATUREMPFEHLUNG: Günter de Bruyn, „Die Zeit der schönen Mot“, Fischer Verlag; lebendig und humoristisch erzählt Brandenburg-Spezialist de Bruyn über Berlins Persönlichkeiten um 1800, darunter auch Ludwig von der Marwitz.

Geschichte erleben.

Spannende Reisen in die Vergangenheit: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

"

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzliche host
lin

Richard Steyer

44



Michael Schragger,
Executive Director (2015-2019)



Abstract

- 1. Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 2. Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- 3. Bequem**
Postofizielle Lieferung nach Hause.
- 4. eUpgrade**
Nur 2,- € extra pro Ausgabe.
Sie sparen als Abonnent fast 80%.
- 5. Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit postender DVD zum Selbstpreis.





1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Geschichtsnächtiges Wissen erleben.

- „Die DDR“ – Alltag im Arbeiter-und-Bauern-Staat
- „1914“ – Das Schicksalsjahr des 20. Jahrhunderts



2. BRESSER Taschenfernglas

Im handlichen Taschenformat.

- 10-fache Vergrößerung, Dachkant-Optik und Oberfläche mit Gummierierung
- Maße: ca. 50,5 x 11 x 3 cm; Gewicht: ca. 29 g



3. Bluetooth-Lautsprecher „Cube“

Genießen Sie kabellos Ihre Lieblingssounds.

- Für Smartphones, Tablets etc. mit Bluetooth
- USB-Anschluss und Slot für microSD-Karten
- Maße: ca. 10,8 x 5,4 x 3,6 cm; Farbe: Schwarz

GRATIS
zur Wahl



4. BIRGMANN Armbanduhr

Klass. Design für einen stilvollen Auftritt.

- Quarz Uhrwerk und Kettantriebs
- Schwarzes PU-Leder-Armband
- Gehäusedurchmesser: ca. 36 mm

1 Jahr GEO EPOCHE für nur 60,- € bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (für die persönliche Beratung) an den Kartenservice anfragen.

oder mit uns auf www.geo-epoche.de/abo

+49 (0)40/55 55 89 90

www.geo-epoche.de/abo

Aufstieg eines Hanseaten

Freiheit, Gleichheit, Vernunft: Die Ideale der Aufklärung begeistern vor allem jene städtischen Eliten in Deutschland, deren gesellschaftliche Position von der eigenen Leistung und nicht wie beim Adel vom erblichen Rang abhängt. Einer dieser selbstbewussten Bürger ist der Hamburger Kaufmann Georg Heinrich Sieveking — TEXT: CHRISTIAN SCHNEIDER



Souverän präsentieren sich erfolgreiche Hamburger in den Ölbildern des Malers Friedrich Götiger. Hier Sieveking's Freund Lorenz Meyer



Auch der Kaufmann Johann Friedrich Meiermann, 1795 Modell für Götiger, einen der angesehensten Porträtmaler Norddeutschlands



Ein Sonntagmorgens im Sommer 1795 auf dem Landsteig der Familie Sieveling in Neuwöhren bei Hamburg: Auf den Wegen und den geschwungenen Hügeln oberhalb der Elbe, zwischen mächtigen Eichen, auf kleinen Aussichtsplätzen und am eigens angelegten Wasserfall deklamieren die Gäste über Politik und literarische Neuerscheinungen.

Im Salon des herrschaftlichen Landhauses spielt ein ausländischer Gast Piano. Die Frauen hollandischer Geschäftspartner zeigen ihm Juwelen. Ein schwedischer Konsul unterhält sich mit einem Amerikaner aus New Jersey.

Wie auf der von weißen Säulen getragenen Terrasse steht, blickt hinunter auf die Elbe und nicht feldbüchsig Segelschiffe den Fluss stromaufwärts zum Hafen stehen, deren Ladungskais gefüllt sind mit Kaffeeschoten, Zuckerfässern und Baumwollballen.

Gut möglich, dass ein Schiff des Ganggabels darunter ist: Georg Heinrich Sieveling, einer der reichsten Kaufleute Hamburgs, empfängt hier, rund einen Kilometer westlich von Hamburgs Hafengebiet mit seinen Thranbrennereien, Hanflagern und Fischerkaten, all jene, mit denen er in der Woche Geschäfte gemacht hat. Und noch viele mehr, denn auf seinem Landsteig trifft sich die grüne und politische Elite der Stadt.

Gegen zwei Uhr am Nachmittag sind die ersten Gäste zu Fuß und in Kutschen angekommen. Für rund 80 Besucher sind die Tische gedeckt. Der alte Diener Friedrich Gottlieb Klopstock, ein enger Freund der Familie, reht auf seinem Hanger vor; sogleich ertönen ihm Besonderen Wind er eine neu komponierte Ode vortragen? Oder sich ins Gespräch mit Johanna Sieveling vertiefen – der Dame des Hauses, die bei den

Gästen so beliebt ist für ihre köstliche und aussergewöhnliche Art?

Nach Einbruch der Dunkelheit flackern Licht auf aus Pechsteinen, Öllampen und Gebüde leuchten stichlich im Feuerlicht der roten Kalksteintürme. Der Wind trägt die Musik eines aus der Stadt besessenen Geigen, der für die jüngsten zum Tanz spielt, nach unten zum Fluss.

Meist gehen die Besucher mit gegessenen Mitternachts, dann darauf legt sich der Gastgeber schlafen. Denn in der Frühe muss er in sein Kantor in der Innenstadt zurückkehren. Die Geschäfte könnten für ihn kaum besser laufen in jenen Sommertagen, aber sie laufen schließlich nicht von selbst.

Und wirtschaftlicher Erfolg ist ja das Fundament für Sievelings glanzvolle Inszenierung, seinen schillernden Auftritt, seine gesellschaftliche Rolle – so wie für viele Angehörige des Bürgertums.

Überall in Deutschland streben Mitglieder dieser zunehmend selbstbewussten werdenden Klasse nach oben. Sie werden wohlhabender, vor allem als Unternehmern und Kaufleuten, gewinnen an Einfluss, prägen das Land. Und gerade in den Städten wollen diese Großbürger nicht nur ökonomisch, sondern auch politisch an der Führung teilhaben.

Viele Familien sind vor allem durch den expandierenden Seehandel innerhalb kurzer Zeit sehr reich geworden, und mit dem Reichtum hat das Gefühl der eigenen Bedeutung zugenommen.

Während in agrarisch geprägten Regionen des Reichs – etwa im ostelbischen Preußen – noch der Adel für die politische Macht inszeniert, ändern sich die Verhältnisse in vielen Metropolen. Dort können sich aufstrebende Bürgerfamilien immer häufiger Sitze in den Räten der Städte leisten: Anwartschaften, die meist kaum vergütet werden, aber indirekt reichhaltig sind und daher einen gewissen Wohlstand vorsehen.

Geringer ist der Einfluss der Adligen in den norddeutschen Hansestädten. So dürfen sie beispielsweise in Hamburg schon seit dem Mittelalter nicht mehr sticheln. In diesen Städten hat sich stattdessen ein Klerikal aus reichen Kaufleuten gebildet, welche die Macht unter sich aufteilen, die Ratsherrn und Bürgermeister stellen. Auch diese „Bürgerokratie“ wird nun durch das neue, aufstrebende Bürgertum bedrängt.

In Hamburg hat der politisch-gesellschaftliche Wandel schon früh begonnen. Bereits vom 15. Jahrhundert an ha-

ben die Bürger dem Rat der Stadt immer mehr Rechte abgerungen. Seit 1712 können Gesetze nur mit Zustimmung der Bürgerschaft verabschiedet werden. Damit ist die Hansestadt ein Vorreiter im Reich. Mitspracherecht erhalten allerdings nur jene Bürger, die über Grundbesitz im Wert von mindestens 1000 Reichstalern verfügen. Die Macht liegt daher auch hier weiterhin in den Händen einflussreicher und wohlhabender Kaufmanns-, Bankiers- und Rostersfamilien.

Hamburg hat um 1700 etwa 130.000 Einwohner und ist einer der bedeutendsten Handels- und Finanzorte Europas.

Die hier gehobene Mark Banco sticht aus den stabilsten Währungen der Kontinente, der Hafen verbindet West und Ost, Wäsen aus Frankreich, England und den Kolonien in Übersee werden hier umgeschlagen, aus dem östlichen Europa und Russland kommen Rohstoffe wie Getreide, Wachs und Holz.

Wie als Kapitän nach Hamburg mit dem Schiff einläuft, kann der Reichtum der Großbürger nicht übersehen. Am Elbsperr liegen die Landsteige der Vermögenden, die zwischen die Ausmaße kleinerer Residenzschlösser haben, darunter auch das Anwesen der Sievelings. Im Stadtraum beleuchten Straßenlaternen, mit Wäsen befeuert, die gut gepflasterten Straßen rund um die Binnenalster, von der See gestauten Elbdeiche, wo sich Händler und Händler in Kaffeehäusern zum Plausch über die Geschäfte treffen.

Im nur knapp einem Kilometer entfernten Hafen arbeitet das Fußvolk der Stadt. Rund 25.000 Schauerleute und Ewerflüßler kümmern sich Tag für Tag um die ein- und auslaufenden Schiffe, vertreiben die Großschiffe an Piers, die in die Elbe gerammt sind, verladen die Fracht auf kleine Schiffe und bringen sie über Hamburgs schillernde Wasserstraßen zu Lagerhäusern und Speichern.

Außerdem als Hamburgs reiche Kaufleute profitieren die Arbeiter kann von der Handelskonjunktur. Weil Tagelöhner in großer Zahl aus dem inneren Umfeld in die Stadt strömen, können die Lohnherren die Beschäftigung drücken.

Und da der Bau von Lagerhäusern immer mehr Platz verschlingt, verschiebt sich in der Stadt die Wohnungsver-

Die Hafenarbeiter, Boten und Fakirinnen, die Näherinnen, Wäucherinnen und Kartendruckerkinnen haufen in den „Gängevierteln“ – jenen engen Quartieren, in denen der Qualen der Fremden nie aus den engen Höfen der schiefen Fachwerkhäuser absteht. Wo wenig Licht in die schmalen Gassen und Durchgänge fällt und Wasser und Lärmstrom über wacklige Aufbautropfen bis in den dritten oder vierten Stock geschleppt werden müssen. Wo die Läden über die Böden der einzigen Kanäle krebbeln und die mit Eckensteinen und Abwässern vermaurerten Kanäle einen unerbittlichen Gestank verströmen.

Hamburgs reichste Kaufleute wohnen in den besseren Vierteln, etwa im Norden der von Flecken anfassenen Wandschneiderei. In prächtigen Häusern mit hohen Fenstern und breiten Türen haben sie hier unter einem Dach Wohn- und Kontorräume untergebracht, und zugleich – zum Wasser gewandt – die Wasserpächter. Andere Kontore befinden sich in der Innerstadt am Neuen Wall, in der Nähe der Bäume.

In einem dieser Handelshäuser beginnt Georg Heinrich Siercking am 1. August 1786 mit 15 Jahren eine Lehre beim Ratsherrn Casper Voght, einem der angesehensten Unternehmer der Stadt. Schon Georg Heinrichs Großvater hat als Kaufmann im weltlichen Vermögel mit Leuten gehandelt, wie Vater 1747 das Bürgerrecht in Hamburg erworben und dort den Tuchhandel weitergeführt.

Nach dem frühen Tod des Familienoberhauptes kam Georg Heinrich unter die Verwandtschaft eines Onkels, eines Hamburger Ratsherrn. Diese Verbindung verhilft Siercking wohl zu der Ausbildung beim Ratsherrn Voght.

Der alte Unternehmer muss die Einstellung seines Lehrherrn nicht kennen. Der Junge, erklärt der Patriarch schon bald, habe ein Zeug, zu einem der ersten Kaufleute der Stadt zu werden.

Von morgens um acht bis in den Abend arbeitet Georg Heinrich im Voght'schen Kontor unter den Augen des Ratsherrn, der wie eine Sierckings Vater mit Lei-

nen handelt. Der Junge profitiert von seinem Sinn für Zahlen, seiner frühen Begeisterung für Algebra und die Wahrscheinlichkeitsrechnung.

In seiner freien Zeit gibt er sich aber auch poetischem Schwärmen hin. Schon vor Sonnenanfang treffen sich Siercking und seine Freunde, meist Kaufmannslehrlinge wie er, zuweilen am Elbufer und lesen sich eigene Hymnen, Lieder sowie Reden vor, darunter Texte im Stil des großen Gotthold Ephraim Lessing.

An einem Sonntagabend beschließt der Kreis, nach im Morgenprogramm einem Bootsausflug zum Grab von Mena Klopstock zu unternehmen, der verstorbenen Frau des von ihnen so tief verehrten Schriftstellers. Unter Bäumen auf dem Friedhof der Christianskirche in der westlich von Hamburg gelegenen Or-

tenade um den Begriff des „Bürgers“ fermt sich eine machende politische Utopie. Länger wird das Wort nicht mehr nur in seiner traditionellen Bedeutung für einen Mann verwendet, der das Stadtrecht besitzt, ein Gewerbe ausübt und nicht adelig ist. Vielmehr hat sich „Bürgerrecht“ zu einem umfassenderen Ideal entwickelt, zu einer Geisteshaltung.

Es steht für die Abkehr von der starren, jahrhundertalten Rangordnung der Stände, die jedem Menschen sein Gebot an seinen Platz anweist.

Doch das alte System ist in seinen Teilen des Reichs noch intakt. Der Adel – gut ein Prozent der Bevölkerung – steht an der Spitze der Gesellschaft und genießt besondere Privilegien wie etwa den bevorzugten Zugang zu höheren Ämtern in Verwaltung, Militär und Kirche. Die Aristokraten halten auch im Reichstag die politische Macht. Dort sitzen neben den Vertretern der Freien Städte – wie Hamburg – die Geordneten der acht Kurfürsten sowie der rund 100 Reichsfürsten.

Unter Adel und Klerus stehen in der gesellschaftlichen Pyramide die Bürger, jene Menschen also, die das städtische Bürgerrecht besitzen und einem ständischen Stand Beruf nachgehen.

Und fast 90 Prozent der Bevölkerung leben auf dem Land, vor allem die Bauern, die den niedrigsten Stand ausmachen (Dienstboten und Landlose bilden eine Schicht außerhalb der Stände).

Über die ständische Zugehörigkeit entscheidet nicht etwa das Vermögen: Zum Adel gehört der arme Junker ebenso wie der einkaufreiche Fürst. Bürger sind der kleine Handwerker und der wohlhabende Kaufmann; gleichermaßen und der Großbauer trifft sich den Stand mit dem Besitzer eines winzigen Stückes Ackerland zur Selbstversorgung.

Mit Fleiß und Tüchtigkeit können es manche zwar vom einfachen Handl zum wohlhabenden, geachteten Geschäftsmann bringen – so wie der Frankfurter Johann Friedrich Stüdel, der den Gewerksinn der Vater weiterführen, dann erfolgreich Bankgeschäfte betrie-

In den SALONS diskutieren sie über die Politik

schaft Omasen trinken sie ihren Frühstückskaffee, dann kommt einer auf die Idee, Grabschriften für die Verstorbenen zu verfassen.

Vertriebt tragen sie einander die Vermählung vor, helfen sie mit Blumen an das Grab und sehen zu, wie der Wind sie auseinanderreibt. Um 9.00 Uhr, ein wenig zu spät, sitzen alle in ihren Kontoren.

Es ist die Epoche der Empfindsamkeit, jene Art, in der sich in ganz Deutschland junge Bürger für Sündlichkeit und den Überschreitung der Gefühle begeistern. Von der Diskrepanz lassen sie sich förmlich in einen Rausch aus Freude oder Trauer versetzen, die eigenen Gefühlsregungen beobachten sie dabei intensiv – im Glauben, auf diese Weise den eigenen Charakter zu schulen.

Zugleich aber prüfen sie auch die an der menschlichen Vernunft orientierten Ideale der Aufklärung, lesen die Schriften der Philosophen Immanuel Kant und Moses Mendelssohn. Freiheit! Gleichheit! Die neuen Schlagworte versetzen viele Bürgerliche in Ekstase.



Georg Heinrich Serenking beginnt seine Kaufmannslehre als 19-jährige Halbwaise – und wird einer der wohlhabendsten Männer der Stadt



Gemeinsam mit dem fast gleichaltrigen Caspar Voght (oben) treibt Serenking Handel mit Ölbäumen, etwa den englischen Kolonien in Nordamerika



Die Hansestadt Hamburg, hier eine Ansicht um 1710, ist eine Republik der Kaufleute. Nur was genug Land sein eigen nennt, darf über die Geschichte der Handelsmetropole mitentscheiden. Dem Adel aber ist Grundbesitz verboten, in der Politik bleiben deshalb Geschäftsleute wie Serenking weitgehend unter sich

Der Jungfernstieg an
der Alster ist eine
beliebte Promenade,
hier spazieren die
Hamburger Kaufmanns-
töchter mit ihren
Gälenen



Aus Neuen Wall
stehen Hochhäuser und
Kontoren wohlhabender
Kaufleute. Auch
Sierveling trifft hier
seine Geschäftspartner
aus aller Welt



Frische Blumen und
Blumenbuketts. Auf dem
Hauptmarkt finden die
größtstädtischen Gast-
gebetenen alles, was
sie für ihre Essensan-
ordnungen brauchen



Um 1790 liegt die
Hamburger Hauptkirche
St. Nikolai noch ge-
wisser des Festungswalls.
Durch die Stadt wächst,
schon bald wird der Wall
eingeebnet werden

und zu einem der vermögendsten Männer der Stadt aufsteigt. In seinem Haus sammelt er Tausende Gemälde, Graphiken und Zeichnungen.

Oder die Brüder Friedrich und Heinrich von der Leyen. Mit ihrem Seidenwebereien in Krefeld werden sie Marktführer für Seidenwaren und machen gewaltige Umsätze.

Doch dem Stand zu wechseln ist so gut wie unmöglich. Auch wohlhabende Untertanen können im Reich kaum hohe Ämter in Militär und Verwaltung bekleiden, und selbst vermehrte Landadlige stehen weit über ihnen.

Daher prägen sich vor allem bürgerliche Philosophen, Pädagogen und Dichter immer lauter eine Gemeinschaft Gleichberechtigter – und ein Ende der Adelsprivilegien. An die Stelle der vordominant getrennten, hierarchisch angeordneten Stände soll eine neue Gesellschaft treten: geprägt durch selbstbestimmte, gebildete und eigenverantwortliche Bürger. Nicht formale Geburtsrechte und Regularien sollen über den gesellschaftlichen Rang entscheiden, sondern Leistung, Erfolg und die vom Bürgertum hochgeschätzte Bildung.



Nach sieben Jahren beendet Georg Heinrich Ströcking 1773 seine Lehre – als Möbeler in der Firma Voghts. Der Alte ist so angetan von ihm, dass er ihn am 1. Januar 1777 sogar gemeinsam mit seinem Sohn Caspar als Teilhaber einsetzt.

In den Ausbildungsjahren hat sich zwischen Georg Heinrich und Voght jenseits einer tiefen Freundschaft entwickelt. Der eher ernste, analytische Ströcking und der lebenslustige Voght ergänzen einander gut, auch in der Firma.

Als der Patriarch am 3. Februar 1781 stirbt, sind die Freunde – Georg Heinrich ist nun 50, Caspar 28 Jahre alt – fortan allein verantwortlich. Zunächst müssen die Erben ausgetastet werden. Das Vermögen des Hauses schrempft

dadurch stark. Aber die beiden Männer nehmen den Kampf auf: Sie wollen den Konkurrenten beweisen, dass sie „mit einem geringeren Kapital größere Geschäfte glanzvoll durchzuführen im Stande“ sind, wie Voght erklärt.

Der Krieg der nordamerikanischen Kolonien um Unabhängigkeit, der bereits 1775 begonnen hat, hilft ihnen dabei.

Denn englische und französische Frachtschiffe, die beide einen großen Teil des Handels mit der Neuen Welt getragen haben, werden nun von der jeweiligen Gegenseite gejagt (Paris unterstützt die Amerikaner im Krieg). Das ist eine Chance für neutrale Schiffsunternehmen, etwa aus Hamburg.

Voght und Ströcking korrespondieren mit Hauptagenturen in Sanktans, welches Munition, Korken und Leinwandstoffe auf Schiffe in die Karibik, die Kaffee, Zucker, Tabak und Vanille zurückbringen. Durch Voghts internationale Kontakte handeln sie auch mit Gummilatex aus dem Senegal, gewonnen aus dem Saft des dortigen Akazie. Bald reisen die drei Schiffe, die sie besitzen – die „Boklag“, die „Trommes“ und die „Rose“ –, nicht mehr aus, weitere Segler werden gechartert.

Sie kaufen, was der Markt bittet, um es neuer weiterzugeben: Zehntausende Pfund ostindisches Salpeter sowie indischen Tee, den sie nach Philadelphia schiffen, schwedisches Kupfer, aber auch norddeutsches Wachs, das sich wegen seiner besonders hohen Qualität gut exportieren lässt.

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg hat die Welt des Handels stark verändert und so Hamburger Kaufleuten neue Möglichkeiten eröffnet.

Die zahlreichen Geschäftverbindungen erfordern örtliche Filialen in Übersee, die auch Voght und Ströcking einrichten. Neues Nachrichten über den weltweiten Handel sind einzuholen, um die oft raschen und extremen Kurspenderschwankungen des Kolonialgeschäfts zumindest ein wenig vorhersehen zu können und die Konkurrenz im Blick zu behalten. Die gekauften Waren müssen zum besten Preis panglossum verkauft – und bei einem Preisrückfall zurückgekauft werden.

Ströcking und Voght sind bald Mitgestalter des Aufstiegs, der Umwälzungen gehen nicht zu den reichen in Hamburg, aber zu den eifrigen. Oft gehen ihre Projekte über den klassischen Handel hinaus. Sie spekulieren auf Preis-

schwankungen, kaufen Aktien und Ländereien, gründen Versicherungsgesellschaften, investieren auf der Grundlage von Sterekings Wahrscheinlichkeitsrechnungen große Summen in die Hoffnung, das Richtige zu tun.

Und auch nach dem Ende des Unabhängigkeitskriegs 1783 gelingt es ihnen, die Handelsverbindungen nach Nordamerika aufrechtzuerhalten und so erfolgreich weiterzuwirtschaften.

Seine spätere Freizeit verbringt Ströcking in den angenehmen Kreisen der Hamburger Gesellschaft. Ein Höhepunkt sind ab Mitte der 1770er Jahre die wöchentlichen Besuche zum Tee bei Familie Reimarus. Johann Albert Heinrich Reimarus ist ein bedeutender Arzt und Gelehrter, befreundet mit Moses Mendelssohn und Gotthold Ephraim Lessing. Seine Frau und seine Schwester sind die Gangesbienen im Aneimon in Weinstraße, nördlich der Alster, später steht die Familie in der Neustadt an.

Der Runde trifft sich im Salon des Ehepaars Reimarus. Im Alltag bleibt diese „gute Stube“ bei vielen Familien ungenutzt – aus Angst, den Möbelschaden zuzufügen. In reichen Häusern aber spielt sich hier ein großer Teil des Lebens ab: Tagelager schreiben die Familienmitglieder darin ihre Briefe, üben Klavier oder lesen.

Der Salon im Hause Reimarus gleicht wahrscheinlich den in anderen Häusern wohlhabender Menschen jener Zeit: An den mit Seidenstoffen bespannten Wänden stehen kleine Tische, ein Sekretär, ein Klorier, Sofa und gepolsterte Stühle.

Die Frauen haben während der Treffen von Reimarus und Ströcking meist ihr Strickzeug auf dem Schoß, die Männer machen Pfeife. Auf einem Tisch darauf die Tromaschine. Gespräch wird mit schlichem Butterbrot, die Tafel folgt im Anschluss. Durch die geöffnete Tür nimmt der Arzt, der in seinem Labor selbst Medizin herstellt, an der Unterhaltung teil.

Aber der „Teestich“ der Familie Reimarus ist weitaus mehr als eine gemütliche Runde unter Freunden: Er ist einer der bekanntesten bürgerlichen Salons in Deutschland, wie die intellektuell

ambitionierten Zusammenkünfte auch ihren französischen Vorbildern auch genannt werden. Wie zufällig hingeworfen, legt die Hausfrau aktuelle Zeitschriften und neu erschienene Bücher aus, um den Gästen Gesprächsstoff zu liefern.

Häufig sind berühmte Künstler oder Wissenschaftler zu Besuch, dazu Freunde sowie Freunde und Freunde, die sich mit einem Empfehlungsschreiben gemeinsamer Bekannter vorstellen.

Diskutiert werden auch die Ideen und Ideale der Aufklärung. Ist der Mensch von Grund auf gut oder böse? Was ist wahre Freiheit? Wie lässt sich die Gleichheit aller Menschen erreichen? Besonders Georg Heinrich Sieweking wünscht bei den Gesellschaften keine aristokratische Strenge. „Freiheit ist das höchste gesellschaftliche Gut, für das es zu kämpfen gilt“, schreibt er um 1777. „Obrigkeit und Flüssen sind nichts weiter, als wenn unsere Einwilligung sie erteilt, Handhaben der Gerechtigkeit, aber nicht willkürliche Herren über unser Leben, unsere Güter, unsere Ehre.“

Freiheit: Dieses große Ideal soll sich auch im Kleinen widerspiegeln. Die Gastgeberinnen des Teetisches kultivieren Zwanglosigkeit statt starrer Regeln. Wer sich in die Lektüre vertiefen will, statt sich zu unterhalten, sind sich in eine ruhige Nische zurück. Wer nur zuhören möchte, braucht nicht beizutragen. Und wer genug hat, verabschiedet sich leise und geht. Ein Gegenbild zu den strengen Zusammenkünften in Adelshäusern sollen die Runden sein.

Auch andere Gepflogenheiten sind bei vielen Bürgerlichen nicht mehr alles Ernüchtert: Essen etwa wird nicht mehr von Dienern serviert, sondern kommt in Schüsseln auf den Tisch, um denen sich jeder selbst bedient – eine aus Frankreich übernommene Neuheit in den Häusern der deutschen Oberschicht.

Selbst wie jener der Familie Reimarus kommen zunehmend in Mode, mal sind sie politisch angeregter, mal literarisch. Banketten, Karnevale, Unternehmungen treffen auf Verleger, Maler und Schriftsteller. Selbst weniger wohl-

habende Bürger pflegen diese neue Form der Gastlichkeit.

Die Teetischner partieren über Kunst, Staatslehre, Philosophie, sie unterhalten sich gegenseitig mit Gesang oder dem Vortrag eines Gedichtes, sie erzählen sich aber auch Gespenstergeschichten, spielen Karten, essen Whist, einen Vorläufer des Bridge.

Wie ungenutzungen solche Treffen auch sein mögen, sie sind für viele Bürger von immenser Bedeutung: Hier schützen die Teetischner ihr politisches Bewusstsein, knüpfen Verbindungen zu Gleich-

Hamburgs Reiche sorgen für die ARMEN

gestellten, bahnen zugleich Geschäfte und Karrieren an. Und anders als bei zahlreichen Zusammenkünften dieser Zeit, in denen Bürger debattieren, etwa in gemeinschaftlichen Vereinen, Lesegesellschaften oder geistlichen Clubs, nehmen an den Salons Frauen nicht nur am Rande teil, sondern stehen als Gastgeberinnen sogar häufig im Zentrum.

Manche finden über diese Runden ihrer Ehepartner, so auch Sieweking. Er beginnt um Johanna zu werben, die 21-jährige Tochter des Arztes Reimarus. Er selbst hält sich nicht für einen Mann, der Frauen gefällt. „Sie wollen anstehen sein, und ich bin nicht dazu gemacht, sie zu anstehen“, schreibt er über sich in einem Brief.

Anderen als sein Kompagnon Voght, der auf seinen Geschäftserfolg gern amüsante Abenteuer sucht, ist die Liebe für Sieweking eine ernste Angelegenheit. Er wird in Johanna eine Ehefrau finden, die perfekt in seinem Leben passt.

Sie ist eine aufmerksame Gastgeberin, freundlich, bescheiden und gilt als gute Gesprächspartnerin, mit der es sich kundschaft über politische Entwicklungen und literarische Neuerscheinungen unterhalten lässt. Sieweking ist von ihr begeistert, erklärt ihr im Sommer 1782 seine Liebe. Sie heiratet im Oktober, drei Jahre später kommt das erste von fünf Kindern zur Welt.

Einen Teil der Woche verbringt die Familie schon bald in ihrem Hamburger Stadthaus am Neuen Wall, nicht weit von der Binnenalster entfernt, dort ist auch das Kontor der Firma untergebracht. Die wöchentlichen Tage und vor allem den Sonntag verleben sie alle gemeinsam auf dem Land: zunächst in einem gemieteten Haus in Harvensteube, später auch auf dem Landsitz in Neumühlen, dem Sieweking mit zwei Freunden kauft.

Die Salons der Familien Sieweking und Reimarus finden im Sommer nun in Neumühlen statt, wo sie – mit deutlich mehr Gästen als zuvor – zum wöchentlichen Jour fixe der Hamburger Gesellschaft werden. Sieweking kann hier Schönen mit Nützlichem verbinden: Neben den Freunden lädt er einfach alle Geschäftskontakte ein, die sich unter der Woche bei ihm vorgestellt haben.

Seine Frau führt im wöchentlichen Wechsel mit der Ehefrau eines der anderen Eigentümer des Hauses des Anwesens, unterstützt von sechs Dienstmädchen und einem Diener. Und nicht nur an den wöchentlichen Sonntagen kommen Gäste. Bekannte besuchen hier gelegentlich, wie der Humanist Wilhelm von Humboldt, der die Wachen, die er in Neumühlen verbracht hat, später zu den schönsten seines Lebens zählen wird.

Überhaupt schweben Besucher von der Stimmung bei den Siewekings in Neumühlen. Hochzeiten und Jubiläen werden dort gefeiert, und der Dichter Klopstock begibt hier gern seine Geburtstage.

Von Park aus, aber auch durch die hohen Fenster des Haupthauses öffnet sich den Gästen ein grandioser Blick auf die Elbe. Der Hausherr dagegen passt sich für den Besuch nicht heraus. Er trägt einen abgegriffenen violetten Rock und schlichte herangezogene Haare, erinnert sich ein Auswanderer.

Wer Sieweking in seinem Kontor in der Stadt besucht, erlebt einen weniger unterquerten Gastgeber. Sein Arbeitspensum lässt Besucher schwächeln. Mehr als 40 Briefe liest er manchmal in einer Stunde, notiert sein Freund der Familie



Leonhard Wüchek
ist Schulmeister, tritt
mit Savotzing die
Begründung für die
Revolution und kämpft
kurzzeitig sogar im
habsburgischen Heer



Carolina, die Zehntrichter
des Malers Götger:
Die gebildeten Hamburger
Gesellschaften erwarten
von Heiletschuldströmern,
dass sie kultiviert und
vielfeitig interessiert sind



Krankenhäuser, Waisen-
heime, Schulen: Bürger wie
Antonette Behrmann
stiften hohe Summen –
Wohlthätigkeit gehört zum
Selbstverständnis der
aufstrebenden Schicht



In den Jahren um 1800
sind Friedrich Götger
und sein hier porträtier-
ter Partner Heinrich
Adlerstadt geachtete
Mitglieder der Hambur-
ger Gesellschaft

Hamburg lebt von
der Seefahrt, 1794
verhängt Frankreich
ein Embargo – und
Sawking bängt für
seine Heimatstadt mit
eigenem Geld

Auch an der Hamburger
Börse gestellte Seefahrt
hatte Ansehen. Doch
in den Jahren des Pariser
Terrors verachteten
die Mörbigen ein Jak-
obiner zu sein



Die Hamburgische Admiralität, in der unter anderem Ratsherrn und Kaufleute sitzen, ist für die Elbe
von der Stadt bis zur Mündung zuständig, stellt Leihar, legt Tonnen und gründet Hamburgs erste staatliche Schule
für Seemannsinnen. Den Bug ihrer zweimastigen Yacht (im Bild rechts) zielt Markus, der Gott des Handels

aus Weimar, täglich schreibe er ebenso viele in unterschiedlichen Sprachen.

Er studiert die neuesten Zeitungen aus aller Welt, hält mandelartige Konferenzen mit Geschäftspartnern ab, überprüft die Arbeit seiner Buchhalter, macht Besuche bei Geschäftsfreunden.

Von 1788 an betrieibt die Firma nicht mehr Caspar Voght & Co., sondern Voght & Siercking. In den Jahren 1789 und 1790 zusammen erreicht das Unternehmen einen Geschäftsgewinn von 348-435 Mark Banco.

Die Freunde haben ihr Ziel erreicht: Sie gehören zu den wohlhabendsten Kaufleuten der Stadt. Neben Voght, in dessen Kleiderstich die Fama durch den östlich von Hamburg gelegenen Familiengutspark in Hameln spaziert, kann sich nun auch Siercking zum Kreis der wichtigsten Hansen zählen.

Aber es gibt in der Metropole noch reichere Bürgerfamilien. Der Großhändler und Milliardär John Parich verpasst allein 1796 mehr als 200.000 Mark Banco allein für seinen Pleinchaussée mit Stadt- und Landhaus, Dienerschaft und Pflanz.

Auch andere Hamburger Hansen verfügen über ähnlich große Vermögen, etwa der Kaufmannssohn de Chapouange oder die Familie Besenbourg-Gesler, die sich neben dem Handel zunehmend als Bankiers betätigt.

Andererseits in der Stadt, in den einfachesen Vierteln, müssen viele Familien mit zwei Kindern dagegen mit weniger als 500 Mark Banco im Jahr auskommen. Die überall sichtbare Armut lässt viele Angehörige der Oberschicht nicht unberührt. Gemeinsinnig gilt ihnen als eine der bürgerlichen Tugenden – in bewusster Abgrenzung zum Adel, dem oft Egoismus, Müßiggang und Verschwendungssucht vorgeworfen werden.

Wie viele bürgergestiftete Hamburger engagieren sich auch Siercking und Voght in zahlreichen Vereinen und Ehrenämtern. Sie treten für eine Neorganisation der Hamburger Armenfürsorge ein, die über die Grenzen des Reichs zum Vorbild wird.

Ihr Leitgedanke: Statt Almosen zu verteilen, sollen die Ursachen der Not beseitigt werden. In einer neu gegründeten Armenanstalt wird den Betroffenen beispielsweise Arbeit angeboten.

Kinder, die noch nicht zur Schule gehen, werden während der Zeit, in der ihre Eltern beschäftigt sind, von anderen Müttern betreut. Voghts „Hamburger Spinn“ findet bald Nachahmer in vielen europäischen Städten.

Siercking wiederum sticht der neuen „Allgemeinen Versorgungsgesellschaft“ vor, der ersten deutschen Sparkasse, die zugleich Versicherung, etwa für die Witwen- und Waisenkasse, ist. Er hilft zudem, eine kostengünstige Fachschule für Handwerker, Künstler und Fabrikarbeiter einzurichten. Und für Saisonarbeiter entwirft er ein Spinnmodell, nach dem im Winter Teile des im Sommer angelernten Lohnes mit großzügigen Zinsen ausbezahlt werden sollen.

Vor der „Patriotischen Gesellschaft“ – einem Verein zur Förderung des Hamburgischen Gemeinwesens – spricht er sich sogar dafür aus, eine Leses- und Erbschaftssteuer einzuführen, und empfiehlt zudem vorwiegend, an überflüssigen Ausgaben für Modestric, Kleidung und Regimentsmännchen zu sparen.

Die Nachricht vom Sturm auf die Bastille im Sommer 1789, dem Ausbruch der Französischen Revolution, versetzt den Kreis um Siercking und Reimanns anfangs in Euphorie: Endlich werden die Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Tat umgesetzt, die sie seit so vielen Jahren diskutiert. Endlich erhebt sich ein Volk gegen die Herrschaft der Aristokratie.

So begeistert ist Siercking, dass er mit einigen Freunden 1790 zum Jahrestag des Bastille-Sturms ein „Freiheitsfest“ in seinem Garten in Harwardshöhe gibt. Mit Schüssen wird das Jubiläum begrüßt, junge Frauen mit blau-weiß-roten Schleifen tragen ein von Siercking selbst geschriebenes „Freiheitslied“. Nach Jahre später spricht man von dem Fest.

Doch dann ändert sich die Stimmung. Im Herbst 1792 ruft der Nationalkonvent, der nun Paris regiert, die Republik aus. Frankreichs König Ludwig XVI. wird wenige Monate später guillotiniert. Die Regierung ordnet offenen Terror an,

Tausende Menschen sterben auf dem Schafott. Das Land versinkt im Blut.

Seit 1792 befindet sich Frankreich zudem im Krieg mit den Monarchien Preußen und Österreich. Der Kaiser verlangt ein Verbot von Ausfahrten nach Frankreich. Deutsche Sympathiebekundungen für die Revolutionäre sind in Hamburg nun unerwünscht.

In Sierckings Haus aber sind Finzen weiterhin regelmäßige Gäste. Mit dem Pariser Gesandten in der Stadt verbindet ihn sogar eine enge Freundschaft. Als niederländische Fürsten in einem Brief die Ausweisung dieses Gesandten verlangen, fordern sie, der Rat solle Minister wie Voght und Siercking, die an der Spitze eines schwedischen Bunde“ stünden, gleich mit aus der Stadt jagen.

Nachts beschnitten jemand Sierckings Tür mit einem Galgen. Durch ein geöffnetes Fenster wird ein Strich in sein Haus geworfen. Ein schwerer Verdacht lastet auf ihm: Ist er ein Befürworter der Hinrichtung des Königs in Frankreich? Vielleicht sogar ein Jakobiner, ein Radikaler, der auch in Hamburg einen gewaltsamen Umsturz herbeiführen will?

Sein Haus wird nach Waffen durchsucht. Von dem Rat muss Georg Heinrich Siercking einen Eid schwören, nicht den Jakobinern anhängen. Eine öffentliche Demütigung.

Er wehrt sich mit einem offenen Brief an seine Mitbürger, um den Verdacht auszuräumen. Die Gewalt verurteilt er, schreibt Siercking, die Hoffnungen aber, die er in die Revolution gesetzt habe, nicht jedem Menschenfreund. Erst langsam legt sich das Gemeld.

Unterdessen hat sich auch Caspar Voght von Siercking abgewandt – allerdings nur geschäftlich: 1793 zieht er sich weitgehend aus dem gemeinsamen Unternehmen zurück, er hat die Lust am Handel verloren und will sich stärker seinen wissenschaftlichen Studien und dem Aufbau eines landwirtschaftlichen Guts im Westen Hamburg widmen.

Siercking erweist sich trotz aller Widrigkeiten erneut als schillernde Krisenmanager. So spekuliert er mit Frankreichs zunehmender Währung: Weil die Karne in der Schweiz schneller fällt als in Hamburg, kauft er dort laufend französische Wechsel, um sie an der Bourse immer weiterverkaufen. Oder er er-

wirkt in Frankreich riesige Mengen an Kunst, Kleidung, Möbeln und Uhren (angesichts der steigenden Inflation günstig zu haben) und führt sie nach Hamburg aus. 1795 macht die Firma mehr als 650.000 Mark Banco Gewinn.

Er wird das erfolgreichste Geschäftsjahr seines Lebens. Und kann darauf wird er erstmals auch politisch eine gewichtige Rolle spielen.

Denn die außenpolitische Lage hat sich geändert. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation ist inzwischen gespalten. Preußen hat Frieden mit Frankreich geschlossen und strebt ein normales mitteleuropäisches Bündnis an; dagegen ist Österreich – die zweite Großmacht des Reiches – weiter im Krieg mit Paris. Und um über Preußen und Frankreich gemeinsam starken Druck auf Hamburg aus: Der Rat soll seine Loyalität gegenüber dem deutschen Kaiser in Wien aufgeben.

Stattdessen beschließt die Hansestadt im Januar 1796, dem Gesandten aus Paris die Anerkennung zu verweigern. Ein gefährlicher Kurs. Denn Hamburgs Kaufleute droht enormer Verlust, sollte Paris die Stadt zur Vergeltung mit einem Handelsembargo belegen.

Da erklärt sich Georg Heinrich Sieweking bereit, seine guten Beziehungen zu den Franzosen zu nutzen. Er reist im Auftrag der Kommercedeputation (eines Gremiums, das die Interessen der Hamburger Kaufleute gegenüber dem Rat vertritt) nach Paris und kommt dort Ende März 1796 an.

B

Bei seinen Unterredungen mit dortigen Diplomaten und Politikern begreift er schnell, dass die Gegenseite nicht nur politisches Entgegenkommen will, sondern vor allem Geld. Denn Frankreichs Kriege haben dem Land große Schulden

eingebracht, bedenkende Anteile davon ausgerechnet bei Hamburger Handelshäusern. „Wenn wir unseren Handel und unsere politische Existenz durch einige Millionen retten können, so sind die gut angewandt“, schreibt Sieweking nach Hause. Zudem bittet er um 500.000 Mark Banco, über die er frei „disponieren könnte“. Mit anderen Worten: Es geht um Botschaftsgeld.

Sieweking hat einen Finanzierungsplan erarbeitet, um den Franzosen zu helfen. Mit Geldgeschenken will er die Pariser Offiziellen von seinem Plan

Napoleon treibt die KAUFLEUTE in die Pleite

überzeugen. Die Kommercedeputation stellt Sieweking auch wenigen Wochen innerhalb 300.000 Mark Banco zur Verfügung.

Am 31. Mai, genau zwei Monate nach seiner Ankunft, kann Sieweking endlich dem Finanzminister seine Pläne unterbreiten. Die sehen unter anderem vor, dass die Hamburger Kaufleute einen Teil von Frankreichs Schulden übernehmen und tilgen.

Inzwischen drängt die Zeit, denn bereits Mitte April hat Paris hamburgische Schiffe mit einem Embargo belegt. In seiner Not verspricht Sieweking, mit seinem privaten Vermögen für die Zahlungen an Frankreich und dessen Gläubiger zu garantieren. Am 14. Juni 1796 soll ihm ein französisches Reglement mitteilen die Einigung mit.

Sieweking schreibt an die Kommercedeputation: „Ich habe Hamburg gerettet. Ob ich das Opfer meines Privatvermögens sein werde, das werden meine Mitbürger entscheiden.“

Am Nachmittag des 18. Juli kehrt er nach Hause zurück. Der Präsident der Kommercedeputation erwartet ihn am Südtor der Elbe und bringt ihn auf seinem Boot über den Fluss nach Neuenbüchen. Am Ufer warten die Kinder auf ihn, sie haben den Fluss schon mit dem Fernrohr abgesucht. Die vier Monate in Frankreich, hat Sieweking seiner Schatz-

gemutter geschrieben, hätten ihn um vier Jahre altern lassen.

Von der kalifornischen Reise wird sich der 45-jährige nicht mehr vollständig erholen. Das Geld für die Erfüllung des Vertrags mit Paris einzustreichen kostet ihn viel Zeit. Die Konjunktur verschlechtert sich, 1798 muss er die Bücher mit einem Verlust von rund 100.000 Mark Banco schließen.

Schwer trägt wohl auch die Enttäuschung über das revolutionäre Frankreich an ihm. Die Ideale sind in der Schreckensherrschaft untergegangen. „Lass uns das Trauer. Es wäre schöner als die Wirklichkeit“, hat er bereits 1794 an Caspar Voght geschrieben.

Niemand außer Sieweking will im Fremdenland den Traum weiterträumen. Er fühlt sich isoliert, wirkt misstrauisch. „Dahle mich nur noch eine Zeit lang“, schreibt er entscheidend an seine Frau. „Bald hoff' ich, am Ziel zu sein.“

Er spricht da zwar von einem Buch, das er verliert. Aber die Worte erhalten bald eine andere Bedeutung. Im August 1799 erkrankt er an Gelbsucht, auch im Winter ist ihm sehr häufig unwohl. Anfang 1799 erleidet er einen „Brustkrampf“, wie sein Biograf und Urenkel schreibt.

Wenige Tage später, am 25. Januar, erliegt Georg Heinrich Sieweking mit 48 Jahren seinem Leiden.

Die Hansestadt verliert eine ihrer bekanntesten Persönlichkeiten. „Nicht leicht hat wohl der Tod eines Mannes so allgemeine Sensation in dessen Vaterstadt erregt als der Tod Siewekings“, heißt es in einem Beileidschreiben. Er „war bekannt, doch von den Eldern nicht“, lautet die Gruft auf einem Gedenkstein, den ein Freund ihm errichten lässt.

Die Firma führt Siewekings Frau Johanna mit zwei Teilhabern weiter. Das Unternehmen erholt sich nur ein wenig – doch nur für kurze Zeit.

Denn Hamburgs Handel leidet unter dem Wirtschaftskrieg, den Frankreichs Herrscher Napoleon Bonaparte in den folgenden Jahren gegen England führt. Und vor allem trifft die Siewekings die Kontinentalsperre, mit der Paris sei-



Wohlhabende Familien
lassen sich Ruhe von der
Quelle in ihre Häuser
legen – alle anderen Ham-
burger sind für frisches
Wasser auf Verkäufers
angewiesen



„Käken, ferre Käken“,
pernt dieses Man-
n sein Ware an. Viele
Straßenhändler sind
Juden, die in Hamburg
keine Ladengeschäfte
besitzen dürfen



Hundert Hamburger
Studenten rafften ein
Robenzuch, etwa aus
Kuba, und verkauften die
begehrte Stoffe in fast
ganz Europa, von Paris
bis Russland



Wie viele Verkäufer
trägt diese junge
Erdbewohnerin ihre
Ware aus dem
Hamburger Umland
durch die Straßen
der Stadt



Brauerbursche:
Im Spätmittelalter war
Bier das wichtigste
Exportgut der Stadt,
doch um 1800 ist die
Braukunst ein Handwerk
im Niedergang



Eine Frau beladent
Beispielen durch die
Gassen. Händler beladent
Kunden auch an der
Haustür und tragen ihre
Last strotz Stiegen zur
Wohnung hinauf



Um 1800 leben die meisten Bürger Hamburgs innerhalb des Stadtmauers. Nur die Wohlhabenden haben beispielsweise am Elbufer oder im nördlich gelegenen Harvestehude Villen gebaut.

nen jüngsten Gegner schwächen will. Ab 1806 ist jeder Handel mit England verboten. Da daraufhin in Norddeutschland der Schmuggel blüht, verfügt Napoleon im Jahr 1807 sogar die vollständige Sperrung des Hamburger Hafens.

Für die Handelsmetropole ist das eine Katastrophe. Viele Getreidemöhlen,

Brennereien sowie der Schiffbau liegen brach. Seilmacher, Wagenlader und Maschinisten sind arbeitslos. Zahlreiche Betriebe gehen langsam zugrunde, auch die Firma der Sieverkings. Als der älteste Sohn Johannes Heinrich das Unternehmen 1810 von seiner Mutter übernimmt, bleibt ihm nur noch, es abzuwickeln. Im April des folgenden Jahres ruht der Handelsbankrott an.

Es ist das Ende eines Kaufmanns-empireums – bedeutet aber nicht den Untergang der Familie Sieverking. Denn die Hansmannen haben offenbar Georg Heinrichs Einsatz für ihre Stadt in der Zeit der französischen Besetzung nicht vergessen und lassen seine Frau und Kinder nun gesellschaftlich nicht fäl-

len. Die Verbindungen zu den anderen großen Hamburger Dynastien blieben bestehen.

Und so heiratet der zwölffste Sieweking-Sohn Karl eine Tochter der Familie de Chapeaurouge: der Historiker und Jurist absolviert als Anwalt, wird 1829 Gesandter in Sankt Petersburg, später zum Syndikus des hamburgischen Rates ernannt und 1840 diplomatischer Vertreter seiner Heimatstadt im Bundestag in Frankfurt am Main. Das Ansehen in Hamburg, einem Hamburger Vorort, das seine Schwelgereiherden dem Ehepaar schenken, ruht er nach dem Vorbild seiner Eltern zum gesellschaftlichen Mittelpunkt.

Seine Mutter Johanna verkauft den Neuenhäuser Landitz und zieht zurück in ihr Elternhaus. Sie stirbt 1832, mit 73 Jahren.

Mitglieder der Familie Besocke wurden auch im weiteren Verlauf des Jahrhunderts als Akademiker, Theologen, Juristen das Leben der Stadt prägen – so wie die Angehörigen anderer Hanseatenhäuser, die zu Lebzeiten Georg Heinrichs vor allem durch das Übernehmen groß geworden sind. Auch überall sonst in Deutschland genossen Bürgerliche weiter an Einfluss, Adelstribünen fehlten. Nach dem aristokratischen Zeitalter zeichnen sich nun immer häufiger die Konturen einer neuen Gesellschaft ab.

Und in Hamburg gelangt Georg Heinrichs jüngerer Sohn Friedrich in den 1860er Jahren sogar zum an die Spitze.

Er wird erster Bürgermeister.

Die Hamburger *Amstel* Christina Schachler, 49. Jhr., hat schon oft im Büchelberg's altem Garten spazieren gegangen – der heurige Domänen-Park schließt inzwischen die Park.

LITERATUR- UND SCHULLEBEN: Hainrich

Seewerk, „Georg Heinrich Seewerk“, Karl Curtius (Antiquarisch): die einzige Bürgerin des Hamburger Kaufmanns, 1913 vom Umland anhand zahlreicher Quellen unterhalten aufgeschrieben, Lohse Gall, *Wie die ständische zur bürgerlichen Gesellschaft? Oldenburg* betrachtet die dynastischen Jahrzehnte, in denen die Wurzeln jener Bürgertums zu finden sind, wie sie es heute kennen.

© 2003 Blackwell Publishing Ltd *Journal of Internal Medicine* 253: 105–112

Internationale Universität Bremen (an der Universität Bremen)
Lehrstuhl für Betriebswirtschaftliche Statistik
 (Statistik III) (SS 2008) **Statistik**
 Aufgaben zum 1. Teil des 1. Klausurs (1. Teil des 1. Klausurs)
 (1. Teil des 1. Klausurs) (1. Teil des 1. Klausurs)

CONSTITUTION: Michael Schaper
 PRESIDENT: Thomas C. Schaeffer, Jr., Pastor

TEXTBOOKS: *Behavioral Science* (Concepts and Applications) (New Edition) by Jay Bhatia, Dr. Anupama, Panchanathiah, Arun, Indira, Indira, Manojkumar

ALUMNI: Amy-Lynn Hilg
Dr. Marlene Hosenfelder Gay Rudenmacher
Francine Joseph (Dr. Ruth Ruden), Sonoma, Nevada
Dr. Ed Hengel, Dr. Martin Hombach, Dr. Maria
Ludemann, Sonoma, Ruth (Dr. Maria) Scherer

VERGLEICHENDE CHINESE-DEUTSCHE GRAMMATIK
VERGLEICHENDE CHINESE-DEUTSCHE GRAMMATIK
VERGLEICHENDE CHINESE-DEUTSCHE GRAMMATIK

Federico Kikuchi, Dr. Anna Melikian
(eds.) *Journal of American Studies*, Toronto/London
Routledge, 2006. Pp. xiv + 378.
Paperback \$49.95. ISBN 0 7090 6540 9.

East/Southeast: Barbara Peters
SCAL/SEAL/ST/STON: Chae Kwonsoo
East/Southeast: Chae Kwonsoo
East/Southeast: Chae Kwonsoo

1. **Author:** [Name]
 2. **Title:** [Title]
 3. **Journal:** [Journal]
 4. **Volume:** [Volume]
 5. **Issue:** [Issue]
 6. **Page:** [Page]
 7. **Year:** [Year]

[illegible]

Telefon: 030 450 10-100, Telefax: 030 450 10-101
E-Mail: kontakt@schaeffler.com
Der Schaeffler-Vertrieb ist für Planung und Wartungsdienste
unter www.schaeffler.com erreichbar.

Kundenreise und Newsletter

[illegible]

E-Mail: gruppensuche@netzdigital.de
Telefon: mobil: 0170/330111-100; 0170/330111-10
Telefon: mobil: 0170/330111-10; 0170/330111-10
Telefon: 0170/330111-1000000

[illegible]

Abstract

1. *Prav. izdavačka kuća* je (B) ne-izdavač (A), jer je (C) izdavač
 2. *Prav. izdavačka kuća* je (B) izdavač (A), jer je (C) ne-izdavač
 3. *Prav. izdavačka kuća* je (B) ne-izdavač (A), jer je (C) izdavač

Keywords: teachers' beliefs; teacher education; digital literacy

INTERNET

Kontakt: info@kita-berlin.de | www.kita-berlin.de | www.kita-berlin.de
 Berliner Kindertagesstätten:
 Auskunft: 030 6906 1000, 030 6906 1001

Verfahren: mit 1-ml, 10-ml, 100-ml H_2O **Verfahren:** mit 1-ml, 10-ml, 100-ml H_2O
 10-ml, 100-ml, 1000-ml H_2O

View Comments on this Article | [Report Abuse](#) | [Request Removal](#) | [Contact Us](#)

Abstract

Downloaded from <http://ajphaphapublications.sagepub.com/> at UNIV OF CALIFORNIA LIBRARY on June 11, 2015

[illegible][illegible][illegible][illegible][illegible]

© 2004 Blackwell Publishing Ltd, *Journal of Internal Medicine* 255: 103–110
 DOI: 10.1111/j.1365-2796.2003.01909.x
 Published by Blackwell Publishing, 108 Cowley Road, Oxford OX4 1JF, UK and 350 Main Street, Malden, MA 02148, USA

© 2007 Wiley Periodicals, Inc. and John Wiley & Sons, Inc.
 Periodicals postage paid at New York, NY, and at additional mailing offices.
 POSTMASTER: Send address changes in *Journal of Polymer Science: Part A: Polymer Chemistry* to *Journal of Polymer Science: Part A: Polymer Chemistry*, 350 Main St., Malden, MA 02148.
 Second-class postage paid at New York, NY, and at additional mailing offices.
 POSTMASTER: Send address changes in *Journal of Polymer Science: Part B: Polymer Physics* to *Journal of Polymer Science: Part B: Polymer Physics*, 350 Main St., Malden, MA 02148.

© 2004 Blackwell Publishing Ltd *Journal of Internal Medicine* 255: 105–114

[illegible][illegible]

EIN DIEB ALS RETTER

Nach ihrem Einmarsch in Deutschland beschlagnahmten die Franzosen massenhaft Kunstwerke. In Köln versucht der Gelehrte Ferdinand Franz Wallraf, den Besatzern zuzukommen – und beginnt heimlich, in großem Stil zu sammeln

von MICHEL BERNARD

Ferdinand Franz Wallraf ist Priester, Gelehrter – und ein Dieb. Wieder und wieder bestiehlt der Kölner den französischen Staat und damit den mächtigsten Herrscher Europas Napoleon Bonaparte.

Im Oktober 1794 haben die Truppen der Grande Nation Deutschland bis zum Rhein besetzt, darunter auch Köln, Bischofsitz seit der Römerzeit, dessen Kirchen voller jahrhundertalter Gemälde, Statuen, Reliefs und Altäre sind.

In Frankreich haben die Unrunder nach der Revolution von 1789 die Geistlichen gezwungen, auf alle Privilegien zu verzichten und die Kirchengüter an den Staat abzugeben. Nach dem Einmarsch in Deutschland beginnen die Franzosen nun, Zehntausende Kunstwerke nach Paris zu bringen, darunter Gemälde wie die „Kreuzigung Petri“ von Peter Paul Rubens, Skulen vom Grab Karls des Großen, antike Sarkophage, zudem wertvolle Münzkabinette und fast das gesamte Inventar des Kölner Zeughauses.

1802 mündet Napoleon die Kirche im Rheinland ganz offiziell. Ferner nutzen die Besatzer Gotteshäuser als Wohnungen, Lager und Gefängnisse oder veräußern sie mehrheitlich an Spekulanzen. In Köln, wo dem Klerus fast die Hälfte der Stadtfläche gehört, dürfen von Tausenden Klöstern und Stiften nur jene weiterbestehen, die sich um Kranke und Kinder kümmern.

Manche der geraubten Kunstwerke verkaufen die Franzosen direkt in Köln. Einzelne Kunstliebhaber versuchen, die Reichtümer der Stadt zu retten – und der engagierteste von ihnen ist Ferdinand Franz Wallraf, Sammler seit mehr als 20 Jahren.

Der Theologe, Philosoph, Mediziner und Botaniker, 1748 in Köln geboren, war bis 1797 Rektor der Universität. Seit die Franzosen die Hochschule geschlossen haben, arbeitet er als Lehrer.

Von seinem geringen Einkommen erwirbt er nun so viel Kirschgut wie möglich, denn Wallraf will die Kunst seiner Heimatstadt bewahren. Für seine Kost gibt er hingegen wenig aus, und über seine abgetragene Kleidung machen sich sogar Freunde lustig. Obwohl ihn wahrscheinlich reiche Güter unterrichten, sind seine Schulden bald immens.

Wallraf gelingt es, kirchliche Würdenträger davon zu überzeugen, ihm die Kunstwerke vor einer Beschlagnahme zu überlassen, um sie so vor den Franzosen zu retten. In der Wohnung des Gelehrten stapeln sich die Werke bald bis unter Dach, er verwahrt sie zudem in Lagerräumen überall in der Stadt.

Gegenüber den Franzosen gibt sich der angesehene Kunsthistoriker zurückhaltend, bietet an, den Wert möglichen Besondere zu schützen. Wird er gefragt, spielt Wallraf die Bedeutung vieler Werke absichtlich herunter – und sorgt so

dafür, dass die Besatzer manch kostbares Stück als vermeintlichen Tand in Köln belassen. Von den heimlichen Rettungsaktionen des ersten vorwichtigen Gelehrten ahnen sie offenbar nichts.

Nach der Niederlage der Franzosen in den Befreiungskriegen und ihrem Abzug aus Köln 1814 fordern die deutschen Staaten die erstwendeten Kunstwerke aus Frankreich zurück (viele dortige Museen weigern sich oder bestreiten gar, das Gemalte überhaupt zu besitzen).

Auch Wallraf behält zunächst fast alle Werke, die er während der französischen Besatzung an sich gebracht hat – wohl weil er eine einzigartige Sammlung als Ganzes bewahren möchte. Durch seinen Nachlass als Retter der Kölner Kunst sowie gute Beziehungen zu Honoratioren der Stadt gelingt es ihm oft, Rückgabeforderungen abzuwehren.

Erst im Jahr 1839 vernachlässigt die Stadt testamentarisch die rund 80 000 Objekte seiner über Jahrzehnte zusammengetragenen Sammlung, darunter Gemälde, Fossilien, Bücher, Zeichnungen, Waffen, Plankton.

Einige Monate vor seinem Tod am 18. März 1824 wird Wallraf zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Sein Nachlass bildet den Grundstock von fünf Museen – unter anderem vom Wallraf-Richartz-Museum, das heute eine der größten Sammlungen mittelalterlicher Malerei in ganz Deutschland beherbergt. ■



Ferdinand Franz Wallraf (1768-1818) betreibt Theologie, Medizin und Philosophie, seine Leidenschaft aber gilt der Kunst – Zehntausende Werke konnte er während der französischen Besetzung an sich, vor allem aus kirchlichem Besitz. Sein höchstes Ziel: der Stadt Köln möglichst viele Profanen zu erhalten



Zwei Wochen nach ihrem Sieg über Truppen über Preußen ritt Napoleon (M.) im Oktober 1806 in Berlin ein. Für die Hauptstadt des Hohenzollernreiches begann eine rund zweijährige Besatzungszeit.



ALLEIN GEGEN DEN KAISER



Sein Kampf gegen
die Franzosen macht
Friedrich von Schill
(1774–1809) zu einem
Volkshelden

Es steht im April 1809 nicht gut um Preußen: Von Napoleon auf dem Schlachtfeld besiegt, hat das Königreich rund die Hälfte seines Territoriums verloren, sein König ist zum Befehlsempfänger des Franzosen geworden. Doch ein Husarenmajor will die Niederlage nicht akzeptieren und zieht mit einer kleinen Schar gegen den übermächtigen Gegner

— Text: CAY RADENMACHER



Am 28. April 1809 beginnt die vielleicht größte Meuterei der ruhmreichen, sonst so einem disziplinierten preussischen Armees. Ein ganzes Regiment wird desertieren – und das ahnungslose Volk von Berlin schaut nach nach zu.

Das 2. Brandenburgische Husarenregiment reitet am helllichten Nachmittag gegen 16.00 Uhr zum Halleschen Tor hinaus, das die Chaussee nach Potsdam flankiert: ein paar Hundert Mann, blaue Uniformen, glänzende Trossen, schwarze Mützen, blitzende Säbel.

Die „gallische Menge der Zombauer“, so berichtet ein Augenzeuger, glaubt an eine der üblichen Konterfärbungen im unendlichen Umland. Und auch die meisten Soldaten gehen davon aus – einige Offiziere haben nicht einmal das verschleierte militärische Marschgeschick dabei.

Doch seltsam: Das Regiment verlässt Berlin nicht langsam, sondern, so einer der Zombauer, „in vollen Galopp, als wolle es zu einem anderen Tor wieder einziehen“. Tut es aber nicht.

Das 2. Brandenburgische Husarenregiment wird an diesem Tag nicht durch das Hallesche Tor zurückkehren und nicht durch eines der anderen 11 Tore Berlins. Viele Soldaten, die ausziehen, werden überhaupt nie zurückkehren. Sie werden in den Tod reiten.

Jedem vor der Stadt, fern von allen Zeugnissen, lässt der Regimentskommandeur abhalten. Eine Ansprache!

Major Ferdinand von Schill ist 33 Jahre alt, ein klein gewachsener, schmaubärtiger, dunkelhaariger Husarier, Handred, Kriegsheld. Ein Offizier, der seine Feinde eigenhändig mit dem Säbel von den Pferden geholt hat, der schon als U-führer zur Kavallerie kam, im blutigen Kriegshandwerk erfahren, ein begnadeter Redner dazu.

Seine gestammelten Worte an jenen Nachmittag sind nicht überliefert, doch hat einer der Soldaten eine Zusammenfassung hinterlassen: „Der Augenblick sei nun gekommen, der günstige, wo die der Unterdrückung und die Schmach des Vaterlandes an dem gemeinen Feind rächen könnten. Zur Befreiung des deutschen Vaterlandes von dem schrecklichen Joch sollten sie mit ihm ausrücken.“

Vielleicht jubelt die Kavalleristen daraufhin – und begreifen gar nicht, was Schill ihnen da verkündet: die Meuterei.

Denn Preußen befindet sich gar nicht im Krieg. Es herrscht Frieden im Land. König Friedrich Wilhelm III. lässt nicht gegen Österreich oder den Zaren stören, nicht gegen Sachsen oder Dänemark, gegen niemanden. Und selbst mit dem übermächtigen Napoleon, gegen den das Reich einen desaströsen Krieg verloren hat, läßt man nun schon seit zwei Jahren im Frieden.

Ein demütigender Frieden zwar, der Preußen rund die Hälfte seines Territoriums und drückende Tribute gekostet hat, aber eben doch offiziell Frieden.

Was Schill nun in seiner Rede, irgendein zwischen Berlin und Potsdam, den Soldaten vertut, ist nichts anderes als ein Aufruf zur Rebellion.

Sie sollen, ohne Kriegserklärung, Preußen und eigentlich, wie Schill es ihnen entgegenschleudert, die ganze deutsche Vaterland von Napoleons Besatzungstruppen befreien. Jetzt sofort und ohne Umstände!

Dann brechen alle auf. Major Schill führt sein Regiment am späten Nachmittag ohne Wissen und gegen den Willen seines Königs in Richtung Elbe. Schon am ersten Abend campieren sie jenseits von Potsdam.

Aus dem regulären preussischen Regiment ist damit eine Gendarmetruppe geworden, ein Haufen Krieger, der die Regeln des Krieges fortan selbst bestimmt: Schill gegen Napoleon, ein tollkühner Reitermajor gegen den genialen



Ein französischer Grenadier richtet sein Bajonett auf eine Flasche. Für die Berliner beginnt mit dem Einzug der Truppen Napoleons eine Zeit der Entbehrungen



Anfangs überließen viele Franzosen auf freien Flächen in der Stadt, etwa im Lustgarten vor der Langen Brücke (oben, heute Rathausbrücke). Doch schon bald müssen die etwa 750 000 Einwohner des besetzten Berlin einen großen Teil der gegnerischen Truppen in ihren Privathäusern unterbringen. Die meisten der bis zu 80 000 französischen Soldaten aber ziehen weiter

Feldherrn, ein paar gewalttätige Despoten gegen die schlagkräftigste Armee des Kontinents, ein Trupp Deserteur gegen den Kaiser eines Großreiches.

Kurz: Der Privatling des Freiland von Schill gegen Napoleon Bonaparte, der an diesem Tag beginnt, scheint der seine Irrsinn, ein Feldzug mitten hinein in die Gefilde des Abends.

Und doch: Dass ein preussischer Offizier es überhaupt wagt, gegen seinen König zu meutern. Und dass alle, alle seine Soldaten dabei mitmachen – all das verrät, wie schwerlich die Lage in Preußen im Frühjahr 1809 ist. Der Staat scheint am Ende zu sein, die Monarchie ist bedroht.

Nur die Tat eines Wahnsinnigen, so scheint's, kann Preußen jetzt noch retten.

Drei Jahre zuvor hat König Friedrich Wilhelm III. von Preußen sein Land in den Krieg gegen Napoleon geführt – ohne wirkliche Not und anfangs ohne Waffenhilfe des verbündeten Russland, aber aus einem arroganten Affekt heraus: dem Gefühl, man müsse dem immer aggressiver auftretenden Franzosenkaiser nun einmal entgegenstreiten.

Und der Annahme, Preußen legellie Armee werde Napoleon schon irgendwie in die Schranken weisen.

Tatsächlich aber sind Preussens Generale Männer von gestrigen Offizieren, die ihre Truppen in großen Formationen langsam vorrücken lassen – und von den weit beweglicheren Franzosen ummaniert wurden. In der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt wird das preussische Heer daher im Herbst 1806 vernichtend geschlagen. Die Truppen verlieren, der Rückzug gerät zur panischen Flucht.

Flucht! Auch der König flieht nach der Schlacht, sein Hof macht sich davon aus Berlin bis ins weit entfernte Königsberg. Die Garnison der Hauptstadt sucht so überhaup das Weite, dass sogar die Waffen und die Munition der Soldaten stückelich in den Depots zurückblieben.

14 der 26 im Reich verteilten Festungen – an strategisch wichtigen Orten

gebaut, kanonenbewehrt, mit Soldaten besetzte Fest – kapitulieren, zum Teil kampflos. Vor Berlin ist es die Festung Spandau, deren Besatzung ohne Schuss die Flagge streicht. (König Friedrich Wilhelm III. lässt deren Kommandanten später zum Tode verurteilen; jener Monarch, der sich längst dazugemacht hat.)

Am 25. Oktober 1806 zieht das französische VII. Armeekorps in Berlin ein – und niemand wehrt sich. Das Volk steht fassungslos Spalier, begrüßt die einmarschierenden Infanteristen in verschiedenen Uniformen. Diese Bande hat die herausgeputzte preussische Armee besiegt? Die tragen ja nicht einmal Puder-

perücken! Zwei Tage später durchlässt Napoleon persönlich hoch zu Ross und in Militärrück und Zersplitz das Brandenburger Tor.

Es ist eine Schande für Preußen und beinahe der totale Zusammenbruch.

Als etwas später das mit Berlin verbündete Zarenreich in die Kämpfe eingreift, wird auch dessen Armee im Sommer 1807 in Ostpreußen von den Franzosen geschlagen.

Und so schließt Friedrich Wilhelm III. mit Napoleon den Friedensvertrag von Tilsit. Aber was heißt schon Vertrag? Es ist ein Diktat: Preußen verliert gut die Hälfte seines Territoriums und seiner Bevölkerung, darunter alle Besitzungen westlich der Elbe.

Napoleon fügt die Gebiete neu geformten Staaten hinzu, unter anderem dem Königreich Westphalen, das er seinem Bruder Jérôme überträgt.

In Folgeverträgen verliert Preußen viele seiner Festungen, die vorerst besetzt bleiben. Preußen verliert in gewisser Weise seine Hauptstadt, denn auch Berlin wird vorläufig okkupiert.

Preußen verliert einen Großteil seiner Armee, die auf eine Kampfruppe von 42.000 Mann zusammengestrichen wird. Es verliert Geld, denn das geschwächte Reich muss die kolossale Summe von 120 Millionen Francs als Kontribution aufbringen. Mit anderen Wörtern: Friedrich Wilhelm III. ist zum Befehlsherrn der Napoleons hingebzwungen worden.

Napoleon bleibt bis Ende November 1806 in Berlin – und macht die Stadt so für vier Wochen zum Zentrum der europäischen Politik. Ständigerlärm steigt der Kaiser im Stadtschloss ab, empfängt dort Gesandtschaften (sein Adjutant des französischen Saratz) und verurteilt die «Kontinentalarmee», mit der er das verfeindete England in die Knie zwingen will



Vor den Toren Berlins errichten die Besatzer des »Camp Napoleonicum«, ein Militärlager für 25.000 Soldaten. Die Mittel dafür müssen die preussischen Behörden aufbringen



Dass Preußen überhaupt noch weiter existieren darf, verdankt es letztlich dem diplomatischen Druck des Zaren. Russlands Regierung vermittelt beim Friedensschluss von Tilsit vor allem deshalb, damit zwischen dem Riesensich im Osten und dem neuen Kleinsich im Westen ein Pufferstaat bestehen bleibt. Und wohl nur, weil Napoleon dem Zaren als Verbündeten gegen England gewinnen will – denn London befindet sich ja schon lange im Krieg gegen Napoleon –, darf Preußen überleben.

Was nun? In spärlichen Geschichtswerken wird oft zu lesen sein, in Rest-Preußen habe in den Jahren nach Tilsit eine »Revolution von oben« stattgefunden, eine radikale Reform, um dem miszierten Staat wieder aufzuhelfen. Tatsächlich ist es eine Art heiliger Putsch.

Es sind gut gebildete, ehrgeizige Männer, die den Staat nach dem demütigenden Friedensschluss übernehmen.

Der König bleibt unangenehm, doch das politische Gedächtnis unter seinen Thron will die neue Generation von Staatschreibern radikal umgestalten.

Die Regierung, die Verwaltung, das Finanzwesen, die Bildung, die Wirtschaft und das Militär – alles, alles muss anders werden. Effizienter, besser.

»Nur eine Radikalkur unserer Verfassung kann den Staat wieder neues Leben geben«, schreibt Karl August Freiherr von Hardenberg. Er ist einer der, wie er selbst fortführt, »wenigen einschneidenden Mäßen« dieser weißen Revolution.

Zu diesen Männern gehört auch Karl Freiherr von Stein, der ab Oktober 1807 Leitender Minister und damit Regierungschef ist. Hardenberg und Stein werden Regierung, Verwaltung und Wirtschaft reformieren.

Gedehnte von Wilhelm von Humboldt werden die Bildung von Grund auf revolutionieren. Und Offiziere wie Gerhard von Scharnhorst und Neidhardt von Gneisenau werden Preussens zertrümmerte Heer neu aufstellen.

Es ist wohl Gneisenau, der Ferdinand von Schill in diese Revolution von oben eindeckt, der ihn findet, der ihn zu

einer neuen Waffe schmiedet in einem neunseitigen Kampf.

F

erdinand von Schill, der spätere Rebelle, wird am 6. Januar 1776 geboren und wächst in Schlesien auf. Der Vater ist berufsmäßiger Soldat, ein Soldat, der mal dem einen, mal dem anderen Fürsten seine Dienste anbietet und es darüber zum Adelsritzel gebracht hat.

Als Jugendlicher kennen der Sohn bei den preussischen Dragonern an. Der junge Mann ist weder schlesisch noch bildungsgeil, ein guter Reiter und wagemutiger Kämpfer, doch unangenehm.

1806, als Napoleon über Preußen herfällt, ist er Sekondelieutenant, ein niedriger Offiziersrang, und das schon seit 13 Jahren, denn niemand will ihn befördern.

Bei Austerlitz schlägt ihn ein Franzose dem Stiel auf den Kopf, und Schill wird wohl einer jener namenlosen Hunderttausenden gewesen, die während der Napoleonischen Kriege kriegsmüde werden – wenn nicht mit diesem Hieb eine fast wahrzeitige Verletzung glücklich Umstände eingeweiht hätte, die ihn nach oben spülte. Der körperlich wenig imposante Schill hatte nämlich ein Versehen eines zu großen Dragoners zu-

gesandt bekommen. Damit der ihm nicht vom Schiel rutschte, hatte er ihn mit Wette auspolieren lassen – die wiederum milderte die Kraft des Hiebes. Schill wird verletzt, doch nicht getötet.

Der nächste glückliche Zufall: Der Verwundete rettet sich in eine der wenigen Festungen, die unter dem Ansturm nicht kapitulieren – Kolberg an der Ostsee. Und dort rückt nach einigen Monaten ein neuer Kommandant ein: Neidhardt von Gneisenau.

Leutnant Schill liegt in der kleinen Postung am Ozeanrand da. Während seiner Genesung wird ein großer Teil Preussens besetzt, flieht König Friedrich Wilhelm III. ins feste Königsberg, befindet sich die reguläre preussische Armee in Auflösung. Viele Generale sind diskreditiert. Welche Schmach.

Und welche Freiheit.

Schill, kaum in die Wände verheilt, bekommt im Winter 1806 von Gneisenau Vorgänger sechs Kavalleristen zugesandt, um Patrouillen durchzuführen. Mit ihnen verlässt er die Schanzen und Kasernen, schneift frei durch das Unland: Wälder, Felder, Gehöfte, tausend Verstecke für eine schnelle Reiterei.

Den »Meinen Krieg« nennen das die Militärschriftsteller des Zeitraums, heute würde man sagen Guerillakampf. Schill legt Hinterhalte, überfällt feindliche

NUR DER
ZUFALL
RETTET
SCHILLS
LEBEN

Franzosenzeit

Truppe, raubt Vorteile des Gegners, verschlechtert wieder, besser starke Kräfte beizugehen können können. Letztendlich reißt er mit Bauern und Mühlern, fragt sie nach den Stellungen der Feinde. Die Bauern, für altpreussische Offiziere höchstens Objekte der Verachtung, sind ihm Verbündete: Sie sind seine Augen, seine Vorgesorgte, sein Versteck.

Schon nach seinem ersten Streifzug lockt Schill mit acht gefesselten Franzosen wieder, den ersten gefangenen Gegners überhaupt in Kolberg, jubelt

Mit dem Jubel kommen Freiwillige: versprochene Soldaten wie Schill, die von ihren Einheiten getrennt worden sind, das Freiwillige aus dem Volk.

Dem neuen König werden diese und andere Taten überbracht. Seine Majestät zeigen sich entzückt: „Solche Männer sind jetzt dem Vaterlande rar!“

Acht Freikorps werden zwischen 1806 und 1807 in Preußen aufgestellt: Einheiten, die von Offizieren selbst organisiert werden, Desperado-Truppen aus Vertriebenen und Freiwilligen.

Das Schillische Korps ist eines davon; am 11. Februar 1807 meldet Schill per Brief an den König, er verfüge bereits über 15 Offiziere, 1404 gemeine Soldaten und 11 Geschütze.

Tollkühne Überfälle im weiten Pommernland, einmal wird sogar ein französischer General gefangen genommen. Napoleon schickt Schill zwei kleine Truppen entgegen, erwählt in einem Ansehenbefehl über den lüthigen „Randern“ und „Elen-den“ – welche Elbe, inzwischen, dass der Eroberer half Europas den jungen Helden bewahrt.

Auch die Bürger im übrigen Preußen werden auf Schill aufmerksam: „Allenthalben hörten wir Röhrenschall vom wackeren Schill“, schreibt ein Publizist im Herbst 1807, allenthalben rennen die Leute ihm mit Freudengläsen in den Augen.“ Der Offizier, der 13 Jahre lang übergegangen worden ist, wird vom fernem

König zum Major befördert. Friedrich Wilhelm III. verleiht ihm den Orden Pour le Mérite. Schill ein Held?

Ich glaube nicht, dass er die Talente des Aufstiegs eines großen Korps haben sein Ideologie ist spitzig, ohne irgend etwas zu begründen. Bei der Lebhaftigkeit seines Charakters wirken andere auf ihn, benennen ihn als die Wirkkraft. So ist es gekommen, dass ein anfänglich bescheidener junger Mann durch Lobspäche und Rufen in schwindelig geworden.“ So beurteilt ihn in einem Schreiben ausgesprochen sein Vorgesetzter, Neidhardt von Gneisenau, der Verteidiger von Kolberg.

Das Auge des Kommandanten, der die Festung gegen die Übermacht verteidigt, ist nicht von Raschheit und Partisanen umfloss. Mit dem kühlen Blick des erfahrenen Militärs, der sich dann macht, eine ganze Armee zu reformieren, erkennt er die Schwächen des Freikorps. Die mühen schnell und verwegene sein, doch sind sie auch unkoordiniert und zersplittern wenig standhaft.

Einmal geben Schills Männer fast kampflos ein strategisch wichtiges Wäldchen auf, Kolberg wäre beinahe gefallen, Gneisenau schimpft über diese Feigheit.

Und die Bauern! Die helfen den Reitern des Freikorps nicht allein aus glühender Vaterlandsliebe, sondern auch, weil sie Schills Desperados fürchten: Sein Knappe ist eine „Geißel der Gegenden“, wenn es brennt“, klagt Gneisenau.

Schließlich scheidet der Kommandant das Freikorps zu einem Teil der

Armee, der weitere westlich steht, weil es Kolberg auch ohne Schills verbitterten Helden verteidigen kann.

Allein, Schill ist beliebt, beim König und beim Volk. Und Gneisenau weiß, wie wichtig Propaganda ist, um den Kampfeswillen der Soldaten, ja aller Untertanen anzuregen.

Macht nicht Napoleon es vor? Im Paris „Moniteur“ und anderen Zeitungen Europas wird der Knappe verherrlicht, wird jedes Schmarotzwerk zur Schlacht, wird jedes Treffen zum Sieg stilisiert, bis nicht nur die Grande Armée, sondern sogar die Feinde an den Knapen militärischen Größe glauben.



Warum können sich in dieser Zeit der König? Friedrich Wilhelm III. hat sich dazugemacht und mag Teufelskreise gegen Offiziere wie den Kommandanten von Spandau unterschreiben. Aber was von seinen Untertanen erreicht das schon? Wer soll für ihn kämpfen – und warum überhaupt?

Gneisenau mit deshalb Unschlüssigkeit: Er spricht zu seinen Soldaten! Er hält Reden vor den Bürgern der unklügelichen Stadt! Mit patriotischen Worten stößt er den Widerstandsbegriff, rufen Vertrauen zu Trinen, bringt widerwillige Bürgerkrieger plötzlich dem, an den Geschichten zu denken.

Und er verfasst, auch das eine Revolution, sogar Zeitungspartikel „Deutsche, spiegelt euch damit!“ So verurteilt Gneisenau den Abwehrkampf der kleinen, eigentlich wenig bedeutsamen Festung Kolberg zur nationalen Tat.

In Preußen, wo es nur Verlierer gibt, wirken die Verteidiger Kolbergs wie die einzigen Sieger. Und



Napoleon gibt Berlin eine neue Verwaltung nach seinen Vorstellungen. Ein überbückiges, von den reichen Bürgern der Stadt gewähltes Komitee soll künftig formal die Geschichte der Metropole lenken (Alexanderplatz, 1806)



Während Napoleon in Berlin ist, erholte sich Ferdinand von Schill von den Folgen einer Kriegsverletzung. Der Sohn eines Kavallerieoffiziers, bis dahin ein unbekannter Leutnant bei den preussischen Dragonern, hat sich in die Festungsstadt Kalbberg gesetzt, deren Kommandant sich den Franzosen nicht ergeben will. Bald sieht Schill hier die Aussicht auf Ruhm.

Von Kollberg aus startet Schill einen
Kriegsrieg gegen die Franzosen.
Anfangs unterstützt ihn bei seinen
Streiftügen nur wenige Reiter.

niesam wird nun populärer als der Preckkörperführer Schill, der zwar keine Schlachten gewinnt, den Franzosen aber immerhin schon einen General gestohlen hat.

Mag Grotzenau auch wenig von dem Draufgänger, ja Angewer Schill haben – als Offizier erkennt er in Schill eine Waffe ganz neuer Art: Der Preckkörperführer ist der Held eines gedientigten Volkes, der Mann, der weiterkämpft, der Helden des Widerstandes.

„Durch Schills Popularität und althergebrachten Namen“, erklärt Grotzenau einem Mitarbeiter, können noch schöne Dinge geschehen; wir müssen daher solche verbreitlichen, soviel wie können.“ Zynismus, vielleicht. Aber auch mit Zynismus kann man Kriege gewinnen.

Als sich Preußen (ebenfalls in Tücht dem Dänen bangt, als der König gefangen und Berlin besetzt ist, als das Reich zerlegt worden ist wie ein geschossenes Tier und die Arme zu einer Zirkustruppe schrumpft, da wird Kollberg, das bis zum letzten Kriegsjahr vertrieben worden ist, zum einzigen „Triumph“ – und Schill mit seinem Körper zum bekanntesten Helden.

Er ist der Mann der Stunde, steht in der Gunst der Könige und ist berufen bis in die Straßen von Berlin.

Berlin ist die sechsggrößte Stadt Europas, aber was heißt das schon? Via Napoleon's Einzug leben dort, nach einer Statistik, etwa 150.000 „Zivilpersonen“ und 25.000 „Militärpersonen“ (Soldaten und deren Familien). Berlin besteht aus gut 7000 Häusern (kann sich höher als drei Geschosse), etwa 10 Kirchen, einem Dutzend Kasernen, einem Dampfmaschinen-schornstein, dem Schloss der Hohenzollern. Eine rund 17 Kilometer lange Ziegelmauer umgibt die Stadt, in etwa vier Stunden kann ein Speerträger in ihrem Schatten ganz Berlin umwandern.

Die Berliner Mauer ist bis zu vier Meter hoch und ganz neu, erst 1802 vollendet. Sie soll



den Schnagel kennen, denn auf alle Waren, die nach Berlin gebracht werden, wird Steuer erhoben.

An den Toren – das 1791 vollendete Brandenburger Tor ist das bei Weitem prächtigste – belagern „Ausreisende“ die Einfahrten mit Abgaben. Außerdem ist ganz Berlin ein Gefängnis, zumindest für Militärs. Entlang der Mauer haben alle paar Hundert Meter Wachen Ausschau nach Deserteuren, und am Markennmarkt hängen am „Schandpfahl“ die Steckbriefe der flüchtigen Soldaten.

Im Umland wohnt, so ein leidgerpütteter Bewohner, der „geistlichliche Geruch“ von Müllkippen und Abdeckungen, weht der Stadt, wenn Truppen auf dem ausgedehnten „Exercier-Platz“ nahe dem Brandenburger Tor üben.



Im Januar 1807 gelingt Schill, ein Anführer eines Preckpops, sein bis dahin größter Coup: In Ansbach können seine Männer einen französischen General (oben) gefangen nehmen.

„Wie konnte bloß jemand auf die Idee kommen, mitten in all dem Sand eine Stadt zu gründen?“, fragt sich der französische Besatzungs-Steuerhändler, der Berlin 1808 besucht. Wer Geld hat, lebt in den Villen Richtung Potsdam, ertüchtigt sich in einer der vielen „Coffeewirtschaften“ des Umlandes, wandert durch den Tiergarten oder kutschiert über den „Charfurstendamm“ hinaus zum Jagdschloß Sanssouci.

Doch schon vor dem Krieg haben fast jeder zehnte Berliner in Armut. Die Prostitution am materiellen Not ist so verbreitet, dass die Verwaltung 1792 eine „Verordnung wider die Verführung junger Mädchen zu Bordellen und zur Verführung der Ausbreitung verschiedener Unflut“ erlassen hat. Sie verbietet, unter anderem, dass sich die Damen in der Nähe der Gymnasien aufhalten.

Ob sie sich dann haben? 20 Armeewächter patrouillieren durch die Straßen, jagen Bettler und bringen sie ins gefürchtete Armeewachen-„Schandhaus“ – wenn sie die Armees überhand finden.

Denn ebenfalls verurteilt die Stadt im Dünkel, um Mitternacht vollends in Finsternis. Zwar existieren und reitigen die gut 60 Mann der „Erleuchtungs-Inspektions-Compagnie“ die überfüllten Straßenlaternen. Doch die 2012 Zuerst Brennstoff kosten pro Jahr rund 38.000 Taler – und so erschließen die Finanzeln um Mitternacht im Vollmondlicht werden sie gar nicht erst angezündet. Daher trägt, wer nachts auf die zumeist ungepflegten Straßen hinauswill, besser eine Laterne in der Hand, um sich nicht in einer der offenen Kloaken des Fuß zu brechen.

Klein Zweifel: Berlin ist schon vor dem Einzug Napoleons keine glitzernde Metropole. Mit den Franzosen jedoch wird es nur noch schlimmer. So montieren sie unter anderem die Quadriga vom Brandenburger Tor ab: Napoleon hat das Monument seinen Guden geschenkt, die Kupferstube wird in Eisen nach Paris verfrachtet. Zurück bleibt nur eine eiserne

Halbstarke, eine Namenskappe der Schmach auf Berlins sprachvollem Tor.

Auch in Schlössern und Wohnungen der Adligen scharen sich die Franzosen erlebte Kanakereie, was stellen sie namens Quittungen aus, doch das ist wohl nur ein schwacher Trost.

Z

Zeitweise quartiert Napoleon bis zu 30 000 Soldaten in der Stadt ein. Vom Boot bis zum Brautstein und dem Heu für die Pferde müssen die Berliner alles bezahlen und zudem weitere Kriegskontributionen aufbringen.

Die preussische Verwaltung, die unter französischer Aufsicht weiterarbeitet, lässt sich dafür immer neue Steuern einführen: Vermögenssteuer für alle, die mindestens 12 000 Taler besitzen, doch auch Sonderabgaben für, zum Beispiel, Eisenbesitzer und Apothekengebühren.

Außer durch die neuen Abgaben bringt die Stadt mehr als eine Million Taler auf. Doch schon die Einquartierung der Truppen kostet rund neun Millionen Taler: Ende 1808 ist Berlin mit 4,5 Millionen Talern verschuldet. (Die Schuld wird die Stadt mehr als ein halbes Jahrhundert lang abtragen.)

Ein Graf Dönhoff muss für die bei den einquartierten Soldaten 30 000 Taler aufbringen. Der Verleger und Buchhändler Friedrich Nicolai klagt in seinem Testament vom Juni 1808, er habe mit Herbst 1806 die Hälfte seines Vermögens „und darüber eingebüßt“.

Und die Armen? Schon vor dem Krieg hat ein Weber pro Woche weniger als zwei Taler verdient. Nun können die Tuchmanufakturen und die Handwerksbetriebe. Zahlen gibt es hier kaum, doch verleben wohl fast täglich Bettelbittige aus Not. Saltemord, viele Büchereien schließen, weil ihnen der von den Franzosen festgesetzte Höchstpreis zu niedrig ist.

Daher ist es nicht nur die Schmach der Niederlage, die in Berlin Unruhe und

Rebellentum befreut, es ist auch die schiere Not: Je länger Napoleon bleibt, desto ärmer wird die Hauptstadt.

Allerdings ist jede patriotische Geste, ja jedes unbedingte Wort ein Risiko – nicht nur wegen der Tausenden von fremden Soldaten. Schon vor dem Konflikt haben 4000 Franzosen in Berlin gelebt, die größte Ausländerkolonie der Stadt. Manche kollaborieren nun mit der Besatzungsmacht und denunzieren ihre Mitbürger, die sie nur zu gut kennen. So ist etwa der Chef der Zensurbehörde ein französischer Prediger aus Berlin.

Kritische Zeitschriften wie „Das Vaterland“ des Kantakreiers Wilhelm Gahn oder „Der Freymüthige“ des Dichters August von Kosebow werden oft nach wenigen Ausgaben eingestellt, ihre Herausgeber wandern zumeist zwangsweise in Haft.

Wer kritisch denkt, der trifft sich in Privatwohnungen – etwa beim Buchhändler Reimer in der Kochstraße 14.

Nur Unter den Linden 38, im Saal der Akademie, regt sich offener Widerspruch, und was für einer! Im Winter 1807 hat dort an 14 Sonntagen der Philosoph Johann Gottlieb Fichte „Reden an die deutsche Nation“, in denen er fordert, dass sich jeder gewonnene Nation aufrichten zu neuem Leben“.

Die Reden sind öffentlich, der Eintritt kostet den glücklichen Preis von „nicht voll zwei Talern“, die Texte werden sogar gedruckt und passieren die Zensur.

Französischer Schlenker? Fichtes patriotischer Respekt vor der Philosophie? Niemand jedenfalls fällt Fichte im Wort, keinen Tag hat man es dafür je verboten. Vielleicht bleiben die Besatzer einfach deshalb nachgiebig, weil sich kein Berliner von den geliebten Diskursen zur Umkehr hinreißen lässt.

Bis zum 3. Dezember 1808 jedenfalls regt sich in Preußens Hauptstadt kein gewalttätiger Widerstand. An diesem Tag ziehen Napoleons Soldaten ab – aber nicht, weil sie von Patrioten bedrängt werden, sondern weil der Kaiser einen neuen Krieg führt: nun in Spanien, wo Aufstände seine Herrschaft bedrohen.

Der französische Stadtkommandant übergibt symbolisch die Stadtschlüssel dem greisen Prinzen Ferdinand, dem letzten lebenden Bruder des legendären

Königs Friedrich des Großen (und dem preussentumrennen Hohenzollern, der in Berlin geblieben ist). Dann ziehen die Franzosen ab, unter klingendem Spiel durch das Potsdamer Tor, so friedlich, wie sie einmarschiert sind.

Die Gewalt wird sich erst nach ihrem Zusammenbruch. Und sie kommt mit Major von Schill und seiner Truppe.

Am 11. Dezember 1808 dürfen erstmals seit dem Einzug Napoleons preussische Soldaten wieder in Berlin einrücken: angeführt vom 2. Brandenburgischen Infanterieregiment mit Schill an der Spitze. Der Offizier ist im Mai 1808 in Königsberg von seiner Majestät laudvoll empfangen worden. Dessen Gattin, die im Volk populäre Königin Luise, überreicht ihm eine Brieftasche aus rotem Leder mit der Widmung: „Für den Brauen Herrn von Schill“.

Nun reist er – als Allendierent – durch das Bernauer Tor in die Hauptstadt. Das Volk sieht Späher, Blausenegen! Hosenanzug! Ein Furchen für jeden Offizier im Nationalkleeblatt! Mag Berlin, wie der wenige Wochen später zurückkehrende Wilhelm von Humboldt klagen wird, „zu einem Dorf geworden“ sein, für den aus der schlesischen Provinz stammenden Schill muss es noch immer wie eine glänzende Metropole wirken.

Der kleine Offizier, zwei Jahre zuvor noch ein Mann, wird als Held, ja als Befreier von Preußens Hauptstadt gefeiert. Was mag in ihm vorgehen? Niemand weiß es, doch man muss an Goethes Worte denken: Schill ist durch Lebensprüche schwachlich geworden ...

N

Nach wie vor aber wagt sich der König nicht in die Kapitale zurück. Und an seinem Hof sind die starken Männer gekürzt: Kris Schadowitz, kein Geringer ist in Berlin. Schill muss sich nicht nur als Kommandeur eines Infanterieregiments fühlen, sondern als Herr der Hauptstadt.

DER KÖNIG ZÖGERT, SCHILL HANDELT

Major von Schill mit seinem braunen Hosenan, zu haben bei dem Kapfensteiner Haus in der alten Schützenhaus Straße Nr. 26 in Berlin? – so steht es unter einer der Radierungen, die, als Flugblätter, in Berlin plötzlich überall auftauchen, die französische Zensur ist ja mit Napoleons Soldaten verschwand. Schill, goldbetört, den Säbel schnellig gezogen, auf seinem Ross oder stummelnd, einfarbig oder mit kalbierter und manchmal von einer Gloriette umstrahlt wie von einem Heiligenschein.

Das ist längst kein populärer Offizier mehr, das ist ein Volksheld. Der Soldat, der sich von Napoleon nicht hat unterwerfen lassen! Und, subtiler, ungezogen, aber mindestens so wirkungsvoll der Offizier, der Bürgern nicht schmeichelt, sondern befehlend gegenübertritt.

Schill predigt seinen Männern Kampfesgeist. Die meisten haben bereits unter ihm gekämpft, denn sein Regiment ist aus dem nach dem Friedenvertrag aufgelösten Freikorps gebildet worden. Ummantelung sind die Offiziere per Da, egal wie hoch der Rang ist.

Wer sich trotzdem über Vorgesetzte beschwerten muss, kann sich an einen eignen eingerichteten „Ehrenrat“ wenden, um Gehör zu finden. In einer Dienstweisung legt Schill fest: „Wir müssen uns bemühen, uns durch Bescheidenheit und zuvorkommende Höflichkeit in so weit es unser Stand erlaubt die Liebe der Feldknechte zu erwerben, dessen Achtung wir bereits zu besitzen das Glück haben. Durch einen richtigen Dienststreifer und durch Strenge im Dienst selbst, ohne

unser Untergebenen unnötigerweise zu quälen, müssen wir uns bemühen, sie und uns selbst zu vervollkommen, auf der anderen Seite uns aber ihre Liebe zu erwerben suchen.“

Schills Schrauschart unter der Hornkappe sitzt bald Tabakdosem und Porzellan, Kalendefolien und – als Spritzflask – sogar Torsengas. Wenn Preußen in der dunkelsten Stunde der Niederlage ein Licht hat, dann ihn.

Und der Herr Major besucht die Treffen des „äztlich-wissenschaftlichen Vereins“. Das ist eine antinapoleonische Torsengasgesellschaft. Ihr Ziel: den Volksheld gegen die Franzosen vorzubereiten. Einer ihrer Köpfe: Georg Bärnch, ein enger Vertrauter Gneisenaus.

Der Herr Schill, der ja im fernen Königsberg am Hof auszuhen müsste, bringen den König längst zur Rebellion, man, wie Scharnhorst in einer Denkschrift formuliert, „allgemeinen Aufstand in Pommern, der Neumark, in der Mark und im Magdeburgischen, in Niedersachsen, Westphalen, Hessen, Thüringen und Franken, an einem Tage auch man sich aller festen Plätze durch Vernichtung und Überfall zu bemächtigen“.

Es ist der Plan zu einem Guerillakrieg. Und Scharnhorst nennt seinen Majestät auch gleich einige Offiziere, die er für geeignete Anführer hält – unter anderen den Major von Schill. Doch Friedrich Wilhelm III. zögert. Verteidigung des verhassten Napoleons, gut und schön. Aber „Vernichtung und Überfall“? Gar durch das Volk? Klingt das nicht verächtlich nach Revolution?

Wer garantiert, dass sein Volk auch dem Franzosenkaiser nicht gleich auch noch den Preußenkönig über die Klippe springen lässt? Andererseits: Irgendwie muss man doch die Franzosen loswerden.

Und so äußert sich der Monarch vage, unbestimmt, kirchlich. Kein Befehl zum Aufstand, keine eindeutige Ablehnung. Scharnhorst und Gneisenau kommen schließlich zum Schluss, dass sie den Kampf planen können, aber in einem künftigen Zustand der Halblegalität: Man lässt sie gewähren, doch niemand bei Hofe will es so genau wissen.

Und so geht Gneisenaus Vertrauter Bärnch nach Berlin, um dort mit anderen Verschwörern im „äztlich-wissenschaftlichen Verein“ zusammenzuarbeiten. Als Schill davon hört, wird er, so lässt sich vermuten, von Bärnch beeinflusst – Gneisenau weiß ja längst, wie leicht der Major zu manipulieren ist, er selbst hat mitgeholfen, ihn zum Volkshelden zu machen.

Schill nennt Bärnch als Adjutanten in sein Hornregiment auf, Gneisenaus Mann ist von fast ständig in seiner Nähe. Später wird Bärnch behaupten, „übertriebene Schwermütlichkeit“ hätten Schill dazu veranlasst, „eine Rolle zu übernehmen, zu dessen Ausführung ihm die erforderlichen Fähigkeiten fehlten“. Doch ist es nicht Gneisenau, der durch Bärnch jene übertriebenen Schwermütlichkeiten einflößt? Und ist es nicht Scharnhorst, der Schill die Rolle eines Anführers im Volksheldentum eingedolcht?

Niemand weiß mehr, was genau in den ersten Wochen 1809 in Berliner Sa-



lans und Kasernenhöfen gewiepen worden ist. Aber muss Schill nicht glauben, wie doch auch Scharnhorst und Gneisenau vermuten: dass der König irgendwie für den Aufstand ist, so aber nur nicht so genau wissen will? Dass man dem König also am besten dient, indem man ihn allen verschweigt? Dass dieses eine Mal ein Offizier auch ohne ausdrücklichen Befehl handeln soll?

Ja muss Schill nicht glauben, dass ihm seine Vorgesetzten die Mysterien geradezu befehlen? Für Schill, noch nie ein besonders disziplinierter Soldat, sieht das jedenfalls wohl wie ein Freibrief zum Losschlagen aus. Fehlt bloß noch die passende Gelegenheit.

In einer Epoche, in der Nachrichten mit dem gemächlichen Tempo der Postkutsche durch Europa reisen, hurrt Schill ungefüllt ein Vierteljahr in Berlin aus. Im April 1809 verdrängen sich nach und nach Gerüchte zu Gewissheiten. Der unbewegbare Napoleon, so scheint es, greift im Taunushe. Am 9. April erklärt

Wien Paris den Krieg, die ersten Meldungen über vorrückende Habsburgertruppen klingen bald ernstigend.

In Spanien hat sich die Volk gegen die Franzosenherrschaft erhoben und wehrt sich gegen die Besatzer mit einem merkwürdigen Guerillakrieg – es ist ja gerade dieser Konflikt, der Berlin befreit hat, weil die Truppen von der Spree nur deshalb abgezogen wurden sind, um sie jenseits der Pyrenäen einzusetzen. Auch in Tirol haben die Bauern von Andreas Hofer zu den Waffen gegriffen.

Und schließlich: Selbst im Königreich Westphalen gibt es. Der von Napoleon neu geschaffene Staat, den sein Bruder Jérôme regiert, besteht etwa zur Hälfte aus früheren westlichen Provinzen Preussens. Dort haben ehemalige Offiziere Anfang April verborgen versprochen, die Festung Magdeburg zu öffnen. Und selbst aus Kassel, der Hauptstadt des Königreichs, bringt ein Bote Nachrichten von einer Erhebung nach Berlin.

Jetzt oder nie! Die Zeit scheint sich zu reifen, halb Europa sich im April 1809 gegen Napoleon aufzulehnen. Doch aus

Königsberg kein Wort. Friedrich Wilhelm III. hält sich bedeckt. De facto ist Preußen mit Frankreich unangeneim verbündet, auch wenn es formal neutral ist. Der König müsste, wenn überhaupt, mit Napoleon marschieren, nicht gegen ihn. Scharnhorst und Gneisenau sind meist am Hof. Niemanden werden offiziell Truppen ausgeliehen.

Für Schill, so sieht es aus, gleicht Preußen einem gefesselten Riesen. Irgendjemand muss die Fesseln durchhauen, dann bricht der Sturm schon los.

„Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!“ Dieser Spruch soll auf Schill zurückgehen, und selbst wenn das erfinden wäre, so passt er doch perfekt: Der Hausarztmajor hält es in Berlin einfach nicht mehr aus, während um ihn halb Europa brennt.

Sein Regiment ist zwar eine reguläre vom König aufgestellte Truppe. Doch er hat ihr länger einen Namen, nicht länger nur auf den Monarchen, sondern auch auf die deutsche Nation (was immer das genau sein mag) ausgerichteten Geist eingebracht.

Erst im Dezember 1808 endet die Besatzungszeit Berlins. Napoleon (hier in Potsdam) braucht Soldaten für die Niederwerfung eines Aufstands in Spanien und lässt Truppen aus Preußen abziehen – zumal jetzt Frieden herrscht zwischen Berlin und Paris. Bald danach reist Schill an der Spitze eines Hausarztregiments in die Hauptstadt ein, deren Bevölkerung ihn als Helden feiert.



Zudem sind ihm die Männer seit Kollberg ergeben. So sind die Hasanen ein wenig schon altpolitisches Regiment, ein wenig schon reaktionäres Volkstruppe, ein wenig Prestramme eines Condottiere – ein Haufen Handlanger zwischen den Zeiten und Loyalitäten.

Ein Haufen Handlanger, mit deren Schill seinen eigenen Krieg führen kann.

U

nd so beschließt er irgendwann im April 1809, mit seinem Regiment gen Westen auszurücken und den Kampf gegen Napoleon aufzunehmen.

Ob er sich dabei mit jemandem beraten hat? Ob es Überredungen gibt in dem patriotischen Tannenberg? Mitverschwörer, Hinzusammeln? Schwer zu sagen. Den König informiert ganz sicher niemand. Scharnhorst und Gneisenau wissen wahrscheinlich auch nichts, und selbst die Offiziere seines eigenen Regiments liest Schill vermutlich im Dunkeln. Andererseits: Gneisenaus Vertrauen für Blücher steht mit.

Auf jeden Fall begehen Schills Hasanen, als sie am 28. April 1809 nach Potsdam galoppieren, gewissermaßen gleich zwei todeswürdige Verbrechen: Das Ritt ist eine Massendemonstration, denn das ganze Regiment verschwindet ja unerlaubt vom Pampus. Und es ist eine Meuterei, denn Schill und die Seinen verstoßen gegen den Befehl, in Berlin zu bleiben.

Rein formal stimmen sich Soldaten des preussischen Königs ohne dessen Zustimmung in einen unehelichen Krieg – ein einseitiger Skandal.

Eigentlich:

Andererseits: Ist Schill wirklich so gefährdungslos? Seine Strategie ist doch, nicht man grüßet ihn, gar nicht

so abend. Sie ist sogar exakt das, was Scharnhorst und Gneisenau seit Monaten fordern und was sie in Denkschriften ihrem König vorgelegt haben: Schill soll mit seiner schnellen, kampfbereiten Truppe nach Westen rücken und in das Königreich Westphalen eindringen.

Dort würden die Hasanen den Volksaufstand unterstützen, Freiwillige zu den Waffen rufen und das ganze Königreich Westphalen würde in Flammen stehen. Napoleon würde antreten, sicherlich – doch er müsste zugleich auch gegen die Großmacht Österreich kämpfen.

Sein Kaiserreich wäre überleben, der Aufstand in Westphalen könnte ihm den Tüfentritt versetzen – und Preußens König bliebe gar nicht anders übrig, als sich offiziell gegen Frankreich zu stellen und mitzumachen.

Am Ende wäre Preußen der Sieger über Napoleon, würde seine westlichen Provinzen zurückgewinnen – und Schills Leute wären keine Deserteure mehr, sondern die Avantgarde eines erneuerten Staates! Mag sein, dass am 28. April der Meuterei und Volksfeld Schill beim Auszug aus Berlin schon von einem anderen und dann noch viel, viel triumphaleren Einzug träumt.

Alles: Zwischen Wagemut und Größenwahn, Patriotismus und Meuterei, zwischen genialen Schachzug und lächerlichem Manöver liegt ein feiner Grat – und Schill findet sich schon nach

wenigen Tagen auf der falschen Seite dieses Grates wieder.

Am 2. Mai rückt das Hasanenregiment in Dessau ein und spielt den „Desonan March“ dabei. Juché!

Schill lässt einen Aufruf drucken, verteilen, so ist sein Programm: „An die Deutschen, Meiner in den Ketten eines fremden Volkes schmachbarsten Brüder! Der Augenblick ist erschienen, so ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfassung wiederherstellen könnt, unter welcher ihr seit Jahrhunderten glücklich lebet. Zieh zu der Sturmglocke! Alles greife zu den Waffen – Senen und Piken rufen die Stöße der Gewehre voran. Wir folgen ganz in sich der ehrenvollen Aufforderung zu stehen, den treuen Schwuch und Verachtung, der wir widerleben gebrauchet! Ein edles deutsches Mädchen reiche dir die Hand eines solchen Verräters!“

Senen und Deang und Volksaufstand, Senen und Piken in der Hand des Volkes, das kling nach französischer Revolution. Und in dem Versatz, der sich der Aufforderung zum Kampf entzieht, kann man da nicht auch den König wiedererkennen?

Alles, was Friedrich Wilhelm III. von einem Volksaufstand befürchtet, alles, was ihn ängstet und zudem liest, alles das steckt in diesem Versatz.

Schill verliert hier eine Schlacht, ohne auch nur einen Schluss abzugeben, und er weiß es nicht einmal. Denn er verliert wohl spätestens mit dem Aufruf an diesem Tag die Gunst des Königs.

Weiter! Am 4. Mai setzen die Reiter bei Bernburg über die Saale. Die preussischen Hasanen haben die Grenzen zum Königreich Westphalen überschritten, aus dem Meutereen sind nun auch noch Invernorm geworden.

Doch, ach, genau an jenem Tag erreichen Schill gleich mehrere niederdeutschernde Nachrichten: Österreichische Armeen ist von Napoleon geschlagen worden. In Preußen das Königreich ist zudem der Volksaufstand kollabiert – genau genommen ist er schon



Schill weigert sich, den Friedensschluss mit Frankreich zu akzeptieren, und bekämpft Napoleons Verbündete ab April 1809 auf eigene Faust – ein Fall von Meuterei

Nur mit geringem Erfolg bekämpften Schills Männer den Feind. Die anhaltende Zustimmung des preussischen Königs zu dem Knappezug blieset aus

niedergeschlagen worden, als Schill noch in Berlin war, doch war das dort nicht bekannt geworden.

Zudem überbringe ein Bote die Order des preussischen Stadtkommandanten von Berlin: Der Herr Major möge gefällige sofort umkehren und sich den Folgen seiner Handlungen stellen.

Schill holt seine Offiziere zum Rat zusammen. Was nun? Mit ein paar Hundert Mann in einem fremden Königreich gegen die Verbündeten Napoleons antreten? Oder umkehren, um in Berlin als Deserteure abgemurrt zu werden? Schill, glaubt man dem Bericht eines Augenzeugen, ist ratlos, schlägt sogar einen dritten Weg vor: Umher nach Preußen, sich dort aber irgendwie verschleiern und auf eine neue Gelegenheit zum Aufstand hoffen.

Doch die Generale, die Schill gefolgt hat, suchen ihn nun heim. Die Minister mehren, die Offiziere stellen sich gegen ihren Kommandeur. „Nach langen und heftigen Streite“, so schreibt einer der Teilnehmer, „wurde beschlossen, weiter vorzubringen und einen ehrenvollen Untergang gegen überlegene Macht der Schwärze vorzuziehen, den Feind ohne Schwertschlag triumphieren zu sehen.“

Den Schwertschlag bekommen die Husaren dann schon am nächsten Tag. Bei Dödenorf treffen sie auf zwei französische und vier westfälische Kompanien, etwa 800 Mann, zwei Geschütze.

Angriffe des Feindkorps, Blut und Tote. Schills Pferd stößt unter ihm, sieben seiner Offiziere werden niedergemacht. Die Regimenter der Westfalen wurden zwar. Doch die französischen Truppen weichen die Angriffe ab. Das Gefecht endet unentschieden.



Wohin? Bald weichen sie doch zurück. Am 11. Mai sind sie wieder auf dem Osnabrück der Elbe und damit in Preußen. Am 14. Mai wird ein Befehl Friedrich Wilhelms III. bekannt: Schills Peinurkrieg habe seine „schlechte Missbilligung“ erregt. Der Monarch fordert die „strengste Abmahnung der Schuldigen“.

Im Klartext: Werden sie nicht von den Franzosen erschossen, dann wahrscheinlich von den Preußen exekutiert.

Wohl kein General, kein Häftling findet ein gutes Wort für Schill. Wie auch? Würde sich irgendjemand in Preußen Regierung offen unterstützen trauen, so könnte Napoleon das als Verrat deuten und das gescheiterte Reich vollends zerstören.

Schill jedoch tut alles, um die preussische Verfolgung des Königs noch minimal zu steigern. Statt nun wenigstens in Preußen zu verharren, führt er seine Desperados ins benachbarte Herzogtum Mecklenburg. Sein Ziel ist die Stadt Stralsund – die wiederum in von Franzosen besetzt, gehört aber eigentlich zum Königreich Schweden.

Frankreich, Westfalen, Mecklenburg: In nur wenigen Tagen gelangt er zu dem verdammtsten Husarenmanöver, gleich drei europäische Staaten gegen das bereits aufgehobene Preußen aufzubringen. Seine Majestät, darf man vermuten, ist nicht angetan.

Ein Plan ist dahinter liegt nicht mehr zu erkennen. Wahrscheinlich weicht Schill nach Stralsund aus, weil er die Stadt schon von einem früheren Aufst-

halt her kennt, weil sie einen Hafen hat und weil er vielleicht hofft, dass über die Ostsee irgendwelche britische Schiffe zu Hilfe eilen. Doch die Zeit läuft ihm davon.

Am 21. Mai erreicht Schills Vorpost Stralsund. Der Major gekloppt morgens mit bloß 46 Kavalleristen in die kleine Hafenstadt, die nicht zur Festung ausgebaut ist, die Wälle haben die Franzosen weitestgehend zerstört. Nur 30 französische Artilleristen schützen die Stadt. Eoborns Straßenkämpfe, am Ende sind die Verteidiger geschlagen.

Nun rückt der Rest von Schills Truppe ein, es sind vielleicht 1300 Mann.

Doch das stimmt bereits 5000 Verfolger im Nacken. Für Napoleon ist der Major noch immer so unbedeutend, dass er keines seiner eigenen Regimenter gegen ihn in Marsch setzt. Nahe Hamburg jedoch sind verbündete Niederländer und Dänen positioniert – und die erhalten den Befehl, diese weiteren Feindschüler zusammenzuhausen.

Am Mittwoch, dem 31. Mai 1809, stehen die Niederländer und Dänen vor Stralsund. Was nun geschieht, darüber sind verschiedene Berichte überliefert, die sich in manchen wichtigen Einzelheiten widersprechen. Klar scheint indes zu sein: Besonders heftig ist der letzte Kampf des Majors von Schill nicht.

Ein Strammgriff, ein einziger nur, dann sind die Niederländer und Dänen

**DAS
ENDE
KOMMT
IN
POMMERN**

bereits in Straßand, Schlöss, Säbelfieße, Bajonettsche – das Gefecht, wohl eher ein Generell, dann vielleicht kann mehr als 15 Minuten.

Aus Ende listet der kommandierende General der Niederländer einige Reiter, die sich besonders heftig gewehrt haben, nach Preußen abziehen. 543 Desperados werden gefangen genommen – die meisten von ihnen werden später als Gefangensträflinge aus Rader gefoltert. 117 preußische Offiziere kommen vor ein Kriegsgericht und werden erschossen.



Was aber geschieht mit Schill? Der verliert, warum auch immer, wohl schon nach wenigen Minuten seinen Posten am Wall und eilt, schreiend planlos, durch die Gassen von Straßand. Über das, was dort geschieht, kursieren unterschiedliche Aussagen.

Zitiert man hier diejenige, die es noch am besten mit ihm meint, Sie stammt von einem Zeugen namens Linke, den die Berliner Polizei eine Woche später befragen wird. Major von Schill kam mit zwei Husaren und zwei Ulanen in die Stadt, durch die Frankfurter nach dem neuen Markt, welcher von drei Kompanien Holländern besetzt war. Er wurde von ihnen mit überhaupt an 300 Schüssen empfangen, aber nicht getroffen. Mitten durch die feindliche Infanterie ritt er beim Zeughaus vorbei nach dem alten Markt, ließ, was ihm in den Weg kam, nieder, wobei er aber zugleich einen Hieb auf den Kopf erhielt. Ver-

folgt von feindlicher Infanteriefeuer, kam er bis zur Führralle, wo er durch drei Schüsse und einem Bajonettschlag von der rechten zur linken Seite in dem Unstetlich den Tod fand."

Die Sieger trennen dem Toten den Kopf ab und schicken ihn in einer Art Marmeladenglas zu König Jerome. Napoleons Bruder überlässt den Schädel später einem Naturforscher in Leyden zu Studienzwecken – und erst nach 20 Jahren wird das Haupt beigegeben, in Braunschweig, wo 14 von Schills Kameraden verurteilt und hingerichtet wurden und wo sein Haupt noch heute ruht.

"Schill hat, gemerkt, und zwar als tapferer Mann. Sein Versuch auf die Deutsche Nation ist misslungen", notiert nach dem Absterben einer, der es wissen muss: Goethe.

"Nach will ich mein Urteil über diese Angelegenheit verschieben, indem ich nicht weiß, ob dieser mutterische Mensch mit großen Ansichten in Werke geschritten ist oder bloß als gewöhnlicher Parteilager gehandelt hat."

Die „großen Ansichten“ sind für Goethe die patriotischen Ideen vom Volkskampf. Als „Parteilager“, ein alter militärischer Ausdruck, schimpft er Kämpfer, die nicht aus Idealismus oder

Pflichtgefühl Kriege führen, sondern aus bloßer Habsucht und Geldgier.

Nationaler Volkskämpfer oder mutwilliger Führer eines Privatmeut? Für den Historiker ist das am Ende vielleicht gar kein Widerspruch gewesen. Schill war einfach zu patriotisch, und er war zu eigenmächtig, um tatenlos in einer Kaserne zu sitzen, während in Europa der Krieg tobte.

In der Napoleonischen Ära, in der gewaltige Heere in spanischen Feldlagern in Ägypten einfallen oder nach Moskau marschieren, wirkt der Schill'sche Zug wie eine Karikatur: ein wenig tragisch, ziemlich lächerlich und völlig unbedeutend. Napoleon wird deshalb keine schlaflose Nacht durchlitten haben.

Und Friedrich Wilhelm III. hat nach dem Ende Schills das, was er am besten kann: nichts. Preußen bleibt ein Satellitenstaat der Franzosen, wird wieder annektiert noch belohnt. 1809 scheint, vergleicht man es mit anderen Jahren jener dramatischen Epoche, geradezu eine Atempause zu symbolisieren, eine kurze Zeitspanne, während der in Europa nichts Entscheidendes geschieht.

Und doch ist Schill der Best einer neuen Zeit. Er deutet an, was kommen wird: das Ende Napoleons, der Aufstieg der Nationalstaaten, der Traum von der Einheit der Deutschen.

UNTER DER HERRSCHAFT NAPOLEONS



Im Sommer 1807 kontrolliert Frankreich fast das gesamte Gebiet des kurz zuvor aufgelassen Heiligen Römischen Reiches. Im Süden hat Napoleon die Fürsten in den Rheinland unter seine Führung gezwungen. Preußen ist größtenteils besetzt. Nur wenige Festungen hält die preussische Armee noch, darunter Kassel.

Schill ist erst ein gutes Jahr tot, da wendet sich Napoleon gegen Russland. Das Kaiserreich des Ostens. Und Preußen liegt dazwischen. Schamkorn ist 1811 es Gehörig gesprochen an den Zar.

Für ihn ist das die größte Gelegenheit: gemeinsam mit den Russen gegen die Franzosen zu kämpfen. Und Goethe schlägt seinem König vor: einen Volkskrieg vor: einen Aufstand, noch bevor Napoleon in Russland einmarschiert.



Nach nur einem Monat ist der eigenmächtige Kriegszug des Husarenmajors am Ende: In St. Petersburg können die Rebellen einem feindlichen Sturmangriff nicht standhalten. Bei Kämpfen in der Kaiserstadt kommt Feindesland von Schill ums Leben (oben Bildmitte). Doch viele seiner Landsleute verstehen den geschätzten Offizier als einen Verkörper deutscher Freiheit

Seine Majestät antwortet neben der Dankschreiben: „als Poésie gut“. Und schließt dann ein Bündnis mit Napoleon, sagt ihm die Hälfte seiner geschrappten Armeen für dessen Russlandfeldzug zu. Gerasimov tobt, schreibt von „Freiheit“ und „Schande“!

Aus Erde sind es dann Russlands Soldaten und Russlands Wägen, die Preußen rettet. Mit 600 000 Soldaten hilft Napoleon im Sommer 1812 im Zarenreich ein – nach sechs Monaten kehrt ein elend ausgerichtetes Fließfeld zurück.

Mit den nachrückenden Russen verbündet General Hans David Ludwig von York. Der erkrankten preussische General befiehlt ein Hilfskorps in Ostpreußen, das praktisch im Weg der Zarenarmee steht. Am 30. Dezember 1812 unterzeichnet York nahe dem Östlichen Tausungen eigenmächtig eine Konvention, mit der er den Truppen des Zaren den Durchgang gewährt – er ist, wie bei Schill, erneut de facto eine Meuterei.

Wieder der patriotische Ungehorsam eines Offiziers, der das Stillhalten des Königs nicht länger ertragen mag.

Diesmal jedoch ist Napoleon tatsächlich entscheidend geschwächt. Dies-

mal ist auch der Druck der Offiziere, ist der Druck im Volk einfach zu groß, als dass Friedrich Wilhelm III. noch länger passiv bleiben kann. Am 28. Februar 1813 wechselt Preußens König endlich die Seiten und unterzeichnet ein Bündnis mit dem Zaren.

Gerade noch rechtzeitig. Napoleon ist bald überall auf dem Rückzug. In Deutschland toben die Befreiungskriege. Und aus dem erratischen Husarenmajor Ferdinand von Schill wird in der nationalistischen Propaganda endgültig ein Verkörper deutscher Freiheit: „Ja, als die Wucht von Schanden / Den Nacken Deutschlands bog, / Ist einer aufgestanden, / Der stieß den Degen sog. / Als viele wie Menschen atmeten / Und keuchten frig und still, / Ist dieser nicht ausgewichen: / Sein Name klingt Schill.“ So wird ihn später das patriotische Versenden Ernst Moritz Arndt loben – und jeder mag sich denken, wer wohl die Mennse hier ist.

Nun geschieht genau das, was sich Schill schon 1809 erträumt hat: Nationalistischer Rebellen erheben sich gegen Napoleon, während zugleich die Armeen europäischer Großmächte vorrücken.

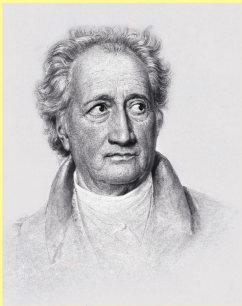
Vom 16. bis zum 19. Oktober 1813 treffen Franzosen und ihre Verbündeten bei Leipzig auf Russen, Preußen, Schweden und Österreichern. Napoleon verliert, ein halbes Jahr später muss er abdanken. Sein Kaiserreich ist am Ende. Preußen ist wieder Großmacht.

„Völkermischer“ wird das entscheidende Generell von Leipzig bis heute genannt.

Ferdinand von Schill hätte dieser Name stöher gefallen. ■

Bei Cap Rademacher, Jg. 1963, dem Bild im Gedächtnisraum kein einziges Mal vor – obwohl er doch als Prototyp eines Malerbildes überaus schön malen ist.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Hermann Klapp, „Ferdinand von Schill“, in Walter Hagen (Hg.), „Jugendliche Lebensbilder“. Bd. IV, Bildaus Herrn, etwas abweichend geschriebene Biografie. Von Volker (Hg.). „Für die Freiheit – gegen Napoleon. Ferdinand von Schill, Preußen und die deutsche Nation“. Bildaus Ausstellungskatalog über Leben und Nachleben des Deserteurs und Nationalhelden.



Als Autor des *Werthers* genießt Goethe europäischen Ruhm, doch in Weimar wandelt sich der gefeierte Literat zunächst zum Beamten. Neue Werke vollendet er jahrelang kaum noch, stattdessen kümmert er sich um die herzoglichen Finanzen

AM HOF DER MUSEN

Das geistige Zentrum Deutschlands ist um 1800 nicht Wien, Berlin oder Hamburg, sondern ein verwinkeltes Städtchen in Thüringen. Ausgerechnet in Weimar, dem Regierungssitz eines unbedeutenden Herzogtums, versammeln sich einige der größten Dichter und Philosophen ihrer Zeit. Sie nutzen die beispiellose Freiheit, die ihnen die kunstsüchtige Herrscherfamilie gewährt. Und zwei Männer übertreffen sie alle: Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller

Text: MATTHIAS MESENHÖLLER

Bei schönem Wetter, wenn Weimar in diesem Septembertagen 1794 heiterlich leuchtet, treten die beiden Herren aus dem Haus am Frauenplan. Sie recken die engen Gassen und spazieren in den Park und die Gärten vor dem Städtchen, zu den Flüssen der Ilm.

Der eine, ein langer, dünner, rötlicher Mann mit ungewandtem Teint und gelben Tabakflecken unter der Nase, spricht den rauen Dialekt seiner schwäbischen Heimat und gestikuliert lebhaft.

Der andere ist kleiner, körperstark, hält in gewohnter Weise die Arme auf dem Rücken verschränkt. Hinhalt! greift er Passanten in Frankfurter Hessisch,

ohne jedoch das Gespräch zu unterbrechen – während sein Begleiter so ins Gespräch vertieft ist, dass er die Menschen nicht einmal wahrnimmt.

Es handelt sich um den 34-jährigen Friedrich Schiller, einen Arzt und Philosophieprofessor an der nicht weit entfernten Universität Jena. Der sonnenbraune dahinschreitende Mann ist der zehn Jahre ältere sächsisch-weimarische Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe.

Zwei Erfolgsgaranten – die einander über Jahre bezaubert, bereichert und gemindert haben. Die auf dem ersten Blick alles trennt: Herkunft und Auftreten, Denkart und Arbeitsweise, politische und Mundvorstellungen. Nun hat sie die Idee zu einer neuen Zeitschrift zusammen-

geführt, von der beide zu profitieren hoffen. Schiller besitzt für zwei Wochen eine Suite von drei Zimmern in Goethes großzügigstem Haus am Frauenplan.

Vorbereitet der Gast den Hausbesitzer: Seine angegriffene Gesundheit, chronische Krämpfe, Schlaflosigkeit, Bluthungen machen ihn einen geregelten Tagesablauf fast unmöglich. Tatsächlich aber quälen ihn die Beschwerden in der Folgezeit kaum: in einem Brief führt er dies auf das „ordentliche Abendessen“ im Hause Goethe zurück, den Verzicht auf Obst, Kaffee, Tee und Bier; stattdessen trinke er nun rebe Wein als sonst.

Möglicherweise aber trägt vor allem der intellektuelle Austausch mit Goethe zu Schillers Wohlbefinden bei. Denn

die 14 Tage werden zu einem einzigen, nicht endenden Dialog. Über Erlebnisse, Theorien, Projekte, Beobachtungen.

Die beiden lesen sich gegenseitig aus ihren Texten vor, zeigen einander Manuskripte. Die Gemeinsamkeiten, stellt sich heraus, sind größer, die Unterschiede weniger trennend als gedacht – oder sie ergänzen sich gut.

Anderes lässt sich überlegen. So erregt der Gastgeber dem strengen Schiller eine Begegnung mit seiner Haushälterin Christiane Volpius – von der jeder weiß, dass sie Goethes Geliebte ist, das Paar einen vorpflügten Sohn hat.

Sie bleibt im Hintergrund, sorgt dafür, das Schiller's Zimmer in Ordnung sind, das Essen auf den Tisch kommt, der Wein. Vorgestellt wird sie dem Besucher nicht. Kein Wort des Grußes oder Dankes von Schiller an sie, auch später nicht, in dem intensiven Briefwechsel mit Goethe, der nun einsetzt.

Der Kontakt wird nie mehr abreißen. In diesen zwei Wochen schliessen Schiller und Goethe Freundschaft. Mehr noch: Sie schließen einen Pakt. Ein Bündnis, das Literaturgeschichte machen, beide zu ihren größten Leistungen ausgen und ihrem gewaltigen Ruf eintragen wird. Und bittere Misgunst.

Zehn Jahre wird der Band halten, bis zu Schiller's Tod 1805. Er wird Weimar zu einem legendären Ort der Geistesgeschichte machen. Und damit eine Entwicklung leiten, die fast ein halbes Jahrhundert zuvor eingestartet hat: den Aufstieg des thüringischen Residenzschlossens zu einem Zentrum gelehrten Lebens von europäischer Bedeutung.

Weimars Verwindung zur Kulturmetropole beginnt im Februar 1755 mit einem Brief. Darin fragt ein Hofbeamter des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach beim Fürsten von Braunschweig-Lüneburg an, ob er bereit sei, dem 17-jährigen, noch unversündigten Weimarer Herzog Ernst August eine seiner Töchter zur Frau zu geben.

Der Braunschweiger schickt als Antwort ein Porträt nach Weimar. Das zeigt

aber nicht dessen geliebte älteste Tochter, sondern die eher unscheinbare, knappe 1,55 Meter kleine und leicht bucklige zweite Tochter Anna Amalia.

Für Sachsen-Weimar muss das reichen: Der dortige Hofherzog ist überaus kränkelnd und auf eine baldige Hochzeit angewiesen, will er seinem Haus noch einen Erben verschaffen.

Alles beginnt mit einer fremden Braut

Im Frühjahr 1756 zieht Anna Amalia als neue Herzogin in Weimar ein, eine 16-Jährige in einem blauen, goldschmuckten Kleid. Nach anderthalb Jahren bringt sie den erstenen Stammbater zur Welt und wird bald ebenfalls schwanger.

Kurz darauf stirbt Herzog Ernst August so plötzlich wie erwartet. Am 24. Oktober 1758, ihrem 19. Geburtstag, wird die Witwe als Regentin des Herzogtums anerkannt. Ein wenig mag sie sich fühlen wie gerettet.

Denn Anna Amalia ist in Braunschweig und Wolfenbüttel an einem der kultiviertesten und wohlhabendsten deutschen Fürstentümer aufgewachsen, einem Zentrum der frühen Aufklärung. Weimar hingegen ist ein mittelalterlich verunkeltes, schäbliches Landstädtchen.

Die Tage beginnen mit Hahnen-schreien und Entengeschreien. Schweine und Ziegen laufen umher, der Stadtherr treibt die Köbe der Bürger die Gassen hinab. Über Straßen, durch die offene Kanäle und Büsche voller Dung

und Kacke (die häufig stellenweise fließen) zur Türeinstiege von Haus zu Haus.

Die Ratten sind eine Plage, ebenso tollwütige Hunde, Wanzen, Flöhe und andere Ungeziefer sowieso.

Die Mehrheit der rund 6000 Einwohner lebt hart oder ärmlich in ein- oder zweistöckigen, mit Stroh oder Schindeln gedeckten, schlecht gebauten, noch schlechter verputzten Häusern. Diebstähle sind verbreitet, viele Menschen wilden, andere betrunken.

Abends werden die Tore geschlossen, doch die Stadtmauer ist baufällig und leicht zu überklettern. Die wenigen Wachtürme sind oft defekt, oder es ist der Fischman ausgegangen, der sie leuchten lässt.

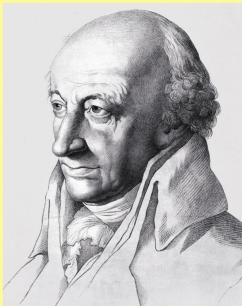
Zwimal pro Woche erscheint eine Lokalkzeitung von einer Doppelseite, die etwa zu entnehmen ist, wann wieder ein Zahnarzt durchreisen wird. Wer es sich leisten kann, bestellt Fisch, Butter, Wein von außerhalb, weil die Ware der örtlichen Händler schlecht ist.

Die Landstrassen nach Erfurt im Westen und Jena im Osten sind in einem so erbärmlichen Zustand, dass manuell selbst die Bauernkarren anhalten und die Getreide knapp wird.

Der herzogliche Schloss innerlich ist ausreichend, verfügt aber einen Komödientheater und eine gut ausgestattete Bibliothek. Doch selbst das überwiegt die Misset. Der Staat, den Anna Amalia übernimmt, ist massiv verschuldet, kann von höchstens 100.000 Unterthanen Steuern einfordern, fast alle einfache Bauern und Handwerker.

In Sachsen-Weimar-Eisenach – das aus mehreren unabhängigen Gebieten und Ämtern besteht und mit einer Fläche von knapp 2000 Quadratkilometern zu den kleineren deutschen Fürstentümern zählt – gibt es weder namenswerten Handel noch Manufakturern, kaum Buchschreibern, wenig Reichtum.

Dennoch lässt Anna Amalia den Ernst des Hofes erhöhen und weiter Schaffen machen, um ein wenig Glanz zu erlangen. Zwischen 1761 und 1765 baut sie für die von ihr besonders geliebte, stetig wachsende Büchersammlung



Der Poet, Übersetzer und Philosoph Christoph Martin Wieland kommt 1771 als Lehrer des Thronerben nach Weimar. Er soll den jungen Herzog im Geiste der Aufklärung erziehen. Nebenbei gibt er eine literarische Zeitschrift heraus.

ein eigenes Palais grandios um – und öffnet diese neue Bibliothek auch bürgerlichen Lesern. So kommt sie es aus dem heimatischen Wörlitzheim in Mitteldeutschland ist dafür nach unendlich.

Ähnlich steht das Hoffmeister, das an drei Abenden in der Woche ein Pasqueti aus Musik, Drama, Ballet bietet, jedem offen, der an eine der kostbaren Karten gelangt. Die Herzogin setzt eine bessere Ausstattung für die Landesuniversität Jena durch, bittet Professorengehälter, eine strengere Studienordnung.

1772 gelingt ihr ein besonderer Erfolg: Aus dem bescheidenen Erfurt kann sie den Dichter und Philosophieprofessor Christoph Martin Wieland abwerben, als Erzieher ihrer Söhne.

Wieland hat sich mit sinnreichen Romanen und Versen einen Namen gemacht, indem als Shakespeare-Übersetzer. Er ist ein bager Mann mit einer schwarzen Pockenmarke auf der spitzen Nase. Zuerst wankelnd, meist freundlich, oft antwortend, aber auch auferstehend und im Jähzorn angeht.

Anna Amalia empfangt ihn, damit die bescheidenen Söhne den Geist der Aufklärung aus erster Hand empfangen. Zudem soll er als Hoffmeister und geistlicher Gesellschafter an ihrer Tafel glänzen, kann: als intellektuelles Statussymbol. Dafür erhält der Autor ein gutes Gehalt und nach Volljährigkeit des Thronerben eine lebenslange Pension.

Seine freie Zeit nutzt Wieland, um einen lang gehegten Plan zu verwirklichen: die Gründung einer Zeitschrift nach dem Vorbild des französischen „*Mercur de France*“. In dem literarisch-politischen Journal „*Der Deutsche Merkur*“ publiziert er ab April 1773 Erzählungen, Gedichte und Buchbesprechungen, politische und wissenschaftliche Beiträge, Vermischtes und Leichtes.

Die erste Ausgabe bringt die Übertragung eines französischen Liedes sowie eines englischen Gedichtes, gefolgt von unterhaltsamen „poetische Kleinigkeiten“ deutscher Dichter, ausführliche Betrachtungen zu Wielands Singpiel „*Alceste*“, eine ironische Erzählung aus der Antike sowie die umfassende Rezension eines Pariser Literaturjournals.

Als Erzieher bewirbt Wieland, dass Anna Amalia ihrer Sohn Karl August zu einem selbstbewussten, freimütigen, eigensinnigen jungen Mann heranwachsen.

Ende 1774 wird der junge Herzog auf eine Bildungsreise an den Rhein und nach Paris geschickt. Einer der Begleiter, ein lausbürgerlicher Offizier, beruht darauf, in Frankfurt am Main den jüngsten literarischen Star des Landes zu besuchen: Johann Wolfgang Goethe, den erst 25-jährigen Autor des „*Götter von Berlichingen*“ und der „*Leiden des jungen Werthers*“.

In einem Gasthof kommt es zu der Begegnung, aus der Weimars Weibchen hervorgehen wird. Der 17-jährige Thronerbe und der Dichter finden an Anblick Gefallen aneinander die gleiche Lebenslust, ähnlich angelegte Temperamente, geistige und politische Nähe.

Karl August lädt Goethe zu einem Besuch an seinen Hof ein, wiederholt den Vorschlag mehrmals über das folgende Jahr und lässt den Gast schließlich mit einer Kutsche in Frankfurt abholen.

Am 7. November 1775 trifft Goethe in Weimar ein. Zwei Monate ruht bei der inzwischen volljährige Karl August

die Regierungsgeschäfte von seiner Mutter übernommen.

Bald sind die beiden jungen Männer zu sehen, wie sie in den gefirnnten Assen Schlittschuh laufen – ein neues verpönte Vergnügen, das nur Mode wird. Viele bei Hof, auch Anna Amalia und Wieland, sind entzückt von dem Neuanfang, der so wenig erdlichen kann, Verse improvisiert, bereitwillig aus seinen Werken und Einwirkungen vorliest.

Im Frühjahr und Sommer beruht sich Karl August, den berühmten Freund länger an Weimar zu binden: Er schenkt Goethe ein Gartenhaus in den Weinbergen vor der Stadt, verleiht ihm gar den Titel eines Geheimrats mit Sitz im Kabinett sowie einem üppigen Gehalt.

Den Herab bewegen Sympathie und Faszination, die Hoffnung auf intelligenten Rat, nicht zuletzt Konversationsfähigkeit: Ähnlich wie der bewunderte Friedrich II. von Preußen den Philosophen Voltaire möchte auch er einen großen Geist an seiner Seite haben.

Unter den Übergangszeiten Beunruhigt weckt die willkürliche Berufung Unmut.

In Weimar residiert Goethe in einem repräsentativen Stadthaus, das ihm sein Freund Herzog Karl August überlässt. Zur Empörung vieler Bürger lebt der Dichter dort in wüster Ehe mit einer Geliebten – seiner Haushälterin



Und nicht nur dort. Manche Bewohner Weimars sind abgelenkt von den oft dicken Büfistängern, zu denen sich Goethe und Karl August anziehen.

So laufen die Kampare auf dem Marktplatz schon mal mit Pflöschchen um die Werra. Sie laufen auf Sträßen, rufen und lachen, liefern sich wilde Pfändereien. Zumeist bei ihren Jagden den Bauern die Felder, reben, wärfeln, bindeln auf den Dörfern mit Mädchen an.

Erfolgreiche Unternehmungen sind reine Schindereien, bei denen die Übermütigen sich selbst in fremde Häuser einladen, ihre Gastgeber verhöhnen, Tüppchen nortreiben, Gemälde anschneiden, Weinflösser einen Hang hinabstören.

In den deutschen Landen spricht sich schnell herum, wie locker das geistige Klima in Weimar ist. Junge Intellektuelle reisen von überall her an und beginnen in der Stadt ein wirtes „Gemeinwesen“. Allenfalls werden Theaterhäuser improvisiert und Szenen gespielt, wird gelächelt, getrunken, anständiges Zeug geredet und lustvoll gegen Seite und Konventionen verstoßen.

Auch die örtlichen jungen Männer machen bei dem wilden Geleben mit, kleiden sich in das modische Werther-Kostüm (siehe Seite 49), tragen hohe Stiefelstiefel, gelbe Reithelme aus Leder, gelbe Weste und blauen Frack, gern ohne Kragen, die langen Haare offen.

Karl August hält es weitverfügt für zu vogue, sich kaum noch zu waschen und zu kämmen, in voller Schamur und Ungeduld. Sein Intimus Goethe flucht andächtig und knäufelst in Gummijungen „Schweiß“, „schweiß“, „Schweiß“.

Doch anders als die meisten Angehörigen hat Goethe ein feines Gespür für Grenzen. Er versteht, wann und wo es gehen ist, sich zu fangen, einfinden, ja gelast aufzutreten. Bündnisse zu schließen. Etwas mit Wieland, dessen größte Sprachkenntnis er einer in einem Pamphlet verfehlt hat. Der 16 Jahre Ältere versteht es ihm nach, ja verleihe sich geradezu intellektuell in den „göttlichen Menschen“. Zumal der ihm eine Entscheidung gegeben hat und Wieland mit Achtung und Vertrauen begnügt.

Schon früh werden sie gemeinsam dafür, einen weiteren klugen Kopf in die ihm zu stehen: Johann Gottfried Herder.

Der studierte Theologe ist ein Gelehrter, encyclopädisch gebildet, hat mit literaturgeschichtlichen, theologischen und philosophischen Schriften Aufsehen erregt. Goethe kennt und achtet ihn seit einer ausgedehnten Begegnung einige Jahre zuvor.

Nun, mit Anfang dreißig, versinnert Herder als Hofprediger des Grafen von Schaumburg-Lippe in winzigen Bäckerei, ohne Gesprächspartner und Perspektive. In Weimar aber ist die Stelle des Generalsuperintendenten, Oberhof- und Stadtpredigers unbesetzt.

Goethe und Wieland schlagen vor, Herder auf den Posten zu berufen. Die Pastoren des Herzogtums wehren sich abstrakt: Wora ein Auswärtiger haben? Nach dem einen Freigeist, der im Zweifel viel zu gelockt ist, um vernünftig zu predigen? Karl August aber setzt sich über die Einwände hinweg.



Am 20. Oktober 1776 hält Herder seine Amtseinführung – und gewinnt die Zuhörer mit wahrhaftiger Klugheit: „so wahr, so simpel, so fasslich, und doch alles so tiefgedacht, so rein geföhlt“, wie Wieland jubelt.

Bald schart der begeisterte Redner eine begeisterte Gemeinde um sich. Doch all jene, die regeren Umgang mit Herder haben, lernen einen herrischen, unfähigen Menschen kennen, bei dem die Ungeduld des Hochgebildeten zu intellektuellen Dünkel wird (und das Leil des häufig Kranken zu Hypochondrie).

Und so groß und zahlreich Herders Talente auch sind: Zufriedenheit gehört ebenso wenig dazu wie Takt. Kann ein getroffen, nennt er seine neue Heimat

Weimar ein „ausgelagertes Mischelung zwischen Hofstadt und Dorf“.

Ganz unecht hat er damit nicht. Selbst die wohlhabenden Bürger leben eher einfach. Besucher in Goethes Gartenhaus mögen eine Weinprobe erhalten, Eierkuchen – oder selbst gewillkürten Fisch aus der Den.

Zusätzlich runden Charlotte von Stein, die Frau des herrergelichen Oberstudienrats (und Goethes platonische Geliebte), eine Wurst oder einen kalten Braten als Gast zu ihm, wofür Goethe sich mit selbst angelegtem Spargel, Pfirsichen oder Blumen revanchiert. Sachsen-Weimar-Eisenach ist eine kleine, bescheidene, provinzielle Welt.

Aber auch eine liberale, und darin liegt ihr Reiz für wahre Geister. Hier können sie freier leben als in den Residenzstädten Berlin, Wien oder Dresden. Hier werden sie nicht bedingt von Absichtungen eines großen Gelehrten, der den Ton vorgibt, Propaganda verlangt und kalt auf Erkennnt hält. „In Weimar“, wird ein Reisender später schreiben, „war es leicht und geistig warm.“

Bei Anna Amalia und Karl August finden Künstler und Gelehrte Unterstützung, etliche von ihnen ein Auskommen – während fast überall im Reich begabte Männer zu Hungerlöhnen Kanteliensteine leiten und beschönigen Aufnahmefähigkeit unterrichten. Und oft zugrunde gehen.

Zudem bietet der abgelegene Intellektueller Hof seinen Mitgliedern Ausweg untereinander sowie mit den Professoren der wenige Kilometer entfernten Universitäten Erfurt und Jena – und über Besuchen, Briefe, Journale und die Bibliothek auch mit der ganzen Welt. In der drittgrößten Provinz versammeln sich ein Häuflein geistiger Kosmopoliten.

Es ist eine Stadt reichhaltig begabt und interessanter Männer und Frauen, zu denen unter anderem der Gymnasiallehrer, Märchenforscher und Schriftsteller Johann Carl August Musinus gehört, der ursprünglich Pfarrer war, dann aber bei einem Dorfchen gelehrt und aus dem Amt gejagt wurde.

Oder die Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter, die Karl August aus Leipzig an sein Hoftheater geholt hat, wo sie Goethe die Rolle der Iphige-

nin in seinem gleichnamigen Stück auf den Leib schreift.

Sowie der Bildhauer und Italienforscher Christian Jagemann, der Bildhauer Maria Gorišek Klauer, der Maler Georg Melchior Koser, der philosophische Sonderling und bekennende Atheist August von Kriegerdel.

Und schließlich Friedrich Justin Bernack, der Theaterstücke schreibt, den „Don Quixote“ ins Deutsche übersetzt, an Wielands „Teutschem Merkur“ mitarbeitet – dann aber sein Talent auf der kaufmännischen Seite des Literaturbetriebs entfaltet, Verleger wird, später weitere Unternehmen gründet.

Goethe selbst steht in diesen Jahren die Kunst hinan. „Kogelrind“, notiert er am 8. Oktober 1777 ins Tagebuch, unterrichten, mit zwei Ausnahmefällen. Und meint damit zugleich sich und Karl August. Für beide scheint es Zeit, erwachsen zu werden. Es ist ein eigenwilliger, aufklärerischer Schritt: Der Dichter entzweit dem Literaturnormen, um sich in der praktischen Welt zu beweisen. Zwar schreibt er weiter, doch fast nur für den Gebrauch bei Hof.

Nun also die Politik. Als herzoglicher Rat kümmert sich Goethe um die Trockenlegung von Sümpfen, den Brand- und Hochwasserschutz; er befragt Karl August, sich persönlich einzuschleichen, die Stomach der überlasteten Bauern zu senken, die verheerenden Pflanzengajagen über ihre Äcker zu verringern, neue Bewässerungsmethoden einzuführen.

Er versucht in Himmels den Silberbergbau wiederzubeleben und notizen die stichweis-romantische Armee (ein weitgehend nutzloses, überaus teures Pflanzenspielfeld): von Artilleriekampfen bleibt einzig eine Haubitz zum Schutzschreiben.

Kleine Schritte. Mehr entspricht auch nicht Goethes politischem Natural. Schärft Briefe widerstehen ihm. Ebenso abstrakte Ideale.

1782 übernimmt Karl August ihm die Oberaufsicht über die Finanzen des Herzogtums und lässt den Freund vom Kaiser in den Adelstand erheben. Im selben Jahr steht Goethe in ein ge-
mühtes Haus am Frauenplan über, eines der schönsten Weimars.

Wie allen Herder tut sich schwer mit Goethes Vorrang. Selbst betont bürgerlich, ist er der alte Gefährte von gegen den „Jammern“ Goethe, die vornehm-
den „Ausmaße“ in denen „adlig Haus“, eine „Anbetung“ durch die Fin-
schen nicht nur der Weimarer Residenz, sondern auch der beschützten Hilfe.

Wieland empfindet, dass Goethe zunehmend lang zu ihm wird, schreift, „politisch-
scher Frost um ihn her“. Doch besitzt er die Gabe, nichts aus-
lassen zu können, was anderen gelingt. Wieland vermag Goethe gleichzeitig zu schenken und zu verheeren.

Das liegt vermutlich auch daran, dass er mit Karl Augusts Volljährigkeit das gut dotierte Leben eines Personiers führt, produktiv ist, mit dem „Teutschen Merkur“ Erfolg hat. Das Journal lockt mit Fortsetzungsgeschichten, gefällig

Goethe, der sich zu der Zeit mit naturkundlichen Studien beschäftigt, steuert Beobachtungen und Anregungen bei. Als ihn jedoch ein Verleger im Sommer 1786 eine Werkangabe seiner gesamten Schriften vorlegt, wird ihm schmerzlich bewusst: Während Wieland und Herder publizieren, haben er, hat er seit über zehn Jahren nichts von Goethe veröffentlicht. Er hat auch wenig geschrieben. Nur Anfänge, nichts künstlerisch Vollendete. Als Autor ist er tot.

Abends trifft er eine radikale Entscheidung. Am 3. September 1786 packt er seinen Stapel unfertiger Manuskripte zusammen und macht sich also Abschied davon. Anfang November meldet er sich per Brief – an Rom.

Herder: Schnellschmerz aller Gebildeten. Wer nie dort war, kann nicht mitreden. Hier hofft Goethe, sich als Künstler wiederzufinden.

Karl August ist verschneit. Aber er versteht den Anbruch auch. Der Herweg gewährt ihm Freund nachträglich bezahlten Urlaub, aus dem am Ende fast zwei Jahre werden; Goethe nutzt sie zum Schauen, Gerichten – und um die Dramen „Iphigenie auf Tauris“ und „Egmont“ zu vollenden, „Torquato Tasso“ voranzutreiben.

Als er am 18. Juni 1788 nach Thüringen zurückkehrt, erwarten ihn sein First, der Hof, die geliebten Freunde. Und: Friedrich Schiller.

Goethe ist mir im Weg, notiert Schiller

osophische Natur- und Kulturgeschichte der Menschheit von den Anfängen bis zur Gegenwart zu verfassen, die den Geheimnis fasziniert. Der Grundgedanke: Die Menschen sind Teil der Natur, nicht von Gott über diese gesetzt. Dennoch entwickeln sie sich zu etwas Höherem, zur „Humanität“, das heißt zur Herrschaft von Vernunft und Gerechtigkeit.

Das Innerhalb dieser Entwicklung jede Nation ihren eigenen (wenn durch die Klima beeinflussten) Weg einschlägt, folgt nach Herder einem tiefen Sinn und darf nicht von anderen oder aus späterer Zeit verurteilt werden. Die Jelen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Herders mehrbändiges Hauptwerk, werden Generationen von Philosophen und Historikern beeinflussen.

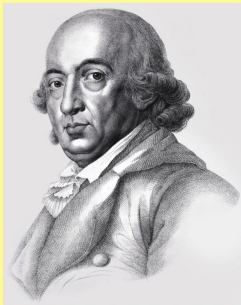
Goethe, der sich zu der Zeit mit naturkundlichen Studien beschäftigt, steuert Beobachtungen und Anregungen bei. Als ihn jedoch ein Verleger im Sommer 1786 eine Werkangabe seiner gesamten Schriften vorlegt, wird ihm schmerzlich bewusst: Während Wieland und Herder publizieren, haben er, hat er seit über zehn Jahren nichts von Goethe veröffentlicht. Er hat auch wenig geschrieben. Nur Anfänge, nichts künstlerisch Vollendete. Als Autor ist er tot.

Abends trifft er eine radikale Entscheidung. Am 3. September 1786 packt er seinen Stapel unfertiger Manuskripte zusammen und macht sich also Abschied davon. Anfang November meldet er sich per Brief – an Rom.

Herder: Schnellschmerz aller Gebildeten. Wer nie dort war, kann nicht mitreden. Hier hofft Goethe, sich als Künstler wiederzufinden.

Karl August ist verschneit. Aber er versteht den Anbruch auch. Der Herweg gewährt ihm Freund nachträglich bezahlten Urlaub, aus dem am Ende fast zwei Jahre werden; Goethe nutzt sie zum Schauen, Gerichten – und um die Dramen „Iphigenie auf Tauris“ und „Egmont“ zu vollenden, „Torquato Tasso“ voranzutreiben.

Als er am 18. Juni 1788 nach Thüringen zurückkehrt, erwarten ihn sein First, der Hof, die geliebten Freunde. Und: Friedrich Schiller.



Der oberste Prediger der Stadt, Johann Gottfried Herder, ruft seinen Ruf mit geschichtsphilosophischen Schriften. Doch er schafft auch Grundlagen für die moderne Sprach- und Kulturwissenschaft. Dass der fünf Jahre jüngere Goethe dennoch mehr gilt als Herder, kann der Theologe nur schwer ertragen

Der 28-jährige gelehrte Militärarzt, der als Regimentsmedikus aus dem Dienst des Herzogs von Württemberg desertiert ist, um Bühnenautor zu werden, macht einen Mühsal, aber auch nach Kontrolle so den „Weimarischen Göttern“, wie er sie in einem Brief nennt.

Die Uraufführung seines ersten Dramas „Die Räuber“ hat Marbachs Theater im Jahr 1782 in ein „Jehovas“ verwandelt, so ein Zeuge: „Röllende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie. Fremde Menschen fielen einander schlachtend in die Arme. Feinden verwandelten, einer Ohnmacht nahe, zur Tüte.“

Schiller versteht sich auf Effekte. Und er hat keine Hemmungen, sie einzusetzen, stellt größte Bosheit und tiefe Gemütsheit, Verwerflichkeit und Leidenschaft gegenüber auf der Bühne, legt den Figuren drastische Bilder und Worte in den Mund, steigert die Handlung durch grausame Wendungen zu aufsehender Wucht.

Diebstahl stiftet Goethe an den „Räubern“ an. Sie sind ihm zu laut, zu wild, zu sehr Kopfgeban, maulen in ihrem Freiheitspathos und Tyrannenhaus.

Außerdem geht ihm auf die Nerven, dass jedermann in Weimar von Schiller zu schwärmen schreit. Während Wieland, Herder, Anna Amalia den Neuen freundlich aufnahmen, begnügt Goethe ihn nicht, hält ihn auf Distanz.

Schiller, der nicht weit von Goethe entfernt wohnt, sieht die Güter am Feinschmelzen kommen und gehen, ohne selbst je eingeladen zu sein. Er dürrt nach Beachtung – und markiert sich zugleich über den Kahl, den Goethes Jünger um den Bewunderer treiben. Macht sich in Briefen erhärtet Luft: Goethe sei „ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Ein solches Wesen sollten die Menschen um sich herum nicht aufkommen lassen.“

Und: Ich betrachte ihn wie eine stolze Pflanze, der man ein Kind machen muss, um sie von der Welt zu demütigen.“ Und: „Dieser Mensch ist mir im Weg.“

Im Herbst 1788 veröffentlichte er in Leipzig eine fast 500 Seiten starke Abhandlung über den Freiheitskampf der Niederlande zwei Jahrhunderte zuvor.

Eigentlich ein Abfallprodukt Schillers, der bevorzugt historische Quellen nach Stoff für seine Dramen durchsucht, will nach Material lukrativ verwerten, das für die Bühne nicht taugt. Also schreibt er Geschichte auf wie niemand sonst in Deutschland: für ein großes Publikum, zugleich wissenschaftlich gebildet und literarisch unterhaltsam.

Goethe erfasst den Wert der neuen Arbeit schnell – und den des populären Autors für Sachsen-Weimar-Eisenach. Ohne seine persönliche Distanz zu mildern, bewirkt er, dass Schiller eine Professur in Jena angeboten wird. Der Autor

nimmt an. Und erfährt anschließend, dass die Stelle unbefristet ist, er allein von den Honorargeldern der Studenten leben muss, die er anzieht.

Gründend (und nur halb im Scherz) schreibt er einem Freund: „Könntest du mir eine Pflanz von 12.000 Talern verschaffen, die Akademie in Jena müsste mich dann im Arm locken.“

Das von Weimar nur 20 Kilometer entfernte Jena, mit 5000 Einwohnern noch kleiner als die Goethe-Stadt, hat an seiner Universität rund 800 Studenten.

Viele tragen lange Haare, farbige Jacken und hohe, breite Mützen oder

Der Dichter und Dramatiker Friedrich Schiller, der sich 1794 in Weimar niederließ, ist jünger, intellektuell und unerbittlicher als Goethe. Dennoch schrieben die beiden einen Pakt. Dann verbindet die Pflanz zur Profektion



große Hütte, die sie demonstrativ und unheimlich aufbauen, wenn sie einem ihrer Professoren begegnen. Sie machen auf der Straße, streiten und lärmten in den Wohnhäusern, schlagen sich und verschrecken die Bürger. Zuweilen sollen sie im Wagenknoten durch die Stadt, sturmbrechen und außerdem zu gehen. Und sie suchen schillernde Geistes, Männer wie den Verfasser der „Räuber“.

Am 26. Mai 1789 ist Schillers Antrittsvorlesung für 18.00 Uhr angekündigt. Um 17.30 Uhr füllt der Hörsaal keine Besucher mehr; ein neuer Saal wird ausgerufen, der größer der Stadt. Die Wärterinnen springen auf, rennen und drängen die Straße hinaus, um einen Platz zu ergattern. Anwohner glauben erschrocken, es sei ein Feuer ausgebrochen.

Als Schüler das Gebäude erreicht, ist der mehr als 300 Menschen fassende Saal überfüllt, der Vortraum ebenfalls, selbst unter dem offenen Portikus sehen Zuhörer. Donnerndes Beifallklappern empfängt den neuen Professor.

Schiller spricht leidenschaftlich, gedankenstark über wissenschaftliches Ethos, das Zersch der Geschichte und ihres Studiums. Es wird ein Triumph. Die Studenten ehren ihn mit einem Konzert und Fackelzug, dem deutlich ausgedrückt Ekstasejubiläum: „Vivat“.

Im Sommer wird er sich verloben, im Winter heiraten: Charlotte von Lüngefeld ist zwar keine Frau von 18.000 Tälern, dafür von Verstand, freundlichem Wissen und einem Adel, mit Verbindungen zum Weimarer Hof.

Während Schiller sich eine bürgerliche Existenz aufbaut, greift Goethe ins Geräder. Erst wird bekannt, dass er ein Verhältnis hat; dann, dass die Geliebte schwanger ist; schließlich, dass er ein und das Kind zu sich nehmen, aber nicht heiraten will. Vor dem Gesetz ist das Haus- und straßen. Doch sind Paragrafen für die kleinen Leute gedacht, nicht für die großen; Mäntzen und uneheliche Kinder gehören zum bürgerlichen Leben.

Arnold erregt, dass Goethe offen in wilder Ehe zu leben gedenkt. Und dass die Verbindung nicht mandatsgemäß ist.

Christiane Vulpius ist die Tochter eines unehrenhaft entlassenen, herzoglichen Angestellten; in ihrer Lebensunterhalte arbeitet sie in einer Kassenkammer-

Manufaktur. Sie ist hübsch, aber nicht eigentlich schön, kaum gebildet. Es mag ihre Ausstrahlung sein, das Unkomplizierte, das Goethe anzieht.

Karl August scheint die Angelegenheit gelassen zu sehen. Doch die Frauen am Hof sind empört, namentlich die selbst fortwährend betrogene Gemahlin. Und da Schicksaligkeit und Recht auf ihrer Seite sind, muss Goethe zumindest das repräsentative Haus am Frauenplan räumen; sein herzoglicher Freund weist ihm ein begrenztes Domicil etwas außerhalb zu. Offiziell wird Christiane als „die von-Goethesche Haushälterin“ geführt.



Off sitzt der Dichter nun in dem Hünchen vor der Stadtmauer, rumpelnd, eine weiße Fahrensummenfäule auf dem Kopf, lange Flauschhosen und abgetrennte Pantoffeln an den Beinen, auf den Keilen der kleinen Sohn August. Christiane daneben mit dem Stricktrampel. Geht er in Gesellschaft, bleibt sie meist dahinter.

Weimar ist nicht an Gelegenheiten zu kollektiver Geselligkeit, bei denen vorgelesen, kritisiert, diskutiert und gegungen, debattiert wird. Ihr Vorbild ist die „Tafelrunde“, die Anna Amalia nach dem Ende ihrer Regentschaft eingerichtet hat, immer montags, in ihrem Stadtpalais, im Sommer auch auf dem Land-stein Theater. Die Herzoginmutter schreibt selber Gedichte, malt, komponiert. Bei ihr gilt der Stand wenig, Talent viel, ein geistreicher Mensch mehr als ein wohlgelehrter Langweiler. Alle Karphäiden der Stadt sind geladen – und verpflichtet.

Wieland, der älteste unter Weimars Großen, bewegt sich hier mit selbstverständlicher Zwanglosigkeit und genießt das Recht, streifen auf dem Sofa neben

Anna Amalia einzuschlafen. Legendar aber auch die heiligen, lausenden Wortgefechte, bei denen sich Goethe, Herder und er intellektuell messen.

Seit 1789 kommt ein ideologischer Konflikt hinzu: Während Wieland und Herder die französische Revolution anfangs begrüßen, lehnt Goethe sie früh ab, ist erschüttert von dem Aufbruch (was ihn freilich nicht hindert, dem Sohn eine Spießbürgerkarriere zu kaufen).

Doch trotz aller Differenzen sagt er dafür, das Herders Gehalt erhöhe, die Arbeitszeit gesenkt und dessen Schulden direkt getilgt werden, um den schwierigen Freund davon abzuhalten, einen Ruf an die Universität Göttingen zu folgen.

Zum Unbehagen Herders kühnheit Zweifel daran, dass er Goethes Privatleben für hochgradig unanständig hält. Herder ist ein aufgeklärter Kenner, aber eben doch ein Kenner und störenstrog.

Die Schüler des örtlichen Gymnasiums etwa warnt er vor dem Theater: „Ich mit dieser Hand einzulassen, mit Karthausen Umgang zu haben, ist einem Gymnasiasten durchaus unanständig, niederträchtig und abscheulich“.

Das führt abermals zu Streich, denn Goethe, der das Theater liebt, reklamiert die Gymnasien häufig als Chorsänger und Statisten. Herder beschwert sich beim Herrscher, erreicht aber nur, dass die Proben außerhalb der Uransichtsmacht stattfinden.

Wieland wiederum sticht: angesichts Christianes Gewohnheit, sich weiterhin Dienststelle, also „Fräulein“, rufen zu lassen, Goethe habe wohl gewisse poetische Momente, in denen er Christiane für die Jungfrau Maria, sich selbst für den Heiligen Geist und den gemeinsamen Sohn für das Jesuskind halte.

Er selbst wird wegen seiner 13 Kinder „Papa Wieland“ genannt, führt ein auskömmliches Leben als kommunell erträglicher Autor von heiteren Versen und satirischen Schreibern – denn eingetragene Leichtigkeit die Mühe nicht ohne Sinn, mit der Wieland sein/Taus oft über Jahre immer neu bearbeitet.

Herder nennt die Schiller gegenüber einem lachen und fröhlichen Christ. Schiller selbst das im Grunde und findet ähnlich von Anna Amalia, behält es aber für sich. Das kleine Weimar mag

IM GEIST DER ANTIKE

Ab 1750 erheben deutsche Maler, Bildhauer und vor allem Architekten die Werke der Griechen und Römer zum Maßstab ihrer Kunst. Die Ära des Klassizismus beginnt

Das gemeinsame Wirken Goethes und Schillers in den Jahren zwischen 1794 und 1805 wurden Literaturwissenschaftler später die „Weimarer Klassik“ nennen – und damit die herausragende Stellung dieser Dekade in der Geschichte der deutschen Dichtung hervorheben.

Die beiden Dichter selbst allerdings empfinden ihr Werk in einem anderen Sinne als „klassisch“. Sie verstehen darunter die Orientierung an den ästhetischen und sittlichen Idealen der Antike. Wie viele ihrer Zeitgenossen sehen sie in der Kunst der Griechen und Römer vollkommene Harmonie, Humanität, Klarheit, Rationalität und Mäßigkeit – und führen dies in ihrer Dichtung nach, indem sie etwa die gefühlbetonte Sprache ihrer Frühwerke durch strenge Verse in der Art antiker Dramen und Lyrik ersetzen und die Protagonisten ihrer Werke nach einer höheren Harmonie streben lassen.

Auf andere Kunstgattungen hat die Idealisierung der Antike noch größeren Einfluss: In der Malerei und Bildhauerei wird in den Jahrzehnten um 1800 der „Klassizismus“ zur beherrschenden Strömung – vor allem aber in der Architektur.

Nur für dieser Rückgriff keinsinniger Spätere mit dem Beginn der Renaissance im 15. Jahrhundert, als italienische Künstler und Denker die Werke der Hellenen und Römer neu entdeckten und den vermeintlich minderwertigen Leistungen des Mittelalters vorzogen, folgen immer wieder Kunstschaffende in Europa den antiken Vorbildern.

Die allseitige Begeisterung ab etwa 1750 löst Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum aus, vor allem aber wissenschaftliche Schriften wie die des in Rom lebenden deutschen Archäologen Johann Joachim Winckelmann.

Gestaltliche, klare Formen sollen es nun auch in der zeitgenössischen Kunst sein. In der Malerei, etwa in den Werken des Franzosen Jacques-Louis David, bedeutet das einen schlichten Bildaufbau, scharf abgegrenzte Konturen, zurückhaltende Farbgebung. Die Bildhauer der neuen Strömung zeigen ihre Figuren meist in einer ruhigen Körperhaltung. Als Material dient ihnen vor allem weißer Marmor. Denn die Meister kennen fast nur alte Kopien und Abgüsse der antiken Kunstwerke – und geben deren aus, dass auch die Originale hell gewesen sind. (Dass Statuen und Tempel ursprünglich oft in bunten Farben prangten, wurden Forscher erst ab 1817 herausfinden.)

Und so erreichen auch die meisten Gebäude, die ab etwa 1770 im neuen Stil gebaut wurden, in leuchtendem Weiß oder



Die Befreiungshalle über der Donau in Mandelstetten, ein nachgebautes, einseitiges Kuppelhaus wie das Parthenon in Rom, soll an den Sieg über die Truppen Napoleons 1809 erinnern



blauem Gips. Es sind streng gegliederte Bauten mit tragenden Säulenreihen und flachen Dreiecksgiebeln, die sich deutlich von den organischen Formen des Spätbarock und des Rokoko abheben. Schnell breitet sich der Klassizismus in Europa aus, wird in Madrid, London und Sankt Petersburg zur Mode.

Als Gründungsbau des Klassizismus in Deutschland gilt Schloss Würzburg, ab 1769 für den Fürsten von Anhalt-Dessau errichtet. Etwa 20 Jahre später baut der Architekt Carl Gotthard Langhans ein gewaltiges Portal für die Berliner Stadtmauer, das dem Torhaus der Athener Akropolis nachempfunden



Das Brandenburger Tor, das Preußens König Friedrich Wilhelm II. als 1788 in Berlin errichten lässt, ist dem Portal der Akropolis in Athen nachempfunden



Die Klassizistischen Architekten verzichten auf barocke Schnitzerei. Klar und harmonisch sollen ihre Werke sein – so wie das eines antiken Tempels: absolute Königliche Hofbauten in München (1805)

let: das Brandenburger Tor. Zum Vollender des Klassizismus in Preußen aber wird Karl Friedrich Schinkel. Mit seinem zahlreichen Gebäuden, etwa der Neuen Wache in Berlin, prägt er das Angesicht der Hauptstadt wie kein Zweiter.

Bis in die 1830er Jahre beherrscht der Klassizismus die europäische Architektur, dann löst ihn der Historismus ab, mit dem mehrere Stile wiederaufleben: Schon bald gibt es Neubarock, Neogotik, Neoromanik und Neorenaissance. Und am Ende des 19. Jahrhunderts lebt auch die antike Tradition ein weiteres Mal auf: Im Neoklassizismus. *Andreas Schmalz*

Deutschlands heimliche Kulturhauptstadt sein, über irisches Geplänkel erhalten ist es nicht.

Friedrich Schiller ist erst 31 Jahre alt, als sein Körper den Dürst zu versagen beginnt. Zu viele Jahre hat der Dichter ihn mit Aufpanschnitteln und Haarkuren traktiert, nur für den Geist und über den Leib hinweggelacht.

Am Abend des 3. Januar 1791 bekommt er heftiges Fieber, hat Hustenanfälle, dann verliert er das Bewusstsein.

Es folgen Wochen, in denen er Blut spuckt, unter Anwesen, Schweißnässen und Magenkrämpfen leidet. Seine Studenten halten bei ihm Nachtwache. Die Ärzte reiben den gelähmten Körper mit Alkohol- und Bienenwachs, lassen ihn zur Ader, setzen Blutegel an.

Der Herrngott schickt einige Flaschen Medizin zur Stärkung. Schiller erhebt sich, übersteht im April einen schweren Rückfall. Vermutlich handelt es sich um eine Organerkrankung, die Lunge und Darm befallen hat.

Schiller ist Mediziner genug, um zu begreifen, dass die Krankheit ihn nicht mehr verlassen, sondern immer wiederkehrend quälen und schließlich töten wird. Seine Zeit ist begrenzt. Was er noch schaffen will, muss er nun anheben.

Im Jahr darauf schreibt er sein zweites großes historische Werk ab, eine knapp-800-seitige Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Sie erzielt enorme Auflagen, sehr bald ist kaum einem gebildeten Hausknecht Schiller darf sich im Recht als einflussreichster Historiker deutscher Sprache fühlen.

Doch das ist es nicht, wozu er seine befristete Existenz setzen will. Vielmehr wendet er sich wieder der Kunst zu, diesmal endgültig. Er beginnt ein Theaterstück über den Fiklermann Albrecht von Wallenstein, den wichtigsten General des Dreißigjährigen Kriegs.

Und er versucht noch einmal eine Aufführung an Götting.

Gemeinsam mit dem jungen, ehrgeizigen Verleger Johann Friedrich Cotta in Stuttgart will Schiller ein neues literarisch-philosophisches Journal auf den Markt bringen, das die besten Schriftsteller, Denker, Publizisten aus Deutsch-



Jean Paul, einer der erfolgreichsten Roman-
autoren seiner Zeit, verbringt ab 1798 zwei Jahre
in Weimar. Seine große Popularität, vor allem
bei weiblichen Lesern, verdankt er einer Eigen-
schaft, die Schiller weitgehend fehlt: Humor

land zusammenführt. Das aber bedeutet auch: Goethe.

Am 13. Juni 1794 lädt Schiller „Ihre Hochwohlgeboren“, den Herrn Geheimrat, beifällig zur Mitarbeit ein.

Goethe stößt. Und sagt schließlich nein, nicht ohne Kalkül: Seine Werk- ausgabe samt der neuen Stücke ist wenig erfolgreich, mancher Leser empfindet ihn bereits als ausgeschriebenen. Der Literaturmarkt ist größer geworden, aber auch rauer und kommerzieller. Schiller kombiniert Qualität mit Po- pulärerfolg. Da mag sich etwas gewinnen lassen.

Wenig später das erste längere Gespräch in Jena. Ein zweites. Anfang September lädt Goethe Schiller nach Weimar ein: Der Hof gebe für einige Zeit nach Eisenach, da lässt sich doch einmal ausbilden reden.

Inzwischen hat Karl August den Raum geteilt und Goethe mit Christiane an den Frauenplan zurückkehren lassen. Einen Raum aus ursprünglich zwei Häusern, im Innern verwickelt, voller Treppen und enger Durchgänge, Gewächsern, nicht geplant. Im Oberstock und in der Mansarde gibt es knapp 30 Zim- mer, an deren Erde Wirtschaftsin- nerum, im Hinterhaus Kammern für die Dienstmädchen. Ein Hausgarten dient der Erholung und linker Ober, Arrischosen, Krieken, Gemüse, bietet Goethe Raum für botanische Experimente. Am 14. September 1794 bezahlt Schiller hier eine Suite von drei Gästezimmern.

Es scheint unumkehrbar, dass diese beiden Männer sofort Gefallen aneinander fin- den. Goethe liest während des Dichtens mitunter im Nebenzimmer Musikern spielen, um sich in die rechte Schöpfungsebene zu versetzen, betrach- tet die Kunst als Teil eines glücklich ge- langenden Lebens.

Schiller identifiziert sich mit dem Geruch feiner Äpfel in der Schreibstü- chschale, raucht und schnupft, putzt sich mit Kaffee, Likör, Wein und beläut- det den Arsch auf, rubriziert seinen Körper, um dem Leben Kunst abzuweizen.

Er denkt ebenfalls, menschlich, prin- zipiell – Goethe bevorzugt die konkrete

Anschauung, liest und respektiert in al- len Dingen die Natur. Er ist ein Emp- fängender, dem das Gelingen misfällt, und ähnlich geht er mit seinen Figuren um, über die er sich in Schlaf mit sich ins Reine kommen.

Schiller könnte so etwas nie akzep- tieren. Er verlangt dem Personal seiner Stücke freie, bewusste Handlungen ab –

Weimar wird zur Kapitale der Kunst

so wie er selbst um Sinnen und Werte kämpft. Goethe, der von sich sagt, er brauche das Dunkle, die Abkling-, In- tuition, ist immer wieder verblüfft, wie durchdracht Schiller zu Werke geht.

Und wie genau, so empfindet es Goethe: gegen mühelos hervorgebrach- ten Text, aus dem Schiller mühelos alles streicht, was die Komposition stört, ab- lenkt, mildert. Und gegen seine Figuren, denen er nichts erspart, die er ohne Ge- dächtnis aus der Schicksalswege kinstorisiert.

Doch die Unterschiede stoßen sich nicht ab. Sondern stehen sich an. Beide spüren, dass der andere etwas geben kann, was einem selbst fehlt. Und beide sind sich einig in einem empfinden, sehr hohen Anspruch an ihre Kunst.

Es ist dieses Interesse am Werk, das die beiden grandiosen Charak- tere verbindet und das sie im September 1794 auseinander entlassen.

Schiller wird ihre Freundschaft spä- ter ein „auf wechselseitige Perfektheit ab- gebauetes Verhältnis“ nennen.

Von den Weimannern ausgiebig be- zogen und betrachtet, wird sein Besuch bei Goethe am Frauenplan zum Einschnitt in beider Leben. Und in der deutschen Literaturgeschichte.

Als Schiller nach zwei Wochen abreist, haben er und Goethe einen Freundschafts- und Arbeitsbund geschlos- sen. Von nun an besuchen sie sich regelmäßig, dazwischen gehen Briefe und Manuskripte hin und her. Botschaften bewältigen die rund 30 Kilometer zwischen Jena und Weimar für wenige Groschen in vier Stunden.

Die geplante Zeitschrift wird gegründet und erscheint ab 1795 monatlich, nach einer Gruppe grie- chischer Götterinnen heißt sie „Die Horen“. Als sie im Herbst Goethes erste „Römische Elegien“ bringt, schimpft Herder, der Titel müsse fortan mit einem a gedruckt werden. Doch das Heft verkauft sich mäßig.

Im Jahr darauf dann ein Rund- umschlag. Unter dem Titel „Kritisches“ („Gastgeschenke“) veröffentlichen Goethe und Schiller eine Sammlung Zweifler, die den Literaturbetrieb und dessen Großmutter und Klingelputz verportieren, beim Verfassen in Schillers Jenseit Arbeitssimmer lachen die beiden so laut, dass Charlotte der Schicksalheit wegen die Feder schleift. Abends ist der Erfolg aussehend. Die Zahl neuer Feinde auch.

Denn zur gleichen Zeit erscheint Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, ein Schauspiel- und Bildungsroman. Viele Kritiker schreiben ihn als langwei- lig, andere als unsäglich – doch jüngere Leser feiern das Buch begeistert. Es ent- spricht ihrem Wunsch nach Subjektivität und subtiler Ironie. „Romanthier“ nennen sich diese auf ihr Ich, ihr Erleben verzes- senen jungen Leute: weil nach dem Leben selbst erregt wie ein Roman sein soll.

Fast zwei Jahrzehnte hat Goethe daran gearbeitet – erst mit Schillers Hilfe und Kritik ist der Abschluss gelungen. Goethe schreibt ihm: „Sie haben mir eine weitere Jugend verschafft und mich wie- der zum Dichter gemacht, welches an sich so gut als aufgehört hatte.“

1797 gehen die Freunde eines Balladen-Wettstreits ein: wer wohl in kurzer Zeit die besseren dieser Kunstgattungen erdichten könne. Goethe liefert unter anderem den „Zauberlehrling“, doch Schiller setzt sich mit dem „Tauscher“, „Die Kunstschöpfung des Iphigen“, „Der Handschuh“, „Der Ring des Polykrates“ klar durch.

Kleine Meisterwerke, mit leichter Hand hingeworfen. Und eine erhebliche Abkürzung von dem Monumentalwerk, an dem Schiller sich abarbeitet, dem „Wallenstein“-Drama. Dürste, gewöhnlich.

Goethe schlägt eine Aufteilung des Stoffes auf drei Stücke vor. Seinen Hinweis verdient Schiller an: wohl auch, dass sich seine intellektuell brillante Konstruktion mit Natur und Leben fügt. Angesichts des beglückenden Zusammenwirkens stimmt er es ruhig hin, dass die „Horen“ nicht genug romanisierte Autoren finden und wieder eingehen.

Im April 1799 kommen alle drei „Wallenstein“-Teile in Weimar auf die Bühne. Die Trilogie schildert den Sturz eines überpompösen Aufstiegs, eine Welt der politischen Kämpfe, rasanten moralischen dramaturgischen höchsten raffinierten, meisterhaft in Verse gebracht.

Es ist sofort klar, dass Schiller mit diesem Werk zukunftsigen deutschen Dramatikern das Maßstab gesetzt hat.

Goethe inszeniert es persönlich – und in erlesener Form: Beide Dramatiker werden sich entschieden gegen ein Theater, das möglichst naturgetreu sein will.

Um zu wirken, lautet die Maxime, muss Kunst ab Kunst erkennbar sein, aus dem Gewöhnlichen herausragen. Deshalb Reize und Rhythmus und langes Üben mit den Schauspielern, bis sie den komplizierten Text wuschelig-mäßig wiedergeben. Zu dieser hohen Form von Kunst wollen Goethe und Schiller das Publikum erziehen. Doch sie scheitern.

Denn auch wenn Schiller geliebt wird wie noch kein Bühnenautor vor ihm – der meistgespielte Weimarer Dramatiker bleibt August von Kotzebue, dessen Räuberstücke etwa über Elfenbein und Rose ungemein populär sind.

Und kein Autor findet so viele Leser wie Goethes Schwager Christian August Volpius mit seinen spannenden Serienromanen um den Räuberhauptmann Rinaldo Runkin.

Unter den jüngeren Intellektuellen ist dagegen die Ironie verbreitet sowie ein Widerwille gegen den hohen Ton – der Philosoph Friedrich Schlegel etwa erklärt, er sei bei Schillers „Lied von der Glocke“ vor Lachen vom Stuhl gefallen.

Ende 1799 siedelt Schiller nach Weimar über. Das Leben dort ist besser als in Jena, doch er hat einen Plan: jedes Jahr ein Stück. Und beinahe hält er das durch: 1800: „Marta Stuart“, 1801: „Die Jungfrau von Orléans“, 1803: „Die Haus von Messina“, 1804: „Wilhelm Tell“.



Wie ein sterbender Baum, der sich noch einmal an Früchten verzückt, müde der von Kopfschmerzen, Rheumatischen, Magenkrämpfen geplagten Schiller Meisterwerke aus. Schon Zeitgenossen empfinden sie als Klassiker, mustergültige, kaum zu übertreffende Leistungen, universell. Bald wird daraus so etwas wie eine Marke, „Weimarer Klassik“, ähnlich der „Wiener Klassik“ in der Musik – der Aus Haydn, Mozart und Beethoven.

Längst hat Goethe eine fast stieliche, künzliche Zuneigung zu dem kranken Freund entwickelt. 1802 bringt er Herzog Karl August dazu, Schiller in den erblichen Adel erheben zu lassen. Der so Goethe freut sich vor allem für seine Frau Charlotte, die nun „mit ihres Schlegels am Hof herumschweifen“.

Er überwindet seine Vorbehalte und verbringt auch einmal einen Abend mit Christiane Volpius, aber hinter Charlottes Rücken. Denn so heimlich sie Goethe auch verbunden ist – noch mehr hält sie auf gesellschaftliche Formen: Christiane wird ignoriert, nie eingeladen.

Im Sommer 1804 verschlucken sich Schillers Kollen. Im Herbst merken

süddeutsche Zeitungen bereits seinen Tod. Als bekannt wird, dass dies falsch ist, schickt sein Verleger Cotta von Freude 40 Flaschen Portwein und zehn Flaschen warmen Malaga.

Das Frühjahr kommt. Der Arzt rät zu mehr Bewegung. Schiller kauft sich ein Pferd.

Am Abend des 1. Mai 1805 begibt er sich auf den Weg ins Theater. Doch der Freund kehrt um, ihm sei unwohl. Schiller geht allein weiter, besitzt seine Loge. Ein belangloses Unterhaltungsspiel. Da bricht er zusammen. Schindelfrost. Abtransport.

Über eine Woche quält er sich, will Märchen und Rittergeschichten vorgelesen bekommen. Mäuche über den Unterschied zwischen Komödie und Tragödie reden. Zum Schluss erkennt er die Menschen um sein Bett nicht mehr.

Am 9. Mai 1805 gegen Abend stirbt Friedrich Schiller mit 45 Jahren.

Eine knappe Stunde später erreicht die Nachricht das Haus am Frauenplan. Christiane verbringt sich dem kranken Goethe. Erst am nächsten Morgen bringt sie es ihm vorzüglich bei.

erschüttern nicht Goethe sich zurück. Weiter verabschiedet er sich von dem aufgeborenen Freund, noch geht er zur Beerdigung. Goethe kann den Tod nicht aushalten; er will grundsätzlich nichts mit ihm zu tun haben.

Und dieser Tod ist wie ein Riss in seinem Leben, als hätte sich etwas von ihm selbst abgetrennt.

Er versucht ein unfertiges Drama zu vollenden, das Schiller hinterlassen hat. Es gelingt ihm nicht. Er nimmt die Arbeit an einer großen Tragödie „Faust“ wieder auf, zu der Schiller ihn stets so entschieden gedrängt hat. Auch damit kommt er nur mühsam voran.

Da findet am 14. Oktober 1806 auf dem Territorium Sachsen-Weimar-Eisenach jene Schlacht statt, die das Ende der alten Ordnung in Deutschland besiegelt: Bei Jena und Auerstedt schlägt eine französische Armee unter Napoleon Bonaparte die preussische Heer.

Am Abend erreichen die Sieger Weimar, füllen plündernd und segnend ein. Auch am Frauenplan dringen Soldaten ein, raubhören, fordern Wein und Essen. Goethe ist schon zu Bett gegangen.



Ein Schloss für das Wasser der Wehr. Oben: die königliche Hofbibliothek zu Weimar unter der kulturellen Blüte der Stadt unendbar. Unter: Goethes Leitung wächst der Bestand im Laufe der Jahre auf rund 40.000 Bände

gen. Er wirft einen Morgenmantel über, kann die Lage wohl beseitigen.

Was spint in der Nacht geschäht, ist ungenau. Bruchstückhaften Berichten zufolge marschieren zwei betrunkene Schützen durch die Zimmer, gelangen in Goethes Schlafkammer und bestreuen ihn mit Degen oder Bajonetts.

Christiane geht dazwischen, laut, versetzt sich auf größtmögliche Hilfe herbei, während der 57-Jährige in sich zusammenfällt, alle Nerven verliert. Vermutlich rettet Christiane sein Leben.

Fünf Tage später heilen die beiden in der Sakristei der Jakobskirche. Eine Mesalliance, die in der Stadt noch recht giftige Kommentare provoziert als ihre wilde Ehe zuvor.

König der ungenossenen Schriftstellerin Johanna Schopenhauer – Mutter eines 18-jährigen Sohnes namens Arthur, der später als Philosoph berühmt werden wird – zeigt sich bereit, Christiane ohne Vorbehalte in ihrem Salon zu empfangen. „Wenn Goethe ihr seinen Namen gibt“, schreibt sie in einem Brief, „kann sie ihr wohl eine Tasse Tee geben.“

Am 16. April 1807 stirbt Anna Amalia an einem Schlaganfall. Ihr

Leichnam, in ein Kleid aus weißem Atlas und einem karminroten Mantel mit Herminenfurteilung gekleidet, wird im Pantheontempel ihres Palais aufgebahrt; mehrere Stunden dauert die Vorleitung der Trauermärsche. Abermals fehlt Goethe. Und auch als sechs Jahre später Wieland beerdigt wird, bleibt er fern.

Nun ist er lediglich ein Überlebender, die Überlebenden: Zusammen mit ein Unverständlicher: Seine Beiratsherrschaft, Napoleons Hegemonie als Friedensordnung, hinhinnehmen, die Verachtung für patriotische Phrasen, ein kosmopolitischer Vorbehalt gegen den Kult der Nation machen ihn bei vielen Zeitgenossen ungeliebt.

Später sucht er nach Verbindungen zwischen dem Märchen bis zum Sachbericht, ebenso mit einfacher, fast naiver Sprache, bettet alles in komplex, scheinbar stillos kochende Strukturen, den Romanfiguren nicht unähnlich. Ein wenig wirkt es, als habe ihn der Tod Schillers,

den er für den Rest seines Lebens nachtrauern wird, auch befeuert.

Goethe hält nun regelmäßige Hof, selbst Pünktler pilgern herbei, etwa Ludwig I. von Bayern. Mit der Zeit aber fühlen sich Besucher in Weimar an ein Museum erinnert. Goethe wird bewundert und geliebt – aber kann auch gelesen oder abgelehnt.

Er weiß es und schreibt für spätere Generationen: den Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ etwa oder die Gedichtsammlung „West-östlicher Diwan“. Das größte und fantasievolle, sein Lebenswerk hält er sogar bis zu seinem Tod zurück: den zweiten Teil des „Faust“. Der erste Teil ist 1808 erschienen, ein sperriges Meisterwerk, das erstmals 1829 aufgeführt wird – wohl als Hommage an Goethes 80. Geburtstag.

Am 22. März 1832 gegen Mittag schließt Johann Wolfgang von Goethe friedlich ein. Ein „wunder“ war es ein Post, der Generationen von Schriftstellern inspirieren wird – ansonsten aber häufiger zitiert als gelesen wird, bis heute.

Das klassische Weimar ist da bereits Vergangenheit, die epische Rolle des Brückchens in der Literaturgeschichte ausgeklüfft: Eine kreative Explosion wie die Begegnung Goethes und Schillers lässt sich nicht beliebig wiederholen.

Dennoch, Weimar Ninjabo als Ort, an dem sich deutsche Poesie und Weltgeist verbunden haben, wird bleiben. Jenseits hatte Anna – die Goethe, der sich auch für einen einfachen Reim nie zu schade war, einst mit den Worten prägte:

„Spiel und Tanz, Gespräch, Theater, Sie erfrischen unser Blut; Laßt den Wonnern ihren Prater: Weimar, Jena, da ist's gut.“ ■

Dr. Matthias Morsbach, 49, 1969, ist Autor im Team von GEOGRAPHIE. Das Lesen und Schreiben über die Weimarer Epochen empfand er mit Goethe West über die Persönlichkeit als Schüler als „glückliche Ereignisse“.

LITERATUREMPFEHLUNGEN Dieter Borchmeyer: „Weimarer Klassik. Roman einer Epoche“, Berlin: Suhrkamp, 2006, übersetzt und danach gut verständliche Einführung. Annette Seemann: „Weimar. Ein Reisebegleiter“, Insel, zum Nachgucken vor Ort.

SCHÖPFER DES MODERNEN PREUSSEN

Nur Reformen können die Hohenzollernmonarchie nach der Niederlage gegen Napoleon retten – davon ist Staatskanzler Karl August von Hardenberg überzeugt. Und tatsächlich gelingt es ihm, Preußen zu modernisieren. Doch mit seinem wichtigsten Anliegen scheitert er

Von DIKE HEMPEL und FRANK OTTO

Kaum je ist ein Staat von einer einzigen Niederlage so hart getroffen worden wie Preußen durch die Defeat von Jena und Auerstedt im Jahr 1806 und seine Folgen. Das Heer der Hohenzollern, die sich stets vor allem über ihre militärische Stärke definiert haben, ist nahezu vernichtet, die königliche Familie flieht nach Osten.

Preußen ist keine Großmacht mehr, verliert rund die Hälfte seines Territoriums, muss seine Armee erheblich verkleinern und eine hohe Kriegsentschädigung sowie die Kosten der französischen Besatzung tragen – eine Summe, die Berlin kaum aufbringen kann.

Doch dieser Albtraum steht am Anfang einer tiefgehenden Reform. Denn die totale Niederlage demütigt auch die altgedienten preussischen Eliten und stärkt jene, die überzeugt sind, dass grundlegende Veränderungen nötig sind. Und so kommt eine Gruppe von Beamten an die Macht, die ihre seit Längerem angestrebten Reformpläne nun endlich umsetzen können – Männer wie Karl August Freiherr von Hardenberg.

Der 57-jährige Hannoverser ist geistig, berechnend und diplomatisch, und er ist davon überzeugt, nur eine „Radikalkur“ könne dem Staat vor dem Untergang bewahren – und zugleich helfen, einen Volksaufstand gegen Napoleon vorzubereiten. Doch das verlangt höchste Gehaltshaltung, denn die fran-

zösischen Besatzer überschauen die preussische Haglerang rigoros.

1806 wird Hardenberg Staatskanzler und damit Regierungschef. Bereits unter seinem Vorgänger Heinrich Friedrich Karl von Stein haben erste Reformen begonnen, wurden Regierung und Verwaltung modernisiert, den Kommunen mehr Rechte gewährt, wurde das Erbe der Leibeigenschaft verkleinert. Doch als der französische Geheimdienst einen Brief Steins abfangt, in dem Pläne für den Volksaufstand erwähnt wurden, fließt Napoleon den Ministern aus dem Amt jagen, 1808 und seine Güter beschlagnahmen.

In dem Finanz- und Verwaltungsexperten Hardenberg sieht der Franzosenkaiser nun den Einzigen, der in der Lage ist, der Geldnot Preußens abzuhelfen – und so die geforderten Kontributionen aufzubringen.

Hardenberg, der mit Einverständnis des preussischen Königs de facto wie ein Diktator regiert, bündet seinem Land schwere Aufgaben auf, eine allgemeine Gewerbesteuer. Zugleich aber führt er die Gewerbefreiheit ein: Per Edikt schafft er den Zwangsang ab, erlaubt der Bevölkerung, den Beruf frei zu wählen und unbeschränkt Unternehmen zu gründen (mit wenigen Ausnahmen, wie Apotheken). Das soll das ökonomische Potenzial des Landes entlocken.

Und als sich 1813 Preußen tatsächlich gegen Napoleon wendet, setzen

Hardenberg und Offiziere wie Gerhard Johann David von Scharnhorst die allgemeine Wehrpflicht durch. Zudem verhängt die Heeresreform gegen den Widerstand des adeligen Offizierskorps, dass eine Laufbahn in der Armee für jedermann möglich sein muss, unabhängig vom gesellschaftlichen Stand.

Doch nach dem Sieg über Napoleon und der Neuordnung Europas 1815 gewinnen die alten Eliten wieder an Geltung. Aristokraten und Militärs warnen König Friedrich Wilhelm III., eine vom Massencharakter längst versprochene und von Hardenberg betriebene Verfassung würde die Macht des Herrschers schmälern – und bringen den Monarchen so gegen seinen Premier auf.

Dessen Einfluss schwächt sich nach. Der von ihm erarbeitete Entwurf für eine Verfassung, die dem Volk mehr Mitsprache ermöglicht hätte, verurteilt Friedrich Wilhelm III. Zwar darf Hardenberg bis zu seinem Tod 1822 Staatskanzler bleiben, zu jener Zeit ist er aber schon weit jenseits politisch isoliert.

Seine Neuerungen jedoch wirken noch lange nach. In einem der größten Reformprojekte der deutschen Geschichte hat er das Fundament eines modernen preussischen Staates geschaffen: eine leistungsfähige Finanzverwaltung, sowie eine effiziente Wirtschaftsverwaltung mit unbeschränkter Berufswahl und einem offenen ökonomischen Wettbewerb. ■



Er ist ein geschickter Diplomat, ein geistreicher Gesprächspartner und ein Freund der Frauen.
Doch in der preussischen Elite hat Karl August von Hardenberg (1750–1812) viele Gegner. Sie nehmen
ihm ab, dass sie durch seine Reformen einen Teil ihrer Privilegien verlieren.

Die Hauptstadt Europas



Das Jagdschloss Schönbrunn südwestlich von Wien nimmt ab Herbst 1814 einen Großteil der 1500 Menschen auf, die sonst in der Hoffnung leben –

Vom September 1814 an wird Wien, die größte Metropole an der Donau, für neun Monate zum Zentrum des Kontinents. Denn dort treffen sich die Häupter Europas, um über eine Neuordnung ihrer Staatensicht zu beraten. Doch der Wiener Kongress ist nicht nur das wichtigste politische Ereignis des Jahrhunderts, sondern auch ein monatelanges Fest, ein fortwährender Ball.

— FRIEDRICH LIEBHARTS



dem weitläufigen Palast der Habsburger in der Hauptstadt. Dort sind nun die ranghöchsten Gäste des Wiener Kongresses untergebracht.

M

Musik schallt aus allen Richtungen durch den Wiener Platz. Auf einer schnell zusammengezogenen Bühne zupft ein Sänger an seiner Harfe, ein paar Schritte entfernt führen Burschen auf Karussellpferden zu den Orgeln der Loretakapellmänner. In einigen Gaststätten tanzen Paare Walzer, umringt von Zuschauenden.

Auch die kleineren Wirtschaften haben viele Kunden zu bedienen an diesem Wochenende im Oktober des Jahres 1814. An Dutzenden Holztischen, die im Freien um die Scherben verteilt sind, sitzen Bürgerkinder in der milden Herbstsonne. Einige Männer schlafen eine Kugel auf den Kniegelenken.

Zu Tausenden grüßeln die Wiener die Patenreiter, die sich zwischen Wildchen am hohen Lustbäumen erstrecken. So „unangenehmlich schön“ finden ausländische Besucher die Eichen, Linden, Buchen und Erlen, dass einer in seinem Reisebericht voller Bewunderung von den „grünen Massen“ schreibt.

Nur ein kurzer Fußweg oder eine stülpige Kutschfahrt trennt den Platz von der Jägerzeil,

Die wichtigsten
Delegierten: Acht
Mächte entscheiden
über Europas
Zukunft: darunter
Preußen, England
und Russland

einer Vorstadt, die wie der Park auf einer Donauinsel östlich des Zentrums liegt.

Heute hat die Ausflügler nicht allein das schöne Wetter angelockt. Sie wollen eine Attraktion sehen, die es einzig im Wien dieser Wochen zu bestaunen gibt. Dabei begaben sie sich nur in einen Bereich des Platzes, in dem sonst vornehmlich die Aristokraten der Stadt spazieren führen zu der von Kastanien gesäumten Hauptallee.

Dort reiten gewöhnlich nur elegante Kutschen neben hoch zu Pferde posierenden Würdevollgenossen, jetzt aber stehen aufgeregte Menschen dicht an dicht auf dem Fußweg. Voller Spannung verfolgen sie, wie luxuriöse Wagen und herangepörrte Reiter aneinanderbefolgen. Denn auf der Karussellallee präsentiert sich heute der Adel aus ganz Europa.

Forstliche Militäruniformen, goldene Orden und blanke Metallrequisiten glänzen in der Sonne; üppige Federbüsche wehen auf Hüten. Auf dem Türm eines besonders großen Gefährts prangen die breiten Wappen eines Admirals aus England.

Mehrere Dutzend Zweigspanner und Vierspanner haben die gleiche Form und Farbe. Es sind die Kutschen, die Kaiser Franz I. von Österreich eigens für die fremden Adelführer hat bauen lassen, die in jenen Wochen als seine Gäste in der Hauptstadt weilen.

Mitglieder der erstwichtigsten europäischen Adelsfamilien führen in den Equipagen am Preppelbühnen vorüber. Englische Lords und französische Prinzen, Herzoginnen aus Deutschland, Zar Alexander I. und auch der österreichische Monarch mit seiner Gemahlin: die Hochwohlgebornen des ganzen Kontinents.

Denn in der Donaumetropole hat ein Kongress begonnen, der fast neun Monate andauern wird und über nicht weniger als die Zukunft aller Völker des Erdkreises entscheiden soll.

Napoleon ist geschlagen; seit knapp einem halben Jahr lebt er im Exil als Herrscher auf der Mittelmeerinsel Elba. Einige Hundert seiner Getreuen sind ihm dorthin gefolgt. Der selbst ernannte Kaiser der Franzosen hat in den mehr als 20 Jahren, in denen Europa mit Krieg überzogen wurde, die politischen Verhältnisse auf dem Kontinent von Grund auf erschüttert: Er hat neue Staaten wie das Königreich Italien im Norden des Apennin-Halbinsel geschaffen, alte wie Preußen unzerstückelt oder sie gleich ganz aufgelöst wie die Konföderationen Köln und Trier; hat die Grenzen Frankreichs bis zur Elbe ausgedehnt, mit ihm verbündete Fürsten so Monarchen erannt, seinen Fürstentumsgliedern Territorien der Besiegten zugewiesen und das Ende des gut 800-jährigen Heiligen Römischen Reiches erzwungen.





Wiener Kongress

Und man suchte die Vertreter der Großmächte einen Weg, Ordnung und Frieden wiederherzustellen. Einfach so den alten Verhältnissen zurückzufahren ist keine Option: Wenn die Großmächte wie vor Napoleon erneut beginnen, um die Vorherrschaft zu ergreifen, wird keine Ruhe einkreisen in Europa. Es gilt daher, ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, Kompromisse zu suchen und aus Rivalen Partner zu machen, die für die Sicherheit des Kontinents zusehenswichtig sind.

Kaizer und Zar, Könige und Fürsten haben sich persönlich eingefunden, alle maßgeblichen Regierungen sind zusammengekommen: Keine europäische Stadt hat je ein vergleichbares spektakuläres Treffen ausgerichtet. Es ist aber auch keine andere Metropole für die so bedeutsamen Friedensgespräche infrage gekommen. Von Anfang an waren sich die Herrscher darüber einig, dass die Verhandlungen nur in Wien stattfinden können.

Denn man einen liegt Österreichs Kapitale im Herzen Europas. So günstig ist ihre Position

80.000 Besucher
drängen sich 1814
durch das already
schon von Fikern
und Madriken
verstopfte Wien
(hier der Platz
Freitag im Stadt-
zentrum)

am Schnittpunkt wichtiger Verkehrswege, dass sie zu den bevölkerungsreichsten Wirtschaftszentren des Kontinents zählt. Mit 100.000 Einwohnern ist sie mit Abstand die größte unter den deutschen Städten (Berlin folgt mit 228.000 Menschen).

Zum anderen sprechen die Menschen in Wien viele Sprachen, denn die Vertreter edlicher Völker leben hier zusammen. Zur österreichischen Monarchie gehören etwa Regionen in Italien, Kroatien, Ungarn, Tschechien und Polen, und auf der Suche nach einem besseren Leben strömen die Umsiedelten aus allen Ecken des Reiches in die Hauptstadt.

Zum Dritten ist Wien wie keine andere Kapitale ein Symbol der alten Ordnung. Schließlich residieren hier seit 1278 fast durchgehend die Habsburger – Mitglieder jener Dynastie, der 368 Jahre lang nahezu ununterbrochen die Träger des höchsten Titels im Abendland entstammten: die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Bis Napoleon kam.

Ende Oktober 1805 besiegte seine Armee die österreichischen Truppen und zog am 13. Novem-

her kamplan in Wien ein Napoleon nahm persönlich in Schloss Schönbrunn Quartier. Allerdings endete die Besatzung bereits Mitte Januar 1806, nachdem Kaiser Franz II. einen harten Friedensvertrag unterzeichnet hatte, der erhebliche Gebietsverluste vorsah.

Eine weitere Konsequenz der österreichischen Niederlage war, dass Franz II. als römisch-deutscher Kaiser abtrat – und, um zu verhindern, dass Napoleon sich zu seinem Nachfolger aufschwang, am 6. August 1806 gleich das Heilige Römische Reich mit auflöste. (Um wenigstens formal noch den gleichen Rang wie Napoleon innezuhaben, hatte der Habscher schon zuvor ein österreichisches Kaiserium begründet; dessen Krone durfte er – als Franz I. – weiterhin tragen.)

Doch der Kampf gegen Napoleon war damit noch lange nicht beendet: 1809 standen abermals französische Truppen vor Wien. Diesmal aber versiegten die Österreicher ihrer Kapitule; erst nach ungelernten schweren Beschuss marschierten die Belagerer am 13. Mai in die Stadt ein.

Um Franz I. ausfindig zu denartigen, der wiederum einen drückenden Frieden abschließen musste, ließ Napoleon die Bantionen an der Hofburg sprengen: jene steinernen Festungswerke, die sich in nächster Nähe des Schlosses befanden, von dem aus der Habsburger sein Reich regierte.

Nun, im Jahr 1814, empfinden viele Wiener die zerstörten Bantionen noch immer als Schandfleck. Die Gäste hingegen sind begeistert von der Schönheit der Stadt.

In seinem Tagebuch schwärmt etwa der Buchhändler und Verleger Carl Bernich aus Weimar – wie viele andere Besucher aus Neugier auf die Ergebnisse des Kongresses angereist – von den breiten weißen Häusern und roten Dächern im Zentrum. Wien habe etwas Heiteres, findet Bernich, der von einer Anhöhe aus auf die Metropole blickt: auf jenes Oval voller Gebäude und Plätze, aus dem inmitten der hohen Türme des Stephansdoms herausragt.

Wie eingetaucht von der grünen Landschaft liegen die Palast und Straßen da, wie beschützt von der Kuppel der Karlskirche vor den südlichen Stadtmauern.

Doch die meisten Arbeiter, die an jenem Globabertag 1814 die internationale Aristokratie im Prater bestimmen, wachen am nächsten Morgen nicht in der Innenstadt auf. Sie leben nicht in einem der besseren Gebäude, die mit Ziegeln oder Kupfer gedeckt sind, sondern in den ärmlichen Vierteln der insgesamt 23 Vorstädte – dort, wo viele Häuser noch Holzdächer haben.



Dreimal musste der Habsburger Franz I. vor Napoleons Übermacht kapitulieren



Österreichs Außenminister Clemens Fürst von Metternich leitet den Kongress



Wie ein heiter Ring liegen diese vorgelagerten Bezirke um das Zentrum, das noch immer von den Mauern aus der Zeit der Türkenkriege im 16. Jahrhundert umschlossen ist.

Im Stadtkern im Wohnraum so knapp und teuer, dass nur ein Viertel aller Einwohner sich hier ein Quartier leisten kann: Neben den Adeligen, Bankiers und hohen Staatsbeamten sind das wenige bessergestellten Kaufleute sowie jene hoch spezialisierten Handwerker, die Luxusgüter wie Schmuck oder Perücken fertigen und die Wohlhabenden im Zentrum als Kunden haben.

Die einzigen Armen, die in der Innenstadt leben, sind die Diensthofen. Ebenso wie die Stubenmägde, Kinderfrauen, Köche, Portiers, Stiefelpolier und Kutscher finden aber auch Handwerker aus den Vorstädten ihr Auskommen in den Vierteln der Reichen. Dabei müssen sie sich in den Strömen der fliegenden Händler und Bauern einflechten, die in allen Ecken in die Stadt eilen, um ihre Waren zu vermarkten.

Um sechs Uhr morgens öffnen die Lebensmittelmärkte. Und je nachdem welche Produkte



Die Minister
leben mit Selbst bei
Spaziergängen
im Schlosspark des
Belvedere hat
Mitternachts Wiener
und Freunde
besuchen

die Händler anbieten, müssen sie eine bestimmte Verkaufsstelle erreichen. Auf einem der Märkte versorgen sich die Käufer der großen Häuser mit Geflügel, Eiern und Butter; anderen kaufen sie Obst und Gemüse; Rindfleisch und Wild gibt es in wieder anderen Stadtteilen. Insgesamt haben die Händler Hunderte Stände auf.

Und so ist es kein Wunder, dass sich an einigen der elf Stadttore die Fuhrwerke stauen. Manchmal ist der Andrang so groß, dass die Kutschen bis zu 45 Minuten warten müssen, ehe sie passieren können. Etwas Abhilfe hat die Obrigkeit mit einer Einbahnstraßen-Regelung geschaffen: Neben dem Kärntner Tor im Süden ist eine zweite Einfahrt erbaut, und jedes Tor darf nur in eine Richtung durchfahren werden.

Dann aber müssen sich Kutschen und Handwagen noch durch das verkehrsreiche Zentrum kämpfen – und verstopfen gemeinsam mit den Droschken die Gassen, in denen die ersten Innenstadtbewohner ihre morgendlichen Fahrten unternehmen. Bis zu 600 Wagen sollen täglich durch einige der Wiener Straßen, die teils kaum fünf

Meter breit sind. Oft kommen zwei Kutschen nur mit Mühe aneinander vorbei.

Noch schwerer haben es allerdings die gut 30.000 Fußgänger, die sich tagtäglich zwischen den Gefährten hindurchschlingeln. Zwar gibt es Gehsteige, großen, achteckigen Pflastersteine zeigen an, wo sie verlaufen. Aber die Wagen müssen häufig hierhin ausweichen. Fast ausnützlich daher, durch Wien zu wandern, ohne eine Verletzung oder einen blauen Fleck davonzutragen – so berichtet es jedenfalls ein zeitgenössischer Chronist, der sich über den Verkehr ärgert.

Denn die Wiener Kutschen sind dafür berüchtigt, dass sie rückwärts und oft zu schnell über das heilige Pflaster jagen. Daher ist die Kaiserstadt der wohl einzige Ort in Europa, an dem Dienstreiter den Equipagen voranzurennen: Läufer, die nur dafür zuständig sind, den Geputzten ihre Herrschaften den Weg zu bahnen – und dabei die entgegenkommenden Passanten notfalls zur Seite schieben.

Seit Jahren nimmt die Zahl der Kutschen zu. Einwohner, die keinen eigenen Wagen haben,

können sich einen der Fächer leisten, die an bestimmten Straßen auf Kundschaft warten. Mehr als 600 Zersplitterer sind täglich von sieben Uhr morgens bis zum späten Abend in Bereitschaft.

Die Fahrgäste dürfen zwischen verschiedenen Ausführungen wählen: offenes Coupé für die Touristen in der Stadt und geschlossenem Landauer für Fahrer auf Land. Oder man lässt sich Sesseltäger in ihren roten Livres kommen, die Passagiere in Säfen transportieren.

Nicht nur wegen der Verletzungsgefahr meiden die Begüterten den Rollmarsch. Vor vielen Häusern sind Dammgruben ausgehoben, deren heißer Geruch abweicht – vor allem dann, wenn die Wohnungsbesitzer vergessen, die Falltüren über den mit Eisenkanten und Unrat gefüllten Löchern zu verschließen. Wer sich nicht verschütet, kann leicht in eine der Gruben fallen.

Der Schmutz ist allgegenwärtig. Die vielen Tierhufe und Wagenräder wirbeln unablässig Staub auf. Zudem sind die Straßen stets mit Pferdemist und dem Kacke der Häuser bedeckt. Nicht selten verfahren auch Menschen. Das Notdurft in den Gassen.

Denn öffentliche Aborte gibt es nicht. Daher ziehen Putzfrauen umher: Die Frauen tragen große Holztimer auf dem Rücken und bieten den Passanten an, sich für zwei Kreuzer zu erleichtern. Wenn jemand ihre Dienste braucht, senken sie die Botten ab und schütten ihre Kunden mit einem großen Umfang von unfelischen Blicken.

Die reichen Gäste übersehen das Elend

Wohin Straßen
sind schlammig,
allerorten öffnen
sich Abfallgru-
ben, mancher
verrichtet seine
Notdurft mitten
in der Stadt

Drei Tage dauert eine gründliche Reinigung aller Gassen der Stadt, die das für die Straßen zuständige Amt etwa alle drei Wochen ausführen lässt. Eigens dafür bestellte Tagelöhner kehren dann den Dreck und Kot in die Straßennähte und spülen den matsigen Schlamm mit Flussschotter Wasser in die unterirdischen Kanäle, die sich in die Donau ergießen.

Gegen sechs Uhr schließen die Markstände, und die Bauern machen sich von Neuem auf den Weg durch die Stadt, jetzt in Richtung des Umlandes, wo das Heu liegt.

Die Mauer und Tischler, die am Morgen mit den Händlern zu den Toren hinausgeritten sind, legen zur gleichen Stunde oft eine erste Arbeitspause ein. Selbst die Tagelöhner unter den Handwerksleuten des Baugewerbes können in jenen Jahren für ihre Verhältnisse viel Geld verdienen.

Denn es wird permanent gebaut in Wien. In der Innenstadt gibt es keinen leeren Platz für ein neues Haus. Daher werden nachträglich Stockwerke auf alten Gebäuden errichtet. In den meisten Straßenseiten reihen sich obendrein die vier- bis fünfgeschossigen Palais aneinander.

Ehrliche Immobilienbesitzer belagern sich über den mangelnden Platz in ihren Wohnungen, doch gehören sie jetzt, während des Kongresses, zu den größten Profiteuren: Rund 30 000 Besucher (ein Chronist spricht sogar von 500 000



Fremden in der Stadt) reisen an – Gesandte und Beobachter mit ihrem Verwandten, Bediensteten, Gattinnen und Mätressen – und müssen oft in privaten Unterkünften übernachten, da die Gasthäuser nicht für alle Touristen ausreichen.

Vorreichnisse guter Zimmer und Appartements in der Innenstadt kommen in Umlauf: Werbung der geschäftstüchtigen Eigentümer, die nun für wenige Monate so viel Mühe verlangen, wie sie sonst in einem guten Jahr einnehmen.

Aber auch unabhängig von den Gästen verteuert sich die Wohnstadt beständig, da die Nachfrage kontinuierlich steigt durch den Zuzug aus allen Teilen des Kaiserreichs. So wird in den Vorstädten der Platz ebenfalls immer begehrter.

Denn die hohen Preise zwingen viele Menschen, ihre Quartiere im Zentrum aufzugeben und sich in einem der Bezirke vor den Toren eine Unterkunft zu suchen. Zudem haben in manchen dieser Viertel, wie in der Leopoldstadt im Nordosten, auch die wohlhabenden Aristokraten ihre Schlösser und Villen errichtet, um die Engie im Zentrum zu entkommen.

Immer häufiger finden die vielen angelernten Arbeiter der antiken Schlössen weder Bleibe noch Arbeit. Manchmal sehen mittellose Väter keinen anderen Ausweg, als in den Vorstädten Baracken für ihre Familien zu bauen.

An der Not der Armen ändert sich nun, da der Kongress Massen kaufkräftiger Fremder nach Wien bringt, wenig. Zwei staatliche Zofschützorte existieren inzwischen, in denen die Invaliden und Obdachlosen schlafen und essen können. Zudem sammelt ein kaiserliches Armenamt und eine Gesellschaft adeliger Frauen Spenden für Bedürftige sowie für Weinschäumer und Spiritu, die sich um die Mittellosen kümmern.

Die Kongressbesucher scheinen das Elend insofern nicht zu sehen. Ein Besucher hält in seinem Bericht offenbar fest, dass es in Wien keine Bettler gebe. Allerdings hat der Kaiser bereits 1804 eine Art Verbesserungsgesetz erlassen, in das die Polizei alle „Müßiggänger“, „Blender“ und „unselbständigen Menschen“ bringt. Sie sollen in den Anstalten leben, brauchen Mitglieder der Gesellschaft zu werden.

So hart der Alltag für manchen Wiener auch ist – jenen herrscht Ausnahmestimmung, und so bilden sich an den Schauplätzen des Kongresses immer wieder Mengen von Neugierigen. Besonders häufig kommen sie an der Hofburg zusammen, jenen grandiosen Gebäudekomplex, in dem Franz I. residiert.

Zwar berichten die Tageszeitungen ähnlich über jede Ankunft eines neuen Fürstentums aus dem Ausland, aber das Volk will die hohen Gäste

des Kaisers selbst in Augenschein nehmen. Und schon bald hat es sich ein Bild gemacht von den Eigenschaften der mächtigen Kaiserin Katharina: Über dem kaiserlichen König Friedrich von Württemberg etwa heißt es nach, er „frist für alle“.

Zur Alexander von Russland fällt dagegen immer wieder auf, weil er in Wien allenthalben Mätressen hat: unter ihnen staatsbekannte Geliebte des österreichischen Außenministers Klemens Fürst von Metternich. Eine problematische Realität, denn der Zar und die Minister sind politisch oft unterschiedlicher Meinung. Und Metternich, der Präsident des Kongresses, bringt mit seinem selbstbewussten Auftreten den russischen Fürsten immer wieder gegen sich auf.



Zar Alexander vergrößert sich mit etlichen Mätressen, darunter auch mit Geliebten Metternichs



ber für die Politik interessieren sich die sensiblen jüngeren Fürstinnen an der Rang nicht so sehr wie für den Rumor, den der Kongress mit sich bringt. Sobald einer der Monarchen des Palas verlässt, erfreuen sie sich etwa an den vielen Wochen mit Föhnwetter, die zu Ehren des jeweiligen Herrschers vor dem alten Gemäuer aufgeführt werden.

Der Palast, am stadtseitigen Ende der Stadt dicht an den Weinbergen gelegen, besteht aus gut einem Dutzend Bauten mit insgesamt mehr als 2000 Räumen und Kellern, die bis zu sieben Etagen tief in die Erde reichen. Nicht nur einheimische Weine lagern hier in zahlreichen Eichenholzfässern und etwa 60.000 Flaschen, sondern auch Madeira, Sherry, Burgunder, Rheinwein, Portwein und natürlich Champagner. Den Weinkeller leeren die Habsburger beim Herannahen der Franzosen nur dann, sodass Napoleon nur wenige Flaschen nach Paris mitnehmen konnte.

Um 1275 hat der damalige Herrscher von Wien, der König von Böhmen, die Burg errichtet, die sich die Habsburger im 14. Jahrhundert zu ihrer Residenz wählten und im Verlauf der folgenden Epochen erweiterten und immer prächtiger ausstatten.

Karibae Spiegel, kristalline Leuchten und aus dem tiefblauen Lapislazuli-Stein gearbeitete Tische schmücken die besonders grandiosen Säle, in denen der Monarch zu Hoffesten liest und stiefliche Tafeln abhält.

Auch die kaiserliche Schatzkammer, die sich über eine Galerie und vier Zimmer erstreckt, ist in einem der Gebäude eingerichtet. Die Unterthanen von Franz I. können die zahlreichen Preziosen besichtigen, wenn sie sich einige Tage vorher beim Schatzmeister anmelden. Neben dem Tafelgeschick, den Stansen, Vases, ganz aus Edelsteinen gefertigten Gefäßen und dem Familien-



Napoleon, ehemaliger Außenminister Talleyrand vertritt das kaiserliche Frankreich

schmuck des Hauses, den goldenen Ketten, Ringen und Diademen dürfen die Bürger den wahnsinnig großen gelben Diamanten bewundern, das wertvollste Stück der Krone, das einst einem legendarischen Hergoz gehört hatte.

Zudem sind in der Hofburg mehrere Abteilungen der Reichsverwaltung untergebracht. Und schließlich hat der kaiserliche Familie mit ihrem Gefolge und ihrem Bediensteten ihre Wohnräume in der Palastanlage besorgen, mehr als 1500 Personen leben ständig hier.

Für die Dauer der Verhandlungen ist ein Großteil der Bewohner nach Schötenbrunn umgesiedelt, in das Jagdschlösschen südwestlich von Wien. Denn im kaiserlichen Domizil im Zentrum sind nun die wichtigsten Kongressmitarbeiter einquartiert, die von dort aus durch österreichische Gänge ungehindert zur nahe gelegenen Staatskanzlei gelangen, wo die Verhandlungen stattfinden.

Gemeinsam in einem Planum konfizieren die insgesamt 64 Delegationen allerdings ihre Entscheidungen dürfen zunächst nur jene Staaten, die nach dem Triumph über Napoleon im Mai 1814 in Paris die Friedensverträge unterzeichnet haben: Neben den Großmächten England, Russland, Preußen und Österreich sind das Schweden, Spanien, Portugal – sowie das besiegte Frankreich.

Die Vertreter der Großmächte treffen sich in der Regel zu Einzelgesprächen oder in informellen Runden, um zu beraten. Einige besonders komplexe Themen – etwa die Frage der Neuordnung Deutschlands – erörtern speziell dafür eingerichtete Kommissionen. Da es um Macht und Territorien geht, haben die einzelnen Abgesandten oft sehr unterschiedliche Interessen. Verhandlungskrisen sind der Alltag bei diesem Kongress, der in den Augen eines österreichischen Teilnehmers „eine unbändige Masse“ ist, aus „unverträglichen Elementen zusammengesetzt“.

Ums so wichtiger ist es für die Gastgeber, die Verhandlungspartner mit einem Rahmenprogramm voller Vergnügungen und Genüsse von den politischen Zwietrigkeiten ablenken. Allein in der Hofburg, in der die zum Kongress angereisten Monarchen mit ihren Familienmitgliedern speisen und logieren, nehmen jeden Tag gegen 14 Uhr etwa 500 Menschen an Dutzenden von Tischen Platz, unter ihnen der Zar von Russland sowie die Könige von Dänemark, Preußen, Bayern und Württemberg.

Die großen Plätze und Durchgänge zwischen den einzelnen Traktaten der riesigen Burganlage sind für jedermann frei zugänglich – und stets voller Menschen. Minutis können die neugierigen Wiener das Kommen und Gehen der

Schneide, Boten und Liefanten verfolgen, die den Plätzen zu Diensten sind. Der eine oder andere amüsiert sich vielleicht mit einem Kach aus den Heideküken, möglicherweise erhält ein Laufbunde, was er in den Vorantastungen gesehen hat. Mit etwas Glück erfahren die Leute, welchen Mittagsgastrum die Sessentia serviert bekommen: Gans oder Ente, Hase, Karpfen, Fische, eine Kalbskotelette oder einen Rehbraten.

Die Kongressteilnehmer genießen den Luxus, den Wien, die jahrhundertlange Residenz der Habsburger und Heimatstadt aller aristokratischer Fürstentümer, zu bieten hat.

Die Wiener Seidenhandwerker liefern kostbare Stoffe, die Goldschmiede fertigen Schmuck, den die ausländischen Reisenden an den Damen der Kaiserstadt bewundern. So sprachlos machen die Juwelen der Wienerinnen die Gäste auf einem Fest, dass ein Berichterstatter von den anwesenden Preußen zu hören bekommt, mit den Geschäften könnte man den Feldzüge finanzieren.

Die glanzvolle Auswahl an Geschäften für das elegante Leben hat sich am Graben angesiedelt, einer breiten Ladezeile, die nördlich der Hofburg im Zentrum verläuft. Läden für Kleidung, Perücken, Duftwasser und Schmuck präsentieren hier ihre Auslagen.

Es ist Wiens beliebteste Promeniermeile. Am Graben begegnen sich alle, die innerhalb der Stadtmauern ausgehen, tauschen über Bekannte oder tauschen die neuesten Anekdoten des Hofes aus. Auch die zahlreichen ausländischen Beobachter des Kongresses verdrängen sich hier, wenn sie sich nicht in den Praterwäldern unterhalten.

Nach ihren Spaziergängen und Ausfahrten kehren die Gäste des Kaisers zunächst in die Hofburg zurück, um sich für das Abendessen umzukeiden. Diejenigen unter ihnen, die sich der Einladung entziehen wollen, gehen mit den übrigen Diplomaten und Hänglingen in den Lokalen der Stadt zu Tisch.

Beliebt ist der südlich von Zentrum gelegene Gasthof „Zur Kaiserin von Österreich“, in dem die Gesandten in laut gemischten Gruppen an langen Tischen sitzen. Manch einer lässt sich einen Beuten mit Sekt kommen, andere trinken Wein und plaudern über ihre Arbeit – mitunter etwas inoffiziell.

Denn in Wien hat die Obrigkeit ihre Ohren überall.

Einer der kaiserlichen Minister ist ausschließlich damit beschäftigt, die Geheimsprache zu koordinieren. Mit einem dichten Netz von Kundschaftern überwacht dieser Behörde die ganze Stadt. In Gaststätten und Wohnungen, auf Festen und bei Spaziergängen im Prater belauschen die



64 Delegationen reisen an, darunter der Erzbischof von Nazanz. Zu sagen haben kleine Herrscher wie in oben rechts.

Spanne Untertanen und ausländische Politiker sowie die Scharen privater Reisender, die der Kongress nach Wien gelockt hat. Ausführlich dokumentieren die Spinnel jedes mitgeführte Wort, sorgfältigen grundsätzlich jeden Besucher, an staatsfeindlichen Untrieben beteiligt zu sein.

Für die Friedensverhandlungen hat der Chef des Nachrichtendienstes zahlreiche zusätzliche Agenten ausweichen lassen; was immer die Souveräne tun und sagen, er will es flüsternd wissen. Als Diener, Kutscher und Kammerfrauen verdingen sich seine Leute, durchwühlen Papierkörbe, lehren Auswärtige aus Kaminen. Auch die geheimen Kabinette der Potentaten in der Staukammer arbeiten rund um die Uhr. Selbst die Briefe der Kaiserin von Österreich oder des Zaren werden hier geöffnet und bei Bedarf kopiert.

Einen Einfluss auf den Kongress haben die Spinnel aber nicht. Metternich eröffnet wenigen über die Absichten der anderen Konferenzteilnehmer ab über deren private Pläne und Leiden. Aufstehen dürfte mancher Ausgangspunkt genau wissen, dass ihn Lauerer umgeben. Schließlich sind die Delegationen auch mit ihren eigenen Nachrichtendienstern ausgerüstet, die Gegenespionage betreiben und so ihre Abscheidungen nach außen hin schützen.

Und die Etikettierregeln setzen sich ebenfalls von den Demonstranten voran. Einigen Touristen fällt jedenfalls auf, dass an bestimmten Orten in Wien nicht über Politik gesprochen wird in den mehr als 70 Kaffeehäusern, die zu den am meisten besuchten Etablissements der Metropole zählen. Neben Kaffee – der nach der Aufhebung der von Napoleon verhängten Handelsblockade wieder reichlich vorhanden ist – servieren die Wiener heiße Schokolade, Paruch, Mandelmilch, Tee und Liköre, im Sommer auch Gefrorenes.

Aber im Kaffeehaus gehen die Wiener nicht nur, um dort etwas zu sich zu nehmen. Billard oder Karten spielen die Männer dort, einige lesen die neuesten Zeitungen, und praktisch alle rauchen Tabakspitzen. Manches Haus hat besondere Rauchzimmer, oft sind ganze Lokale von dickem Qualm erfüllt.

Und plötzlich zum Kongress öffnen einige edel eingerichtete neue Kaffeehäuser, die mit Spiegelwänden verkleidet sind mit kostbaren Tapeten ausgestattet sind.

Häufig gibt es hier auch das wichtigste Unterhaltungsprogramm Wiens: Musik.

Bereits im 18. Jahrhundert haben zwei der bedeutendsten Komponisten in der Donaumetropole gewirkt: Wolfgang Amadeus Mozart und Joseph

Napoleon sprengt mit seiner Flucht aus Elba den Kongress



Preußens König Friedrich Wilhelm III. erbt unter anderem Teile Sachsens und des Rheinlands zugesprochen

Haydn, der während der zweiten französischen Besetzung 1809 gestorben ist. Nun begeistern erneut zwei Genies das Publikum: Ludwig van Beethoven (der aus Bonn kam) und Franz Schubert (geboren in einer Wiener Vorstadt). Trotz seiner schiefen Art hat Beethoven Förderer im Adel. Und Schubert ist dem Hofkapellmeister Antonio Salieri aufgefalle, der dafür sorgt hat, dass der junge Komponist eines seiner ersten Stücke in der Kirche St. Augustin, gleich neben der Hofburg, präsentieren konnte.

Ob es die unbewundernden Spielleute im Prater sind, die Leierkastenmeister in der Stadt oder die Kapellen in den Gaststätten – an jeder Ecke hört der Besucher Wiens Musik. Aber nicht nur vor öffentlichen Publikum treten Pianisten und Geiger auf, sondern auch in den Salons der Aristokraten und gut situierten Bürger. Selbst ihre Dienstboten wählten viele Familienoberhäupter danach aus, ob sie ein Instrument spielen oder singen können.

Eine Solomusik beginnt in der Regel um 19 Uhr, so wie ein privater Ball. Erstmals in der Woche laden die wohlhabenden Wiener zu solchen Vergnügungen ein, mit denen sie vielleicht drei Stunden verbringen.

Jetzt, während des Kongresses, scheint ganz Wien ein einziges Fest zu sein. Bis spät in die Nacht amüsiert sich der europäische Adel auf Ballen, und er tanzt nicht mehr nur die bursame Polonaise, bei der die Paare durch den Saal schreiten, oder das gleichfalls ruhige Menuett, bei dem sich die Damen und Herren in gebührendem Abstand voneinander gleiten über das Parkett bewegen. Die hohe Gesellschaft entdeckt vielmehr nun den Wiener Walzer, den das Volk in der Leopoldstadt schon länger tanzt. Anfangs gilt er noch als unedel, da sich die Partner sehr nahe kommen. Doch bald begeistert er die Besucher aus ganz Europa.

Die aufsehenerregendste Fortschrittlichkeit aber bringt der Hof für Ende November aus: Das Große Karussell in der Hofstallbahn. Franz I. empfängt die internationale Hocharistokratie zu einem Hütterspiel in dem prachtvollen Gebäude seiner Burg, das im Winter als Reitschule dient. Weltfahige Säle führen zu einer Halle mit einer Pferdebahn in der Mitte, und ringsum ist auf 46 Stufen eine Zuschauergalerie aus Stein erbaut.

Wochen verfrachten die Bediensteten des Kaisers mit den Vorbereitungen, 3500 Gäste sind geladen. Und so schädlich erwarten den Tag der Verführung auch die anderen, die nicht in den Erwählten gehören, dass Fälscher erhöhte kopierte Eintrittskarten zu hohen Preisen verkaufen.

Am jenseitigen Abend dann erlösen uns acht Uhr die Fanfaren, das Spektakel beginnt. Im Mittelpunkt der Spiele stehen jeweils 24 Damen und Herren der Wiener Aristokratie. Die Frauen schauen in der vordersten Straßzeile der Galerie Platz. Mit Diamanten sind ihre Kleider aus Samt und Spitze besetzt, nach der Mode des 16. und 17. Jahrhunderts geschneidert. Und je sechs der Gestirne haben die gleiche Farbe: Es ist das Smaragdgrün, Karminrot, Blau und Schwarz, in dem auch die Kostüme der 24 Männer gehalten sind. Die treten in ihren samtenen Überwürfen und eng anliegenden Beinbekleidern als Rittre auf, die sich hoch zu Ross für die Damen schlagen.

An beiden Enden des Kampfplatzes sind Tribünen mit goldverkleideten Sesseln aufgestellt. Von dort aus verfolgen die Zuschauer die Spiele, die eine Kapelle mit kriegerischer Musik begleitet. Die Recken imitierten Gefechte, galoppieren mit gestrecktem Lanzen in zwei Gruppen aufeinander zu und versuchen, sich aus dem Sattel zu werfen. Nach ihrem letzten Manöver reiten sie noch einmal im Schritttempo um die Bahn, um ihre Damen und die Zuschauer zu grüßen.

Anschließend beginnt sich die ganze Gesellschaft zu Tische. Es folgt ein Ball, der bis zum Morgen andauert.

Oh vom Hof organisiert oder in privaten Häusern: Kostümfeste, Empfänge, große Tische wechseln sich in schier unendlicher Reihe ab. Wer kein Tanzvergnügen besucht, kann am Abend aus dem Spielplan von fünf Theatern wählen.

Wie in einem skurril-fantastischen Märchen klingt der Tag für jene aus, die sich mit der Karte nach Mariahilf zum Apollonbad fahren lassen, einem Turmpark, der sich über insgesamt 31 Hektar erstreckt. Mehrere Ball- und Speisensäle befinden sich in dem Gelände, in dem die Gäste aus 13 Kläusen mit Speisen versorgt werden.

In den Räumlichkeiten sind teils Binnengespinnst, teils wachsen hier duftende Gärten. In der Mitte eines Speisensaals erhebt sich ein riesiger Felsen, aus dem Quellen sprudeln, die sich in ein Becken mit Fischen ergießen. Lebende Schweine schwimmen in Teichen umher.

Dienstag nutzt der hohe Adel hier im Apollonbad, der Donnerstag und der Samstag gehören dem übrigen Publikum. Aber an die Trennung halten sich die Menschen der Metropole nicht immer strikt.

So findet am 12. Dezember 1814 ein Ball im Apollonbad statt, wie es ihn nur im Wien jener Zeit der Friedensverhandlungen geben kann: Verwirrt aller Stände füllen zu Tausenden die Räume

aus, und im großen Ballsaal mischen sich Könige unter Generäle, Staatsbeamte und Handwerker. Wollt alle Gäste freuen sich an diesem Wintertag an den Frühlingserwartungen der Bilanzrechner.

Es ist einer der letzten Tüme des Kongresses.

Denn Ende Februar 1815 ist das Fest vorbei. Napoleon gelingt mit gut 1000 Mann die Flucht von der Insel Elba nach Cannes – sein britischer Aufpasser ist Tage zuvor zu seiner Geliebten auf italienische Festland gezogen.

In Frankreich hat Ludwig XVIII. binnen Kurzem Zeit seine Untertanen völlig gegen sich aufgebracht: Arbeitslosigkeit, Steuern und Kornpreise steigen, eine Viertelkrönchen Soldaten stehen ohne Lohn und Brot da. Und so schließen sich Napoleon bei seinem Marsch durch Frankreich immer mehr Soldaten an, mit denen er wie im Triumph am 20. März in Paris einmarschiert.

Der König hat nichts entgegenzusetzen, flieht aus seiner Hauptstadt. Und Napoleon gelingt es, einen Großteil der Franzosen für sich zu gewinnen: Er kündigt an, dass er eine liberale konstitutionelle Monarchie anstrebt, und gibt den Auftrag, eine Verfassung dafür auszuarbeiten.

Doch zuvor hat er wohl andere Pläne. Auf Elba hatte er sich von Touristen über den Verlauf des Wiener Kongresses berichten lassen. Wenigstens spekuliert er darauf, die Konflikte der Kaiserin auszunutzen und erneut einen Staat nach dem anderen überrennen zu können. Doch man haben die Großmächte wieder ein Ziel, das sie eine Bonaparte zu vernichten.

Am 25. März bestätigen die Mächte Großbritannien, Russland, Österreich und Preußen, die sich bereits im Jahr zuvor gegen Paris verbündet hatten, ihre Allianz ein weiteres Mal.

Und man arbeitet der Kongress feierhaft. Am 9. Juni findet die abschließende offizielle Sitzung der Verhandlungspartner statt.

Über das Schicksal erlicher Territorien fällt jetzt die Entscheidung: Polen bleibt ein Spielball der Großmächte; die Hoffnungen des Landes, wieder ein souveräner und vereinter Staat zu werden, erfüllen sich nicht. Es verschwindet von der Landkarte, wird unter Russland, Preußen und Österreich aufgeteilt. Preußen tritt einige seiner Landesteile an Hannover ab und erhält im Gegenzug unter anderem fast das gesamte Rheinland und den nördlichen Teil Sachsens, von dem nur ein Königreichsstück übrig bleibt.

In Italien darf sich die Habsburgermonarchie frühere Besitzungen, die an Napoleon verloren gegangen waren, wieder einverleiben, darunter die Regionen Istrien, Venedig und Mailand. Auch kommen die Großmächte überein, den Sklavenhandel zu setzen und die freie Schifffahrt auf den



London entsendet den Herzog von Wellington, den späteren Sieger von Waterloo



Graf Andrean Razumowsky ist bereits seit 1795 russischer Gesandter am Wiener Hof



Im Palais
Lichenstein und
anderewo probieren
sich die Delegier-
ten in einem neuen,
unbeherrschbar kör-
perlichen Tanz: dem
Wiener Walzer

Flüssen zu fördern. Die Neutralität der Schweiz wird für alle Zeiten garantiert.

Als Lösung für die Frage der Neuordnung Deutschlands schließen sich 34 Staaten und vier freie Städte im „Deutschen Bund“ zusammen. Dieser Bündnis soll nur der Verteidigung dienen und hat keinerlei gemeinsame Regierung, Gesetz- oder Verwaltung. Die Bundesversammlung in Frankfurt unter dem Vorsitz Österreichs darf zwar die Verfassung der Gemeinschaft ändern, muss dafür aber die Zustimmung aller beteiligten Staaten einholen.

Mit der Unterzeichnung der Schlussakte am 9. Juni ist der Kongress offiziell beendet.

Die ersten Herrscher haben schon im März die Stadt verlassen. Sie sind zu ihren Kommandos gerufen, um den ersten Krieg gegen Napoleon vorzubereiten und den ehemaligen Kaiser der Franzosen ein für alle Mal zu besiegen.

Inzwischen passiert ein Regiment nach dem anderen Wien in Richtung Rhein.

Am 18. Juni treffen die Heere von Großbritannien und Preußen nahe dem Ort Waterloo im heutigen Belgien auf die französische Streitmacht zur Entscheidungsschlacht. Nach fast neunwöchigen Gefechten ist Napoleon geschlagen; am 22. Juni dankt er ab und wird in die Verbannung auf die britische Insel St. Helena gebracht. Dienst für den Rest seines Lebens.

In Wien kehrt wieder Ruhe ein. Sein bedeutendstes Ziel hat der Kongress erreicht: dauerhaft

ten Frieden zu sichern durch einen Ausgleich der europäischen Großmächte. Ein Jahrhundert lang wird auf dem Kontinent kein europäischer Krieg mehr ausbrechen.

Die Kosten der Verhandlungen lassen sich nur schätzen. Den Wiener Staatshaushalt haben die zwischen 50.000 und 60.000 Gulden am Tag gekostet, insgesamt sind zwischen September 1814 und Juni 1815 umgerechnet bis zu 185 Millionen Euro aus den Staatskassen geflossen.

Nach dem Ende des Kongresses erlebte Wien daher eine tiefe Wirtschaftskrise, die besonders die einfachen Einwohner trifft. Und so bleibt von den bunten, ausschweifenden Mänschen der Feste, Räte und Paraden, in denen ihnen die Weisheit der Reichen und Mächtigen gelehrt wurde, nichts als je ruhen, für die meisten Wiener nur ein langer, beklemmender Kummer.

Die Zeit, in der in Österreichs Kapitale die Stände gemeinsam tanzten, ist wieder vorbei. ■

Dr. Martin Liebermann, Jg. 1973, studiert für ÖRTUNGSPOLICE, wohnt eine vornehmlich städtische lebendige Metropole der verfallenen, verfallenen Konsumtempel des Jahres 1941.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Anna Ehrlich, „Kleine Geschichte Wiens“, Verlag Friedrich Pustet, stellt die Stadtgeschichte in den Zusammenhang der europäischen Geschichte. Peter Coorssen u. a. (Hg.), „Wien. Geschichte einer Stadt“, Bielefeld: umfassende und ausführliche Darstellung der Metropole und ihrer Entwicklung.

DICHTER, TRÄUMER, AUSSENSEITER

Er macht es seinem Publikum nicht leicht: Heinrich von Kleist beschreibt in Dramen und Erzählungen eine Welt, die aus den Fugen geraten ist, zeigt Menschen, die zu schrecklichen Taten verleitet werden. Doch fast kein Zeitgenosse erkennt seine literarische Leistung

von HANNO SCHNEIDER

Die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war“, schreibt Heinrich von Kleist am 23. November 1801 an seine Halbschwester. Nur Stunden später schließt sich der Dichter am Kleinen Wannensee bei Berlin in den Mund – kurz nachdem er seine korbkranke Freundin Henriette Vogel auf deren Wunsch durch eine Kugel ins Herz getötet hat.

So beendet Kleist ein existenzielles Scheitervorleben, das eigentlich der gegangenen Laufbahn eines preussischen Adligen hätte folgen sollen. Denn er wird 1777 als Abkömmling einer alten preussischen Familie geboren, die zahlreiche Offiziere der preussischen Armee stellt. Und auch Heinrich schließt sich mit 14 Jahren der Truppe an, nimmt am Rheinfeldzug gegen Frankreich teil, wird 1797 zum Leutnant befördert.

Aber der Hottentotschwanz ist mit den Ideen der Aufklärung infiziert, steht zunehmend dem Widerspruch zwischen seinen humanistischen Idealen und der grausamen Disziplin im preussischen Militär. Und so scheitert er 1799 aus dem Dienst aus. Inzwischen Witwe, versucht er, die Gedanken seines Vormachers und seiner Familie zu verstehen, indem er ihnen einen genauen „Lebensplan“ vorstellt: Erst will er Mathematik, Logik und Latein studieren, dann Theologie, Philosophie und Physik, um Wissenschaftler zu werden.

Doch Kleist ist depressiv, passt „nicht unter die Menschen“, wie er schreibt. Ständig schwankt er zwischen Kollaps und Aufbruch, kann nie lange an einem Ort bleiben, sich nicht für eine Sache entscheiden. Sein Studium bricht er nach drei Semestern ab, will in Friedrichs Philosophie lehren. 1801 beschließt er, Schriftsteller zu werden, und zwar nicht irgendeiner, sondern der „größte Dichter seiner Nation“. (Zugleich will er als Bauer in der Schweiz leben.)

Seine Werke sind jedoch darauf schonungslos, dass sie das Publikum provozieren. Denn wie sein eigenes Leben ein Tausend ist, so beschreibt Kleist auch die Welt: als aus den Fugen geraten. In seinen Stücken führen kleine Irrtümer zu Morden, sind die wahren Identitäten der Figuren oft rätselhaft und bestimmen Zufälle das Schicksal der Charaktere.

Vorwiegend direkt schillert Kleist immer wieder excessive Gewalt, etwa im Drama „Pentheskla“, in dem die Heldin ihrem Geliebten tötet und seinen Körper gemeinsam mit ihrem Hundemordende frisst. Die Novelle „Marquise von O...“, in der Kleist eine Vergewaltigung und ihre sozialen Folgen darstellt, findet Leserninnen „abscheulich“. Kein „Frauenzimmer“ könnte so „ohne Erbrechen lesen“.

Nur drei von acht Dramen Kleists werden zu Lebzeiten aufgeführt. Ständig muss der junge Dichter nach neuen Einkommensquellen suchen, lässt sich

in Berlin und Königsberg zum Franzosenlehrer ausbilden, gründet in Dresden eine Literaturzeitschrift und gibt ab Oktober 1810 Berlins erste tägliche Zeitung heraus – ein Projekt, das nach einigen manuskriptlichen Artikeln von der Zensur in den Ruin getrieben wird.

Er ist aber nicht der drohende Bankrott, der Kleist verunsichert hat. Er scheitert vor allem an seinem Anspruch an sich selbst. Die Männer seiner Familie waren es gewesen, auf dem Schlachtfeld Ruhm zu erlangen. Auch Kleist drängt es nach Anerkennung. Doch will er sie als Dichter erlangen – sein manuskriptlicher Erfolg trifft ihn da umso härter.

Der Gedanke an einen finalen Scheitern kommt auf, nicht zum ersten Mal in seinem Leben. Aber nun hat er auf dem Weg in den Tod eine Gefährtin. Über einen Freund hat er Henriette Vogel kennengelernt, in seiner immer wieder bei der klugen und lebhaften Frau zu Gast gewesen. Vielleicht um einem qualvollen Tod zu entgehen, trinkt auch die Korbkranke von einer schnellen Erlösung. Durch Henriette sei sein „Sein zum Tode ganz reif geworden“, schreibt Kleist in einem seiner letzten Briefe.

Als ihr Entschluss feststeht und sie am See eintrifft, sind die beiden gelöst. Wie Kinder gehen sie tollend spazieren, berichtet später ein Augenzeuge. Dann feuert Kleist die Schüsse ab. Ein Ende wie aus einem seiner Stücke. ■



Heute gelten seine Komödie »Der verbrochenen Krug« und Novellen wie »Michael Kohlhaas« als Meisterwerke der deutschsprachigen Literatur. Zu Lebzeiten jedoch findet Heinrich von Kleist (1777-1811) nur wenige Leser, werden seine Theaterstücke kaum aufgeführt

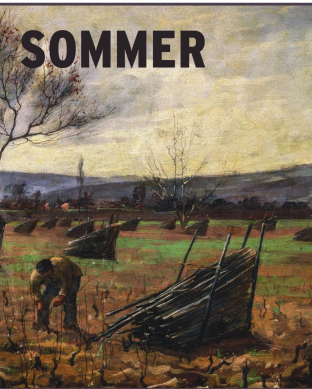
EIN JAHR OHNE

Das Korn verschimmelt auf den Feldern, das Obst an den Bäumen will nicht reifen: Ein für die Bauern unerklärlicher Welter-schwingung verdorbt im Jahr 1836 die Ernte. Bald breiten sich Hunger und Verzweiflung aus. Besonders schlimm trifft es eine Region im preußisch beherrschten Rheinland: die Eifel

Text HAROLD HORNBAUGH und GISELA GOTTSCHE

Die Getreidehauser oder wie hier Winzer, Kneue wie Landbesitzer heißt, von den Folgen des extremen Wetters verheert. Viele sehen in der Katastrophe eine Strafe Gottes – und manche erwarten gar das Ende der Welt

SOMMER



D



Bauern bei der Kartoffelernte. Schon in normalen Jahren können viele Landwirte vom Ertrag ihrer Felder kaum leben.

Das Elend ist nach Adenau gekommen. Ein Elend, wie es noch keiner der 1200 Einwohner erlebt hat, nicht einmal hier, in einem der ärmsten Orte der Eifel. Es haust auch in den unglückseligen Dörfern, in Mosbruch und Kottenborn, in Dürenpöfeld und Gölgenbach. Es treibt die Hungernden aus ihren Häuten auf die Straße, ins nahe Koblenz, nach Mayen, auf der Suche nach Arbeit und Brot.

Verzweifelt stehen die Bauern auf ihrem kargen, oh viel zu kleinen Acker. Nur wenige Zentimeter Erde bedecken vielerorts den steinernen Boden der Eifel, selbst in guten Jahren reissen sie oft gerade genug, um die eigene Familie zu ernähren. 1816 aber ist kein gutes Jahr.

Es ist das schlechteste seit Menschenedenken. Seit dem Frühling hat es fast nur geregnet, die Körner sind in den Ähren verschimmelt, die Kartoffeln im Boden. Das Heu ist auf den über-schatteten Wiesen verdorben, die Trauben sind an den Reben ertrunken.

Jetzt ruht der Winter, und kaum einer der etwa 19.000 Menschen des Landkreises Adenau hat genügend Vorräte, um ihn zu überleben. Sie können nur hoffen, auf die Gnade ihres Herrschers. 1816, hat Preussens König Friedrich Wilhelm III. (der auch über das

Rheinland gebietet) versprochen, sei bereits auf dem Weg. Demen im Rastland haben die Felder genug hervorgebracht, dort hat er Roggen aufkaufen lassen. Noch aber ist nichts angekommen bei seinen ärmsten Untertanen.

Wie nahezu überall in Deutschland haben die Bauern von Adenau nur wenig geerntet, haben aus fast leeren Ähren kaum Getreide gedroschen. Ob in Bayern, Württemberg, in Schwaben, im Westerwald! Überall hungern Menschen, überall fragen sie sich, wie sie bis zum nächsten Sommer überleben sollen, über-

all stehen Bettler umher, vertreiben sich die Nahrungsmittel, bis sie für viele unbenutzbar sind, brechen Unruhen aus.

Männer stören ihre Säuglinge, weil sie sie nicht ernähren können, Eltern schicken ihre Kinder auf die Suche nach Essen. Auf dem Land hat fast niemand mehr Geld, um neue Dinge anzuschaffen – und so bangen nun auch die Menschen in jenen Gegenden, die vor allem vom Handwerk leben. Frauen gehen nicht länger in die Kirche, weil sie sich für ihre abgerissenen Kleider schämen.

Und gleichzeitig glauben viele, dass es für all dies nur eine Erklärung geben kann: Gott muss den Menschen stören. Er ertrage ihre Sünden nicht länger, vielleicht noch sogar das Ende der Welt bevor. Daher habe er das Jahr 1816 werden lassen. Das Jahr ohne Sommer.

So mancher
versucht,
an der Not
Geld zu
VERDIENEN

Tatsächlich gibt es eine sehr weltliche Erklärung für den Regen, den Schnee, den frühen Frost. Doch die Elbflussschiffer wissen nicht, was sich anderthalb Jahre zuvor viele Tausend Kilometer entfernt ereignet hat. Dass im April 1815 der Vulkan Tambora auf der indonesischen Insel Sumbawa Lava und Felsbrocken herausgeschleudert hat, mehrere Tage lang.

Der Tambora ist seit dem Ausbruch etwa 1800 Meter niedriger als vorher, die Eruption hat das Gipfel abgesprengt. Tausende Menschen waren sofort tot, unter der Asche erstickt, vom Geströll erschlagen, von einem Tsunami ins Meer hinausgeworfen. Zehntausende wehrten auf Bali und Lombok, wendeten an den Folgen starben, wurden verhungern oder an Krankheiten zugrunde gehen.

Es ist der größte Vulkanausbruch seit Beginn der Geschichtsschreibung. Und seine Folgen sind nicht nur Indonesien entfallen, sondern die ganze Welt.

Denn in einer Ascheschicht sind Partikel – darunter Millionen Tonnen Schwefeloxid – hoch in die Atmosphäre geschleudert worden. Dort bildet sich Schwefelsäure, die von den Höhenwinden in den folgenden Monaten als feiner Dunst über die Erde verteilt wird. Dieser Dunst lenkt zwar nur einen klei-

nen Teil der Sonnenstrahlung ab – hält sich aber so lange, dass er über den Lauf des folgenden Jahres langwirkt, aber merklich die Welttemperatur absenkt.

US-Zeitrungen berichten ab Mai 1816 von einem „dichten Schleier“ über Washington, einem „dünnen Staub“ über Virginia, einer „Sonne, die nicht die übliche Kraft“ hat, in Boston. In England glüht im Herbst 1815 abends der Himmel, in den Abruzzen fällt gelblicher Schnee, dann liegt ein Winterniederschlag über Ungarn.

Die schlimmsten Spätfolgen aber zeigen sich ein Jahr nach dem Ausbruch des Tambora – inzwischen haben sich nicht nur die Luft, sondern auch Boden und Ozeane abgekühlt: Weihnachten scheint etwa in Deutschland ab Mai 1816 die Sonne kaum, regnet es im Juni und Juli, verheerenden Stürme das Land. In der Schweiz treten im August die Flüsse

über ihre Ufer, treiben Baumstämme und tote Kälber stromabwärts. In Tirol fällt Schnee, in Schwaben geht Mitte August ein Hagelchauer nieder. Auf der Nordhalbkugel ist es im Durchschnitt drei Grad kälter als üblich. Es kommt zu dramatischen Temperaturschwüngen mitten im Sommer: So fallen in New York erkrankte Vögel von den Ästen. Vielloorts zeigt sich die Sonne nur selten, und dann liegt sie hinter Dunst und Nebel.

Ob sich ein Europäer des Jahres 1816 über das schlechte Wetter lediglich ärgert oder ob er es als lebensbedrohend empfindet, hängt davon ab, welcher gesellschaftlichen Schicht er angehört. Die Eliten sind versorgt und können sich Lebensmittel auch dann noch leisten, wenn die Preise steigen. So klagt die 18-jährige Mary Godwin, Lebensgefährtin des eng-



Die Bewohner von tiefen Hochlagen wie der Elbfürst treffen die verheerende Missernte im Herbst 1816 besonders hart. Immer mehr Landwirte dort fragen sich, wie sie ihre Familien durch den kommenden Winter bringen sollen

Isichen Adligen Percy Bysshe Shelley, zwar über das kalte schlechte Wetter während ihres Aufenthalts am Großen See – andererseits werden die düstere Atmosphäre und die Gespinnstorgeschichten, die sie und ihre Begleiter sich am Kaminfeuer gegenseitig vorlesen, ein in ihrer Erzählung über Frankenstein Monstros inspirieren.

Und Johann Wolfgang von Goethe stirbt im Juli 1832 zwar tödlich an einem Darmtumor, mit gelegentlichen Gewittern als einziger Abschöpfung. Hungers aber muss der Dichter nicht.

Doch mehr als zwei von drei Erwerbstätigen in Deutschland leben zumindest teilweise von der Landwirtschaft, und die meisten verdienen gerade genug, um die eigene Familie durch das Jahr zu bringen. Das gilt vor allem für Gegendern, die selbst in guten Zeiten nur kurze Erträge erbringen, etwa die Hochlagen der Mittelgebirge – und ganz besonders die Elbe, die im 19. Jahrhundert bei manchen das „rheinhische Schiefer“ heißt.

Sandstein, Schiefer und Basalt formen ihre Hänge und Plateaus, über Jahrhunderte haben Menschen die Böden darauf abgeholzt. Inzwischen sind sie über weite Flächen mit Heide bewachsen und mit hartem Gras. Regen verweht schnell, die Pflanzen vertrocknen. Die Winter sind lang, auch die Sommer kühl, glühende Frost ist nicht selten – und das alles bereits in normalen Zeiten.

Das Katastrophenjahr 1816 trifft daher auch eine der verundbarsten Gegenden Deutschlands. Eine Region modern, die mitten im Umbruch steckt.

Denn auf dem Wiener Kongress, auf dem Europas Mächte im Sommer zuvor den Kontinent nach Napoleons Niederlage neu geordnet haben, ist der Großteil des Rheinlands Preußen zugesprochen worden, einschließlich vieler zuvor jahrzehntelang französisch beherrschter Gebiete wie etwa der Elbe.

Hohe Pässe im Rheinland besetzt Berlin mit Staatskronen aus dem alten Preußenland. Viele Menschen beggten ihnen mit Missetaten, Sünden um ihr freibürgerliches „Rheinisches Recht“, das dem französischen bürgerlichen Gewerbe nach entspricht. Die preussischen Beamten kommen in Städte, in denen die



Im Elend treiben die Hungernden zu Verwerfungenstücken. Sie verkaufen ihr letztes Huhn und Gut, viele sterben Lebensmüde. Durch die verspätete staatliche Hilfe liest auf sich warten

Bürgermeistern bis vor Karren noch *außer* stellen und sich die Menschen nur langsam daran gewöhnen, nicht mehr von *abspornen* zu sprechen.

In dieser angespannten Lage erhält die Regierung in Berlin die ersten besorgniserregenden Nachrichten von der Vorratssituation in den westlichen Provinzen. Eine Notlage wird erkennbar, die Rheinländer und Altpreußen bereits im ersten Jahr weiter antreiben können.

Mom für Monat informieren die Beamten aus allen Bezirken Preußens König Friedrich Wilhelm III. über Witterung, Epidemien, Lebensmittelpreise, Handel, Industrie und den ständigen Zustand der Untertanen. Bereits im Frühsommer 1816 beklagen die Koblenzer Berichtsbeamten das schlechte Wetter, die miserablen Aussichten für die Ernte.

Ende Juni melden alle Landkreise, dass die Lebensmittel teuer werden, die Vorräte des Jahres 1815 nur Mäße geben. In Altkirchen haben Regengüsse das Korn niedergedrückt, Wassermassen die Wiesen überschwemmt und das Gras verfault. Die Koblenzer Regierung fürchtet, dass den unglücklichen Dörfern das Brot ausgehen wird, wenn der unab-

lässige Regen nicht bald aufhört. In Adenau ist schon Ende Juli das Brot so teuer, dass sich einige Familien nicht einmal einen Laib in der Woche leisten können.

Das liegt nicht überall an den schlechten Ernten: So manchen schlägt Geld aus der Not, verknüpft das Angebot künstlich, um höhere Preise verlangen zu können. In Kreuznach etwa muss der Landrat die Bäcker dazu zwingen, Brot zu verkaufen, in Stromberg weigern sich ein Müller, Mehl auszuliefern.

Denn legt der Landrat „Gendarmen ins Haus“? Polizisten stehen so lange bei dem Mann ein, bis er sich beugt, ein auch bei Stornenländern gängiges Druckmittel.

Im Juli lässt die Regierung die königlichen Magazine der Armeen öffnen und das Getreide billig verkaufen. Im Kreis Adenau hacken sie daraus Brot für die Bedürftigen. Handelte nehmen mehrheitlich Wanderungen auf sich, um einige Lätze günstig zu erzielen.

Doch die Vorräte des Militärs sind begrenzt, auch die Soldaten müssen ja versorgt werden, und so denken nur die Landräte für die Maßnahmen, die Not dauerhaft lindern aber kann sie nicht.

Im September fällt das Laub von den Bäumen, an denen das unreife Obst hängt. Nachtfrost vernichtet Feldfrüchte.

Die Nisse lässt Mattheus auf dem Getreide wachsen, einem geligen Pils.

Die rheinischen Landkreise sorgen sich, dass Franzosen, Bayern oder Niederländer beginnen könnten, die letzten Vorräte aus dem Rheinfland aufzukaufen, um die Not der eigenen Bevölkerung zu lindern. Das würde den Mangel verschärfen, die Preise weiter in die Höhe treiben. Doch vergessen bitten die Beamten den König um ein Ausfuhrverbot für Getreide und Kartoffeln.

Auch das Drängen der Landräte, das Schatzkassen in anzuregen, ignorieren die preussischen Bürokraten. Aber die Beamten rechnen trotzdem mit einem Vorrat und beginnen, auf Vorrat zu arbeiten. Aus mehr als der Hälfte der könnlichen Kartoffelförderung, klagt ein Landrat, werde „der um Rheinflandern ganz erhebliche Rest“ gebraucht.

Im Oktober hagelt es auf die Felder von Adenau, zerstört die Eifelener Rappen und Getreide, bevor die Bauern sie vollständig ernten können. Sie müssen ihre Familien nun mit unzureichendem und halb-ernteten Kartoffeln über den Winter bringen. Für Fleisch sind die meisten selbst im besseren Zeiten zu arm.

„Unseliges Elend“ prophezeit der Koblenzer Oberbürgermeister und fordert die Regierung auf, Getreide aufzukaufen und einzuführen.

Im Preußenland westlich des Rheins kämpfen viele Menschen nun ums Überleben. Die Beamten in Berlin aber rechnen offenbar noch immer damit, dass die Krise von selbst endet wird.

Sie machen weiter wie zuvor: Sie fordern Händler auf, Angebote für die Versorgung der preussischen Truppen im Regierungsbezirk Koblenz abzugeben, als gäbe es in dem gebirgigen Landkreis überschüssiges Getreide. Und auch die Steuern lassen sie weiter einströmen, obwohl Landkreise und Bürgermeister die allgemeine Not beklagen, nicht wissen, was sie jemandem verkaufen sollen, der bloß noch ein paar Kartoffeln hat.

Seit Monaten ist die preussische Führung besten im Bild über die Zustände. Dennoch reagiert sie langsamer als die in anderen deutschen Ländern, etwa in Österreich oder Hessen. Erst als die

sehr sommerlosen Jahr auch der Kalender den nahenden Winter anzeigt, werden die Beamten aktiv.

Im November 1816 verhängt die Regierung endlich die seit Monaten geforderte Getreideausfuhrsperr nach Bayern, Hessen, Österreich und Frankreich. Zudem lässt der König in Rheinland und dem Baltikum für zwei Millionen Taler Getreide für die notleidenden Provinzen kaufen (ohne geringe Summe bei einem Staatshaushalt von etwa 50 Millionen und einer Verschuldung von rund 200 Millionen Talern).

Schon die Ankündigung der Lieferung veranlasst die Landräte zu verbesserten Dankschreibern. Doch wird es noch dauern, bis die Hilfe ankommt.

Statt Brot essen die Eifeler VIEHFUTTER

Sie muss mit Schiffen bis zum niederländischen Dordrecht und dann den Rhein hinauf transportiert werden.

Zunächst aber trifft einer der schwersten Beamten des Königs in Koblenz ein. Staatskanzler Wilhelm Anton von Klenow soll sich ein Bild der Lage machen und feststellen, was die Rheinländer brauchen. Anfang Dezember beschließt die Bezirksregierung in seiner Anwesenheit schließlich die Lebensmittel für nicht selbst angebaute Kartoffeln und ordnet erneut an, Getreide aus den Militärräumen zu verkaufen.

Während in der Eifel bereits Tausende hungern, beirrt Klenow anschließend auf königliches Geheiß die Rheinprovinzen. Am Ende der Reise veröffentlicht er Anfang Januar eine Be-

kenntmachung. Die Not, schreibt er, sei größer als bislang angenommen.

Klenow verspricht erneut Hilfe, das Ostergetreide sei auf dem Weg. Doch sei es nur für die Bedürfnisse bestimmt, für die auch bereits Korn und Getreide aus den Magazinen bereitstehe.

Vertrieben – das heißt zu einem günstigen Preis verkaufen – sollen die Hilfe Wohltätigkeitsvereine, die vielerorts gebildet wurden sind. In St. Gey, Boppard, Lutzerath oder Neuwied haben Landräte, Priester und einflussreiche Bürger Anwesenheiten eingerichtet, die etwa Brot oder „Rundbrotspitz“ an Hungernde ausgeben einen günstigen, natürlichen Eintopf aus Graupen und Erbsen, Kartoffeln, Reisig und Salz, benannt nach dem Sozialreformer Benjamin Thompson, Graf von Rumford.

Auch im Kreis Ahrweiler ermöglicht ein Wohltätigkeitsverein ab Dezember 1816 erst gar 100, einen Monat später dann 500 der Bedürftigen zumindest eine regelmäßige Mahlzeit.

Mehr spenden wohlhabende Mitglieder der Gemeinde für diese Hilfen. Im benachbarten Landkreis Adenau aber entsteht kein Verein. Hier leben keine wohlhabenden Kaufleute, Handwerker, Händler. Hier gibt es keine bürgerliche Schicht, die den Bauern helfen kann.

Zwar verdienen viele Familien in besseren Zeiten zusätzliches Geld, indem sie Wolle spinnen und zu feinem Adenauer Tuch weben. Doch die Wege zu den Märkten sind vom Regen aufgeweicht und kaum passierbar – und ohnehin kauft in diesem Jahr kaum jemand Kleidung. Vorgehen birmt der Landrat im Februar 1817 die Regierung, einen Aufruf für Unfutmach zu erteilen, um etwas Geld in den Kreis zu bringen.

Das Vieh ist eingegangen oder geschlachtet, die Menschen sind dort unterernährt, das manche kaum mehr auf den Feldern arbeiten können.

Sich Wochen haben sich Eifelbewohner kein Brot mehr. Sie sammeln stehenden Brennnesseln, Klee, Kohlensackrüben – allgemein Tierfutter. Sie kochen Scherben, fügen Wölfe.

Verarmte verkaufen ihre Habe, manche ihre Grundstücke. In Schwan werden Männer nach Koblenz, um an

Bau der dortigen Festung mitzuarbeiten, doch der Tagelohn reicht nicht aus, um sie oder ihre Familien zu ernähren.

Bereits sieben Adressaten durch den wohlhabenden Kasin Mayen, werden von Gendarmen aufgegriffen und zurückgeschickt oder zur Arbeit im Festungsbau angehalten. Immer wieder stellen Hungernde Brot oder Getreide.

Aus Angst vor den unberechenbaren Besatzen richtet der Landrat von Coblenz eine Bürgerwehr ein, die Gefängnisse der Städte sind überfüllt mit Mandatären, die Brot, Kaffeebohnen, Feldfrüchte gestohlen haben.

Inzwischen lässt das Hilfensprechen des Königs die Menschen ein wenig Hoffnung schöpfen (obwohl das Getreide von der Ostsee noch immer nicht eingetroffen ist). Wohl auch deshalb bleibt es in den Rheinprovinzen weitgehend ruhig. Nur vereinzelt kommt es zu Unruhen. So versuchen Bürger in Koblenz einen Kahn mit Kartoffeln zu stopfen, der den Rhein hinunterfahren soll. Andererseits in Europa treibt der Hunger mehr Menschen auf die Straßen.

In Bayern blockieren Aufständische eine Woche lang die Stadttore von Memmingen, aus Protest gegen einen von König Maximilian I. konzentrierten Kaufmann, der systematisch Korn zum Export aufkauft und so den Preis in der Stadt in die Höhe getrieben hat.

Sie verhindern die Anfuhr des Getreides, nehmen es in Besitz und zwingen die Bäcker daraus kostenlose Brot für die Armen zu backen. Der Kriegsminister muss zwei Kompanien entsenden, um die Stadt wieder unter Kontrolle zu bringen, und das Korn mit einer Militärskorte Richtung Böhmen transportieren lassen.

Dort allerdings lässt der Linienart Stadtkommandant das Getreide konfiszieren und es unter dem Jubel der Bevölkerung und der Polizei auf dem Marktplatz verkaufen.

In Schlesien, Regensburg, Weidenburg und Dinkelsbühl wehren sich Bürger gegen Steuerungen, selbst in der Hauptstadt München protestieren Menschen gegen den bayerischen Staatsminister Maximilian von Montgelas.

Der letzte Getreideimport aus schließlich ab, weil es glaubt, dass allein Spekulationen die Hungerkrise ausgelöst

haben – eine klare Fehlentscheidung und wohl einer der Gründe für seine Entlassung im Februar 1817. Vielerorts in Europa, in England, Schottland, Irland, der Schweiz und Italien, greifen Hungernde Bäckern an, plündern Getreidespeicher.

Andererseits treibt die Not nicht auf die Straße, sondern in die Kirche. Durch Spanien ziehen Prozessionen gegen die Dürre. Bayern muss die bisher weltlichen Wallfahrten und Bittgottesdienste wieder zulassen, die sich stets zu Prozessen und Unruhen auswachsen können.

Auch Sektoren haben nun vernachlässigt. Die protestantischen „Micheleiner“ in Würzburg denken das Hungerjahr als Vorzeichen der Apokalypse, die katholischen „Pöschlener“ in Österreich datieren das Weltende sogar auf den 30. März 1817. In der Nacht zum 30. des Monats töten sie mehrere Menschen, um Gott durch das Opfer zu versöhnen. Soldaten erschlagen die Gruppe und verhaften mehr als 100 ihrer Anhänger.

Die erfolgreichste Sektierin des deutschsprachigen Raums ist Juliane von Kröcken, genannt „das Sonnenweib“. Die als fromme Protestantin aufgewachsene Tochter eines holländischen Adligen und mitleidige Besitzerin des Zaren hat bereits zuvor von der Erntezeit gegedigt und erfüllt im Jahr ohne Sonnenlauf von Tausenden. Sie zieht durch Baden, das Elsass und die Schweiz, schürt die Wut der Hungernden gegen die Obrigkeit, lässt ihr Gefolge Suppen kochen und Denkmäler vertilgen. Im August 1817 schieben die Schweizer Behörden sie nach Pfaffen ab, später wird sie nach Rorschach ausgewiesen.

Im Rheinland waren die Notleidenden im Frühjahr 1817 noch immer auf Hilfe von der Ostsee. Viele Adressaten haben wohlwilling kein Brot bekommen – oder nur schwarzgrüne, kaum genießbare Klumpen aus unraffinierten Hafer. Manchmal noch erforierte Kartoffeln.

Verbiten schließt der Landrat von Altwieser im Mai, dass jeder sich selbst die Stimmung anzusehen könne eines „dem langwierigen Hungerkriege entgegen schauenden Volkes, welches sich durch seine vorgesetzten Behörden nicht ihrer Versprechungen getrauscht



glaubt. Täglich starb mir das jammernde Geschick in den Ohren! Die Not ist so schrecklich, und die versprochene Hilfe kommt – vielleicht zu spät!“

In Koblenz ruft der Publizist Joseph Göttes am 10. Mai zu einer Hilfsaktion auf. Gemeinsam mit Unterbreiten sammeln Göttes Wirtschaffen und verkauft Lese. Die glücklichen Gewinner erhalten etwa ein vierfaches mögliches Pensum, eine alte Flinte, eine Goldkette, den Buchstaben eines Mannes, ein silbernes gefülltes Marienbildchen. Von dem Erlös kauft der Verein unter anderem Getreide und schickte vieles davon in die Elbe. Außerdem verteilte die Gruppe und ein weiterer Koblenzer Hilfswort täglich Brot und Suppe.

Eine Woche später trifft endlich die erste Fuhre von der Ostsee ein. Vom Schiff „Der junge Heinrich“ werden am 8. Juni



Im Frühjahr 1817 kehrt endlich die Sonne zurück, regnet es weniger als im Vorjahr – und so bringt die sommerliche Ernte wieder ausreichende Erträge und den Hungersnöten Lebensmittelp.

1817 in Mülheim bei Duisburg knapp 4000 Scheffel Getreide entladen, das sind rund 180 Tonnen.

Von nun an kommen laufend Getreidelieferungen in die hungersenden Rheinprovinzen und bringen allmählich Erleichterung.

Nach Großbauern, Getreidehändlern, Müllern und Bäckern profitiert nun ein weiterer Berufsstand von der Not: Es sind die Schiffe, die mit ihrem Barken das Getreide stromaufwärts schaffen.

Die Menschen in Asten hängen haben kann noch Bange. Dennoch kauft der Kreis 6000 Scheffel an, ohne freilich zu wissen, wie er sie bezahlen soll.

Die Regierung aber weigert sich, die Kosten für das Getreide zu zahlen. Trotzdem berichten die Landräte des

Bekirks Koblenz von einer gehobenen Stimmung: Inzwischen ist jetzt Brot da.

Und bald wird es endlich wieder Sommer. Die mühsigen Schleier über Europa haben sich gelichtet, die Sonne scheint nun, in den Asten weilen Körner. Im Juli 1817 feiern die Menschen im Rheinland bereits Dankfestessen, treffen sich wieder auf Tanzbällen. Als die ersten Erntewagen voller Getreide in die Ortschaften einfahren, laufen Kinder ihnen freudig entgegen. Doch wird es noch lange dauern, bis die Bewohner der Rheinprovinzen so versorgt sind wie vor der Krise.

Das Jahr ohne Sommer hat Spuren hinterlassen. Mehr Menschen sind gestorben, weniger Kinder geboren worden.

Im Regierungsbereich Koblenz nimmt die Bevölkerungszahl 1817 um weniger als die Hälfte des Durchschnitts der folgenden zehn Jahre zu. Und im Jahr darauf bilden viele der Geschädigten in der Elft unter einer Fieberepidemie.

Die Berliner Beamten haben zu langsam reagiert, Warnungen zu lange ignoriert, Gegenmaßnahmen zu spät erlassen. Trotzdem zeigt die Hlle, wie wichtig dem preussischen König die seine Provinzen sind. Geld wird vielleicht effektiver gewesen als Getreide. Doch mit den Lieferungen hat es das Rheinland wirtschaftlich in Preußen eingebunden und gleichzeitig für die Handelsmonarchie geworben.

Sein Eingreifen signalisiert: Der ferne Landesvater in Berlin kümmert sich um die Nöte seiner hungersenden Untertanen nahe der baltischen Grenze. Und so erreichen dem König vor allem Berichte der Dankbarkeit für die Hlle, die späten Generationen als Missernennung einer Krise erhalten muss.

Die Elft wird nie wieder eine so schwere Hungersnot erleben wie nach dem Jahr ohne Sommer.

Preußen aber wird seine Folgen noch einmal zu spüren bekommen.

Um das Jahr 1808 werden die Kinder des Hungers volljährig. Und die Regierung in Koblenz hat Mohn, geschnittene getrocknete Heuruten für das preussische Heer zu finden. „Bei der fünfjährigen Aushebung konnte hin und wieder das Kammernhaus gestellt werden“, muss sie dem König melden, „und es wird dies dem nachteiligen Einfluss der Mangeljahre 1816 und 1817 zugeschrieben.“

Es sind im Elend einfach nicht genügend Kinder zur Weile gekommen.

Dr. Maria Hombrich, Jg. 1874, in *Preußen in Berlin*, Goss Gutschalk, Jg. 1896, *Wissenschaftliche in Taus von GEDRUCKTEN*.

LITERATURENPFERHUNGEN Wolfgang Bebringer, *Leben und das Jahr ohne Sommer*, C. H. Beck; gut lesbare Überblick über den Ausbruch des Terrors und seine Nachwirkungen, Hans Peter Pracht, *Abend von der Heimat*, Helios, eindringliche Schilderung der Not in der Elft Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts.

DER FÜRST DER ZAHLEN

Astronomie, Physik, Vermessungstechnik: Carl Friedrich Gauß glänzt auf vielen Gebieten. Doch die Zeitgenossen feiern den Gelehrten vor allem für seine mathematischen Entdeckungen – als eines der größten Genies der Wissenschaft

von JAHLEH BEITH

Gut zwei Jahre lang, zwischen 1821 und 1823, klettert Carl Friedrich Gauß, einer der größten deutschen Mathematiker aller Zeiten, immer wieder auf Hügel, sucht den Horizont ab nach Kirchzimmern, Windmühlen oder selbst errichteten Signaltürmen. Er vermisst das Land dank einer besonderen Spiegeltechnik, fastet er in Zahlen. Denn mit deren Hilfe versucht Gauß sein Leben lang die Welt zu verstehen – als Mathematiker, Landvermesser, Astronom und Erfinder.

In Braunschweig, wo er 1777 geboren wird, darf der junge Gauß das Gymnasium besuchen, obwohl sein Vater, ein Schlächter, Bildung für Zeitverschwendung hält. Der Herzog von Braunschweig und Lüneburg wird durch einen Bericht eines Mathematikprofessors auf das Talent aufmerksam, empfängt den Jungen zur Audienz und wird dessen finanzieller Förderer.

So kann Gauß auch studieren, schreibt sich an der Universität Göttingen ein für Mathematik – und revolutioniert sie. Im Spätsommer 1801, mit 24 Jahren, veröffentlicht er die in lateinischer Sprache verfassten „Arithmetischen Untersuchungen“.

Die Beweise, die er in seinem Buch führt, sind so bahnbrechend, dass Mathematiker die Geschichte der Zahlentheorie schon bald in die Zeit vor und nach Gauß einteilen werden.

Gauß entdeckt unter anderem das Mysterium, dem die Vorhersage der Primzahlen folgt. Und es gelingt ihm, erstmals allein mit Zirkel und Lineal ein regelmäßiges Sechseck zu konstruieren. Seit der Antike hatten sich Mathematiker gestritten, ob dies überhaupt möglich sei.

Innerer auf der Suche nach neuen Einsichten, begeistert er sich zudem für ein weiteres Fach, die Astronomie. Denn seit der Entdeckung des Planeten Uranus 1781 weiß man: Das Sonnensystem (und damit das damals bekannte Universum) ist doppelt so groß wie gedacht.

Die Forscher interessieren sich ganz besonders für einen Zwergplaneten, der später Ceres heißen wird: Immer wieder entdecken sie ihn mit ihren Teleskopen an unterschiedlichen Orten am Himmel, bevor sie ihn wieder aus den Augen verlieren. Und sie wissen nie, wo er das nächste Mal auftauchen wird.

Gauß kann helfen. Mit einer von ihm entwickelten Methode errechnet er die Bahn des Himmelskörpers. Tatsächlich erscheint der Zwergplanet am 7. Dezember 1801 genau an dem von ihm vorhergesagten Punkt. 1807 wird Gauß Leiter der Sternwarte in Göttingen und Professor für Astronomie.

Die Politik verschafft ihm sein nächstes Betätigungsfeld: die Landvermessung. Denn nach dem Ende der Napoleonischen Kriege wird das Karlsruher Braunschweig-Lüneburg zum

Königreich Hannover erklärt. Und dessen gesamte Fläche soll Gauß nun im Auftrag des neuen Monarchen, Georg IV. von Großbritannien und Hannover, ermitteln.

Er erfindet eine Methode, bei der er das Licht der Sonne mit Spiegeln über Dutzende Kilometer zu einem Messgerät schickt. So kann er die Winkel zwischen solchen Lichtstrahlen bestimmen – und daraus auch die Linienlänge ableiten, also die Distanz. Auf diese Weise gelingt es ihm, Entfernungen präziser zu berechnen als jeder andere Landvermesser zuvor.

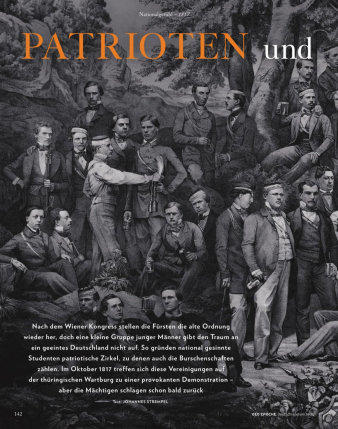
Und mehr noch: Mit verborgenen Signalfallen lassen sich damit auch Botschaften über weite Distanzen senden. Gemeinsam mit dem Physiker Wilhelm Eduard Weber entwickelt Gauß so die elektromagnetische Telegraphie, die als Grundlage des 1837 erfindenden Morseapparats dienen wird.

Ab Gauß 1835 in Göttingen wohnt, nicht sein Vermächtnis weit über hundert 50 mathematischen Begriffe hinaus, die nach ihm benannt wurden, etwa die „Gaußsche Normalverteilung“, die die Wahrscheinlichkeit bestimmter statistischer Ereignisse und Abweichungen von Normalwert beschreibt (und mit der er die Wahrscheinlichkeitsschätzung mitbegründet hat). Der Mann aus Braunschweig, der die Welt mithilfe der Zahlen zu verstehen versucht, hat sein Talent genutzt, um sie zu verändern. ■



Schon als Jugendlicher fällt er Merkbücher mit Primzahlen, später notiert er
Tag für Tag die Anzahl seiner Schritte auf dem Weg zur Arbeit und berechnet das Lebensalter
seiner Freunde in Tagen. Carl Friedrich Gauss (1777–1855) ist besessen von Zahlen

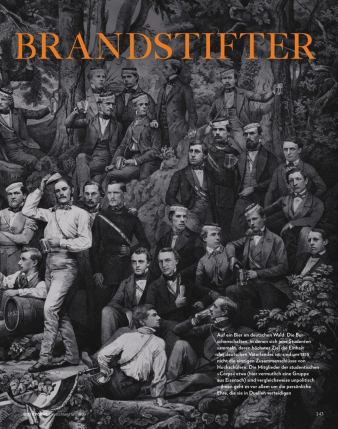
PATRIOTEN und



Nach dem Wiener Kongress stellen die Fürsten die alte Ordnung wieder her, doch eine kleine Gruppe junger Männer gibt den Traum an ein geeintes Deutschland nicht auf. So gründen national gesinnte Studenten patriotische Zirkel, zu denen auch die Burschenschaften zählen. Im Oktober 1817 trafen sich diese Vereinigungen auf der thüringischen Wartburg zu einer provokanten Demonstration – aber die Mächtigen schlagen schon bald zurück.

Zeichn. JOHANN ELIAS STEINHILBER

BRANDSTIFTER



Auf ein Bier in deutschen Wald: Die Burschenschaften, in denen sich viele Studenten sammelten, hatten höchstes Ziel die Einheit aller deutschen Völkchen; ab und um 1819 nicht die ständigen Zusammenschlüsse von Hochschülern. Die Mitglieder der studentischen »Corps« (hier vermutlich eine Gruppe aus Eisenach) sind vergleichsweise unpolitisch. Immer geht es vor allem um die persönliche Ehre, die sie in Qualität verteidigen



An einem stürmischen Oktoberabend dringt sich eine Menschenmenge auf einer Bergkuppe in der Nähe von Eisenach um ein großes Feuer. Glühende Gestalten sind im Schein der Flammen auf dem Wartenberg zu sehen, dann tritt ein Redner auf, der die Stimme gegen den heusammen Wind erhebt und deklamiert: „So tretet denn heran zu dem zehenden Fegelfeuer, und schauet, wie Gesicht gehalten wird über die Schand-schriften des Vaterlandes! Möge das heilige Feuer sie alle verbrennen und vernichten!“

Ein Mann mit einer Hugelbrot in den Händen löst sich aus der Gruppe, dahinter ein zweiter, der einen schweren Korb trägt. Der Redner nennt den Verfasser eines Werks, den Titel, der zweite präsentiert es den Umstehenden – und der Mann mit der Hugelbrot wirft es in die Flammen des Heiligenfeuers.

„Im Feuer!“, brüllt die Menge.

Mehr als 20-mal wiederholt sich dieser Akt, dem meisten Schreien schreien die Zuschauer nach Schandbüchern hinterher: „Pflaue dich, du Zwiescherprodiger!“, „Fahre hin, du böser Feind!“ und, bei einem jüdischen Autor: „Wehe über die Juden, so du verhalten an ihrem Judentum!“

Zu dem Spektakel kommt es am 18. Oktober 1817 im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, einem Zentrum deutschen Geisteslebens. Und die Menge – das ist kein Mob, kein alphabetischer Pöbel, der Jagd auf Inoffiziellkeits macht. Der von Pöbeln geprügelte Redner erweh, der Initiator der Bücherverbrennung, heißt Hans Ferdinand Maßmann und ist ein 20-jähriger Urmacherehn



Handelte Studenten zünden am 18. Oktober 1817 zur Wartburg, um gegen Kleinmoral und Unterdrückung zu protestieren. Die junge Nationalbewegung erreicht einen ersten Höhepunkt

aus Berlin, der auf dem Gymnasium für seinen Fleiß und sein Betragen gerühmt wurde und nun in Jena Theologie und Klassische Philologie studiert. In seinen freien Stunden schreibt er Gedichte.

Auch die anderen jungen Männer, die sich um das Feuer versammelt haben, stammen meiste aus dem aufstrebenden Bürgertum. Die Väter sind Beamte, Lehrer, Gelehrte, die selbst Studenten der Jurisprudenz, Theologie oder Medizin.

Disziplin und Ernst, Stille und Bildung sind die Maximen ihres Lebens. Vor allem aber sehen sich die Studenten als Streiter für Fortschritt und Reformen, für Bürgerrechte und die Freiheit des Wortes.

Jede Art der Zensur müssen sie verabscheuen. Und nun verbrennen diese jungen Gelehrten Bücher?

Das Feuer ist ein Zeichen der großen Enttäuschung, die Parteien im ganzen Land ergriffen hat. „Alles ist anders gekommen, als wir erwartet haben“, hat

einer der Studenten früher an diesem Tag in einer Rede gesagt, „viel Großes und Heiliches, was geschrieben konnte und musste, ist unterblieben.“

Die Empörung richtet sich gegen die Herrscher der deutschen Staaten, die die Erwartungen der Patrioten, entstanden in der Zeit der französischen Besatzung, nicht erfüllt haben. Ein vereintes deutsches Vaterland, eine Verfassung und Volkserneuerung: Das hatten sich die Bürger erhofft. Fast nichts davon ist nach Ende der napoleonischen Herrschaft eingetreten. Als Protest dagegen brechen in dieser Nacht die Werke jener Männer, die als Propagandisten der alten Verhältnisse galten, als Gegner des Fortschritts.

Durch die Bücherverbrennung hat sich eine politische Feinde, zu der an diesem Tag über 400 Studenten auf der nahen Wartburg zusammengekommen sind, in eine Protestaktion verwandelt.

Es ist die erste Demonstration dieser Art in Deutschland. Und der Auftrieb

zum verschärfen Ringen zwischen den Vertriebenen der alten Zeit und einer jungen Bewegung, die von einem anderen Staat triumft.

Für mehr Aktivisten ist „Deutschland“ nicht als ein geographischer Begriff. Wenn sie von „den Deutschen“ sprechen, bedeutet auch das etwas Neues. Nicht mehr statisch von einem Volk ist dann die Rede – sondern von einer Nation.

Und das Fest auf der Wartburg wird nur bühnen-deutlichster Kandelberg dieser deutschen Nationalbewegung.

Schon in Jahrhunderten zuvor hatten sich Bewohner der deutschen Lande auch als „Deutsche“ verstanden als Menschen ähnlicher Herkunft, die Deutsch sprachen. Doch viel eher sahen sie sich als Sachsen, Franken, Schwaben oder Bayern. Oder, einfacher noch, als Teil der Gemeinschaft eines Dorfes. Die Konfession, katholisch oder protestantisch, war prägend für das Bewusstsein der Menschen – sowie die Bindung an eine Herrschendynastie, die man als treues Untertan zu dienen hatte.

Doch ab etwa 1750 begannen sich die alten Gewissheiten und Strukturen zu verändern, nicht nur in den deutschen Staaten, sondern in ganz Europa. Der absolutistische Herrschaftsanspruch der Fürsten wurde im Zuge der Aufklärung – die die Herrschaft der Vernunft forderte und den Menschen nun selbstbestimmten Wesen erklärte – in Frage gestellt, ebenso die angeblich göttgewollte Ordnung der Ständegesellschaft und die Deutungshebt der Religion.

Gleichzeitig weitete sich der Blick der Menschen: weil immer mehr von ihnen – vor allem in die Oberebene, Lesende und Leseweltel verbreiteten. Der Einzelne, zumindest wenn er aus der wachsenden Schicht des gebildeten

Bürgertums stammte und die Schriften der Zeit verfolgte, begriff sich immer weniger als Untertan, sondern sah sich nach dem Ideal der Aufklärer als Bürger, der Rechte hat.

Und so entwickelten die Deutschen nun für Nationalgefühl, dann der Angehörige einer Nation ist kein Knecht mehr, sondern kann Teilhabe einfordern. Daher ist der Nationalismus dieser Jahre auch eine Befreiungsideologie.

Die Nation soll jetzt über allem stehen. „Das ist die höchste Religion“, wird einer der Vordenker der deutschen Nationalbewegung später schreiben. „Das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder.“

Das prägende politische Erlebnis für die aufkommende deutsche Nationalbewegung ist die Französische Revolution. Ab 1789 setzt sich hier in Tit um, was bis dahin nur Ideen war: Ein Volk stürzt seinen König und die alte Ordnung – und erklärt sich zu einer Nation, deren Bürger Souveränität beanspruchen.

In den deutschen Ländern geschieht (mit Ausnahme etwa von Mainz, wo 1793 für kurze Zeit eine Republik entsteht) nichts dergleichen. Und es gibt noch einen weiteren Unterschied zwischen den beiden Völkern: Die französische Nation, die jetzt entstanden ist, hat einen Staat, ein Territorium, Frankreich eben.

Die Deutschen hingegen leben im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation – einem Gewirr aus einigen größeren und unzähligen Klei- und Kleinstherrschaften, mehr als 1000 sind es im späten 18. Jahrhundert.

Was also ist „deutsch“ dann überhaupt, wenn es gar kein Deutschland gibt?

Die Anhänger der Nationalbewegung (am 1800 reigen es wenige Tausend sein – Theologen, Schriftsteller, Historiker, Philosophen, auch Studenten und Gymnasialisten) finden die Antwort im Geistigen: der gemeinsamen Sprache, Kultur und Geschichten.

Sie entdecken und sammeln alte Sagen, erörtern die Vergangenheit, die gemeinsame Werte, das Mittelalter und erheben, romantisch-verklärend, historische Persönlichkeiten zu nationalen deutschen Größen, von Hermann dem Cherusker über die Nibelungen bis zu Karl dem Großen.

Für die Protestanten unter den Nationalbewegten – und das sind die allermeisten; die konservativen Katholiken stoßen sich wohl an dem Quasi-Religiosen der Bewegung – steigt noch ein weiterer Mann in ihre Abhangale: ein Martin Luther, der die Deutschen in ihren Augen aus dem Gelf der römischen Kirche und des Papstes befreit hat.

„Nationa!“ wird zum großen Antwort der Epochen. Die Aktivisten sprechen von einem Nationaltheater, von Nationalliteratur, von Nationalgeist. Und natürlich trennen sie auch von einem einzigen Vaterland.

Doch auch wie vor sind diese Patrioten aus kleine Minderheit. Dass aus diesem schwärmerischen Nationalgefühl eine größere politische Bewegung erwächst, liegt an einem einzelnen Mann: dem „karrischen Ungeheuer“, Napoleon Bonaparte.

Mit einer Reihe von Siegen hat der französische Herrscher große Teile Europas unter seine Kontrolle gebracht. Auf seinem



In den Abendstunden des 18. Oktober verbrannten Studenten radikaler Schichten – doch auch Gesamtstudenten – in Paris

Druck hin schlossen sich 16 deutsche Staaten im Juli 1806 zum „Rheinbund“ zusammen, einer Allianz unter der Schutzherrschaft Napoleons. Das Heilige Römische Reich löste sich daraufhin im August des Jahres auf – nach mehr als 800 Jahren Existenz.

Zwei Monate später schlug der Kaiser auch noch Preußen, 1809 besiegte er übermals Österreich und zwang Wien als Verbündeten an seine Seite. Die deutschen Staaten stehen nun de facto unter der Herrschaft Frankreichs.

Während der größte Teil der Bevölkerung in den Rheinbundstaaten (die dank Frankreichs Politik zum Teil große Territorien hinzugewinnen) Napoleon anfangs außerordentlich positive gegenübersteht, empfinden die Patrioten von allem im westliche besetzten Preußen die französische Dominanz als Kränkung der Nationalidee. Als Fremdherrschaft, Unentscheidung, Ausbeutung.

Gerade dadurch, dass Napoleon ganz Mitteleuropa unter seine Macht zwingt, entstehen die Menschen den Nationalgedanken für sich – der die eigenen Besonderheiten ja oftmals ausdrücklich über die Unterschiede zu anderen Völkern definiert. Dass der Kaiser nicht nur ein Tyrann ist, sondern auch ein Reformator, der in den Rheinbundstaaten eine moderne Gesetzgebung einführt und in einigen von ihnen auch Bürgerrechte, nehmen die Patrioten kaum wahr.

Die Wut darüber, von einer fremden Macht beherrscht zu sein, ist wohl auch der Grund dafür, dass Vertreter der Nationalbewegung von Anfang an ihre dunklen Seiten zeigen, etwa den leidenschaftlichen Hass auf alles Französische – und auch auf andere, die als fremd empfunden werden, etwa die Juden.

Die Wut vom „Erlöschen“ Frankreich kommt in diesen Jahren auf. Vom „Franzosenanzieher“ schreibt der Schriftsteller Ernst Moritz Arndt, und der Journalist Joseph Görres nennt die Franzosen den „Inbegriff aller Bösen“.

Zudem bilden sich ein übersteigertes Sendungsbewusstsein heraus: Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte, einer der wichtigsten Vorläufer des deutschen Nationalismus, sieht die Deutschen als „Urvolk“, das nicht durch die römische



Viele der national gesinnten Studenten sind begeisterte Turner, die ihre Kräfte an Beck und Barren messen. Diese Patrioten müssen vor allem gut trainiert und damit wehrhaft sein, glauben sie.

Kultur und das Lateinische deformiert sei und deshalb als Spitze der Menschheitsentwicklung den französischen Geist ablehnen müsse. Der Theologe Friedrich Schleiermacher schreibt, dass die deutsche Nation „ein auserwähltes Werkzeug und Volk Gottes“ sei. Und der Lehrer Friedrich Ludwig Jahn, der als „Turnvater“ bekannt wird, meint, dem deutschen Volk komme es kraft seiner „menschlichen Göttlichkeit“ zu, die „Erde als Holland zu segnen“.

Aber danach sieht es in der Wirklichkeit nicht aus. Sieben dekadende Jahre lang müssen die Deutschen sich der französischen Fremdherrschaft beugen. Doch dann, im Winter 1812/13, ge-

schieht das kaum Vorstellbare: Der so lange Zeit nahezu unterjochte schmernde Napoleon scheitert mit seinem Feldzug gegen Russland und kehrt geschlagen aus dem Osten zurück – sein Heer durch Krankheit, Hunger, Kälte dezimiert von 420.000 auf 120.000 Mann. Und der russische Zar ist entschlossen, den Krieg nun fortzuführen, Europa von Napoleon zu befreien.

Die deutschen Patrioten sehen ihre Stunde gekommen. Auch unter dem Druck ihrer Pamphlete, in denen sie zum Befreiungskrieg aufrufen, schließt Preußen Friedrich Wilhelm III. nach anfänglichem Zögern eine Koalition mit Russland, fordert im März 1813 sein Volk auf, für König, Vaterland und Ehre zu kämpfen.

Dies ist neu, nicht nur in Preußen: Anstatt einen Krieg allein am Kabinetstisch zu beschließen, appelliert ein Herrscher an das Patriosmos seines Volkes.

Die Freiwilligenverbände, die sich nun in Preußen bilden, machen zwar nur etwa zehn Prozent des Heeres aus und spielen in den entscheidenden Schlachten keine große Rolle; viel wichtiger sind die regulären Armeen. Aber sie werden zum Symbol der Befreiungskriege.

Viele Studenten und Angehörige des Bürgertums melden sich zum Kampf, vor allem zum „Lützowischen Freikampf“, in dem auch Männer aus den nicht preussischen deutschen Staaten dienen. In einem patriotischen Lied formuliert Anstett ihren Thaum: „Was ist des Deutschen Vaterland? / Ist's Preußenland, ist's Schwabenland? / Ist's, wo am Rhein die Rheine fließt? / Ist's, wo am Belt die Mäue steht? / O nein, nein, nein! / Sein Vaterland muss größer sein! / Was ist des Deutschen Vaterland? / So nenne endlich mir das Land! / So weit die deutsche Zunge klingt / Und Gott im Himmel Lieder singt, / Das soll es sein! / Das, wackeren Deutschen, meine deint!“

In den Augen der Freiwilligen ist dies ein gesamtdeutscher Krieg, der nicht nur die Fremdherrschaft beenden soll, sondern endlich auch die Einheit und Freiheit bringen wird: ein Vaterland für eine einigende Nation.

Preußens König und der russische Zar schätzen ganz bewusst diese Hoffnung. In einer gemeinsamen Proklamation stellen sie „den Völkern Deutschlands“ im Falle eines Sieges nicht nur die „Rückkehr der Freiheit“ in Aussicht, sondern auch die Wiederherstellung eines verjüngten Reiches – und was soll das andere sein als ein einziges Deutschland?

Im weiteren Verlauf des Krieges wird der preussische Herrscher sogar anordnen, eine Volksvertretung zu schaffen – und was soll das andere bedeuten, als dass er eine Verfassung verspricht?

Bald treten weitere europäische Staaten der preussisch-russischen Koalition gegen Napoleon bei: England, Schweden, Spanien, zuletzt endlich auch Österreich. Im Oktober 1813 treffen bei Leipzig 200.000 Soldaten der Verbündeten auf die 190.000 Mann starke Armee Napoleons. Und siegen.

Napoleon kann sich zwar zunächst nach Frankreich zurückziehen, aber im März 1814 nehmen die Alliierten dann auch Paris ein.

Der französische Kaiser muss abdanken und sich auf die Insel Elba zurückziehen. Europa ist frei. (Ein Jahr später, während die europäischen Herrscher länger über den Frieden und die Neuordnung des Kontinents verhandeln, ergreift Napoleon tatsächlich noch einmal die Macht in Frankreich, wird aber nach der „Herrschaft der hundert Tage“ bei Waterloo endgültig geschlagen und bis an sein Lebensende auf die Insel St. Helena verbannt.)

Siege und Besiegte finden sich ab September 1814 in Österreich zum Wi-

Deutsch- land bleibt ZERTEILT

ner Kongress ein. Bei den Verhandlungen wird sehr schnell klar, dass es den Ministern und Diplomaten nicht um die Freiheit der Völker, um Verfassungen oder ein einziges Deutschland geht, sondern allein um Machtpolitik. Der österreichische Außenminister Klemens Wenzel Fürst von Metternich hatte sich schon beim Beitritt Österreichs zu der Koalitionsarmee gegen Napoleon vorgenommen, dass nach dem Sieg kein deutscher Nationalstaat geschaffen wird.

Denn Metternich, der in Wien zur Zentralfigur der Verhandlungen aufsteigt, interessiert um eines: Stabilität nach dem Untergang des Napoleonischen Reichs. Nationale Bestrebungen, der Volkswille nach Teilhabe – das klingt für den konservativen Politiker dagegen eher nach Unruhe, Aufstand, Revolution.

Metternich will die Stabilität in Europa durch zwei Mittel erreichen: zum

einen durch die Restauration der alten Zustände vor Napoleon; Könige und Fürsten sollen wieder wie früher über ihre Staaten herrschen, weitere Reformen verhindert werden.

Zum anderen will der Österreicher ein Gleichgewicht der Kräfte schaffen, um künftige Kriege zu verhindern. Viele Landesgrenzen werden daher auf dem Kongress neu verhandelt, Einflusszonen festgelegt (siehe Seite 118).

Ein vereinigtes Deutschland würde diesem Plan aber widersprechen. Denn es würde die Stärke der deutschen Einzelstaaten bündeln und so vorwiegend zu einer Gefahr für die Nachbarn werden, statt in ein System des Gleichgewichts eingebettet zu sein. Darum sind die anderen europäischen Mächte ebenfalls gegen einen deutschen Nationalstaat.

Und auch die Fürsten der deutschen Herrschaften haben wenig Interesse an einer Vereinigung, weil sie fürchten, so Teile ihrer Macht zu verlieren.

Andererseits darf es kein Machtvakuum in Mitteleuropa, im Raum zwischen Russland und Frankreich geben. Daher schließen sich 38 Fürstentümer und Stadtstaaten zum „Deutschen Bund“ zusammen, einer lockeren Föderation, deren Mitglieder einander vor allem bei Angriffen von außen beistehen sollen.

Metternichs Politik des Gleichgewichts entzieht die Partionen, die doch für etwas völlig anderes gekämpft hatten als für einen neuen Bund.

Inmitten im Artikel 13 der Deutschen Bundesakte, die die Mitglieder im Juni 1815 unterzeichnen, heißt es: „In allen Bundesstaaten wird eine landesständige Verfassung stattfinden.“ Dieser eine Satz, so sagt er auch formuliert ist, gibt die Hoffnungen der Nationalbewegung in den nächsten Jahren aus.

Denn es ist ja gar nicht so viel, was die Partionen sich, neben dem verlorenen Vaterland, wünschen: Nur die Rückkehr zu den alten Herrschern, zu einer Republik, in der alle Macht beim Volk liegt. Die Mehrheit will weiter unter einem monarchischen Herrscher leben. Nur will der oben keine absolutistische Willkür mehr ausüben, sondern in einer konstitutionellen Monarchie wirken, in

Die Feier

wird zu
einem

SKANDAL

der die Macht des Fürsten durch eine Verfassung beschränkt wird und Volksvertretungen das Recht zur Mitentscheidung in Staatsangelegenheiten haben, etwa bei Steuern und Finanzen.

Keiner der Nationalbewegten will die Herrschaft stützen, sie geht um Reformen, nicht um Revolution: um Grundrechte auf Freiheit und juristische Gleichheit, um unabhängige Gerichte, Presse- und Meinungsfreiheit.

Die Beschlüsse des Wiener Kongresses haben diese Hoffnungen zwar für Ewigkeit zerstört, aber noch glauben die Bürger daran, dass ihre Landesherren das gleiche Ziel wie sie haben.

Als aber nur sehr wenige und eher kleine deutsche Staaten bald tatsächlich Verfassungen und Volksvertretungen einführen, organisieren sich die deutschen Nationalisten in Gruppen jenseits der eigentlichen Politik: in akademischen Zirkeln, Studentenvereinigungen und „Deutschen Gesellschaften“, die etwa mit Festein und Segenstößen das Datum der Völkerverschlechte von Leipzig gedenken und dabei auch Ja-fremder Herrschaftshingabe“ der Fürsten und Könige beschließen lassen.

Die aktiveren dieser nationalen Gruppierungen sind die Turner. Noch während der französischen Fremdherrschaft hat der Lehrer Friedrich Ludwig Jahn im Jahr 1811 das vaterländische Turnwesen ins Leben gerufen. Es ist eine echte Jugendbewegung: Handwechsellübungen, Gymnastiken und Stufenrennen treffen sich auf der Berliner Hasenheide, einem beliebten Ausflugsziel, um sich bei Übungen an Rock oder Barren und beim Sportwurf zu messen, bei Turnfesten gar vor Tausendern von Zuschauern.

Das Turnen soll ganz allgemein der körperlichen Erfrischung dienen, ist von Jahn aber von Beginn an auch als Vorbereitung der Jugend für den Kampf gegen die Franzosen ge-

dacht. Dabei gehören patriotische Orientierungsrunden und Ringkämpfe ebenfalls zum Training.

Außerdem soll Jahn die jungen Turner zu echten deutschen Patrioten formen. Alle Mitglieder, unabhängig von ihrem Stand, sprechen einander mit „Du“ an und tragen einfache Jacken und Hosen aus ungebleichter Leinwand sowie langes Haar (wie manch anderer Patriot auch). „Allddeutsch“ nennen sie diese einfache Tracht, und ihre Schlichtheit soll ein Zeichen setzen gegen die profane französische Mode der Zeit.

Selbst unter den nur Deutschmeister neigenden Nationalisten ist der „Turnvater“ Jahn ein Kontingents-König. Ein Fanatiker, der später die deutsche Sprache von allen Fremdwörtern gereinigt sehen will (was schon seinen Zeitgenossen skandalisiert erscheint) und alle Kinder, die in der Zeit der Fremdherrschaft geboren wurden, „Rastandgeblüt“ nennt.



Nach dem Wartburgfest nimmt die Zahl der Burschenschaften zu. Bald schon trägt jeder dritte Student die Farben einer solchen Verbindung.

Jahn träumt von einer neuen deutschen Hauptstadt, „Wittenia“ und fördert eine einheitliche Volkstracht, die kein Ausländer tragen darf. Zwar bleibt auch der Turnvater ein treuer Monarchist, aber er und seine Anhänger denken doch gegnerischer und akribischer als die gemäßigteren Teile der Nationalbewegung.

Das wird bei dem Geschehen um die Burschenschaft auf der Wartburg noch eine Rolle spielen.

Der Berliner Hans Ferdinand Maßmann, der spätere Initiator dieses Autodafis, schließt sich schon als 14-Jähriger den Turnern an. Sein Vater, ein Übersetzer, hat es zwar nur zu wenig Wohlstand gebracht, seinen Sohn aber dennoch aufs Gymnasium geschickt.

Der junge Maßmann, eigentlich ein zurückhaltender Außenseiter, erreicht sich auch zu einem begeisterten Turner und fanatischen Patrioten, schreibt Lieder und Reden. Im Lauf der Zeit wird er zu einem engen Freund Jahns.

Das Turnen bezieht sich von Berlin aus – im Jahr 1818 werden es 150 Vereine mit 12.000 Mitgliedern sein. Jahn fördert die Verbreitung, indem er seine Berliner Lieblingschüler als „Turnväter“ in andere Städte schickt. Zum Sommersemester 1816 erist Maßmann deshalb nach Jena, um sich dort an der Universität einschreiben – und um einen Tempel zu errichten.

Die Universität in Jena liegt in Sachsen-Weimar-Eisenach.

Politisch hat der Kleinstaat kaum Bedeutung. 30 Jahre zuvor aber ist er zu einem Zentrum des deutschen Kulturlebens aufgestiegen, als dort die berühmten Schriftsteller Wieland, Herder, Schiller wirkten – sowie Johann Wolfgang von Goethe, der nach wie vor dem Großherzog Karl August als Minister dient.

Jetzt, im Klima der Restauration nach dem Wiener Kongress, sieht das Großherzogtum auch politisch die Aufmerksamkeit

auf sich. Denn Karl August ist einer der wenigen deutschen Herrscher, die nach 1815 ihrem Land eine Verfassung geben.

Diese Konstitution ist aus heutiger Sicht nicht einmal besonders fortschrittlich – eine echte Gewaltenteilung etwa sieht auch sie nicht vor. Dennoch wird das Herzogtum liberal regiert, so bei der Berufung von kritischen Professoren oder der Einführung einer unparteiischen Justiz. Wenig verwunderlich also, „dass unter solchen Umständen die Blätter aller deutschen Patrioten auf das kleine Weimar gerichtet waren“, wie ein Historiker wenige Jahre später schreibt.

Und innerhalb gewährt der Großherzog in seinem Staat per Verfassung Pressefreiheit – woraus in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften entstehen. Einige Herausgeber stellen aus anderen Bundesstaaten über nach Sachsen-Weimar-Eisenach, weil ihre Blätter in der Heimat zensuriert werden. Als zum Beispiel das berühmteste oppositionelle Organ der Zeit, der „Rheinische Merkur“, in Preußen verboten wird, weil es zu deutlich eine Verfassung gefordert hat, gibt ein Journalist das Blatt als „Neuer Rheinischer Merkur“ heraus.

Unter den vielen, die man einzig publizieren, sind auch einige jünger Professoren der Universität Jena – nur rund 30 Kilometer von Weimar entfernt –, die der Nationalbewegung anhängen.

Mit der Hochschule, über 250 Jahre alt und untergebracht in einem mittelalterlichen Kloster, ist es im Kleinen so wie bei dem Großherzogtum insgesamt: Einerseits ist die Universität etwas provinziell und wegen eines irrenden Rulogens wenig glanzvoll, andererseits hat sie dank der dort verweilenden Denker einen reichlich berühmten Namen – Größen wie Schiller, Fichte, Hegel haben dort unterrichtet.

Seit einigen Jahren sind Professoren nachgerückt, die sich als Kleingebirge der Politik sehen, über Patriotismus und Pressefreiheit schreiben und diktieren. Zwischen ihnen und den Studenten entsteht ein besonderes Vertrauensverhältnis – vor allem, weil sie gemeinsam den Befreiungskampf geführt haben publizistisch die einen, militärisch die anderen. (Einzelne Dozenten hatten sich aber ebenfalls freiwillig zum Militär gemeldet.)



In den später aufkommenden schlagenden Verbindungen mischen die Burschenschafter ihren Mut bei Fechtkämpfen bewiesen. Schwächere verschrien die Studenten – ihre Masken trugen sie wie Thurnaischen

„Der größte Märral in Jena war nicht groß genug, alle Hörer zu fassen“, beschreibt ein Student die Vorlesungen eines dieser Professoren. „An die offenen Fenster waren Leitern gelegt, auf denen eifrige Hörer in unbegrenzter Stellung standendlang ausblieben, und oft schlossen sie in gehobener Stimmung die Vorlesung mit Gesang eines Liedes.“

Eine Verfassung, die Pressefreiheit und die politisch engagierten Professoren: All das macht das Großherzogtum nach 1815 binnen kürzester Zeit zu einem Zentrum der Nationalbewegung.

In den anderen deutschen Staaten nennt man Jena bald „das Jakobinerdorf“, in Anspielung auf die Radikalen der Französischen Revolution.

die „Saxonia“ oder „Thuringia“ heißen und in denen sich die Hochschüler nach ihrer Heimatregion organisierten.

Mit dem drohen Bruch der alten Verbindungen, den Duellen, dem Würfelspiel, den Sauftrinken, wollen die Burschen, viele von ihnen Veteranen der Befreiungskriege, brechen. „In den Mitten des Kriegerlebens“, schreibt ein Mitglied, „war ihnen eine höhere Idee von dem Ernste des Lebens aufgegangen.“

Zudem soll der Verband, anders als die oft miteinander verfeindeten Landsmannschaften, die Hochschüler aller deutschen Universitäten umfassen. Und die Einigkeit der Studenten soll Vorbild und Wegweiser sein für ein zukünftiges, einiges Deutschland. „Ehre, Freiheit, Vaterland“ lautet ihr Wahlspruch.

Die Initiatoren dieser drei Wörter finden sich auch auf der Stangenpfeife der Burschenschaftslinole. Deren Farben Schwarz, Rot, Gold sind inspiriert vom Lützenweiser Frikörper, das schwarze Uniformjackett mit roten Aufschlägen und goldenen Knöpfen trug.

Zum Sommersemester 1818 schreibt sich Hans Ferdinand Mallmann in Jena ein und macht das Turnen unter den Burschenschaffern schnell populär, gemeinsam mit einem anderen von Jahr anstehenden Berliner, Eduard Dörre.

Jeden Mittwoch und Samstag trafen die Studenten unter seiner Anlei-

Im Juni 1818 – ein Jahr bevor der Turner Maßmann in die Stadt eintrifft – finden sich 143 Studenten in einem jennar Gasthaus zu einem besonderen Anlass ein. „Erheben von dem Gedanken an ein gewissames Vaterland“, habe man „sich berufen, eine Verbindung unter dem Namen einer Burschenschaft zu gründen“, wie es in der Urkunde heißt, die man aus diesem Anlass verfasst.

Die Burschenschaft („Bursche“ ist hier ein anderes Wort für Student) soll eine neue Art der Verbindung sein und die alten Landsmannschaften ersetzen,

tung auf dem neu errichteten Turmplateu Gymnastik, Schwünge, Klammern.

Die beiden Bewegungen verschmelzen teilweise: Maßmann schreibt ein Burschenlied für die Studentenverbindung, die Burschenschaften nehmen das Thema in ihren Grundrissen auf, weil „jüngliche Ausbildung notwendig für deutsche Ausbildung überhaupt“ gelte, wie es darin heißt. Bald spricht man von den „Burschenschaftern“, die eine Art Avantgarde der Nationalbewegung bilden.

Maßmann und Dümke sind es auch, die die Feste daran überlegen, 1817 ein großes deutsches Fest zur Stützung des Burschenschaftsgedankens zu feiern. Anlassen sollen zwei nationale Jubiläen sein: der vierte Jahrestag der Völkerrückkehr von Leipzig und der 300. der Thesen Martin Luthers. Wegen des Reformationsfestes geht die Einladung nur an die Studenten der 13 protestantisch geprägten Universitäten im Deutschen Reich.

Das Datum der Feier: der 18. und 19. Oktober 1817. Der Ort: die Wartburg.

Die halb verfallene Festung nahe der Stadt Eisenach ist für alle Eingeladenen gut erreichbar, da sie sich unmittelbar im Zentrum des Deutschen Bundes findet. Auch passt die – der Sage nach – 750 Jahre alte Burg perfekt in das idealisierte Bild vom Mittelalter, das im Bürgertum gepflegt wird.

Vor allem aber ist die Wartburg der Ort, an dem sich Martin Luther in den Jahren 1521/22 von dem katholischen Schergen rassistete und das Neue Testament übersetzte. Seit dem 18. Jahrhundert schon pilgern Protestanten auf die Burg, um ihren Namen in den Pütz seiner Stube zu ritzen und den Fleck an der Wand im besitzigen, der entstanden sein soll, als Luther sein Tintenfaß nach dem auf ihn einklingenden Tropf warf.

Großherzog Karl August glaubt an ein handliches Fest, er ordnet an, die Räume der Wartburg für die Feier freizugeben und sogar Herensdube heranzuschaffen für ein von den Studenten geplanten Segenstanz. Was die Flammen auflösen werden, ahnt der Fürst nicht.

In den Tagen vor dem Fest treffen die Studenten allmählich in Eisenach ein. Die meisten kommen in Gruppen und zu Fuß, ein Bündel oder einen Rucksack auf dem Rücken, patriotische Lieder

singend. Im Gasthaus „Rautenschranz“ am Markt werden sie von Burschenschaften empfangen und schlafen sich in eine Liege ein.

In diesen Tagen zählt man 8500 Studenten an den deutschen Universitäten, 468 davon nehmen am Wartburgfest teil. Die Hälfte kommt aus Jena; viele seien zudem aus Göttingen, Berlin, Erlangen, Gießen, Halle, Heidelberg und Kiel an – denn auch an anderen Universitäten haben sich inzwischen Burschenschaften konstituiert.



Am Morgen des 18. Oktober sammeln sich die Studenten auf dem Marktplatz. „Der Zug ordnete sich allmählich, die Burschen, meist schwarz gekleidet, das Haupt mit Eichenlaub freudig geschmückt, mischten sich paarweise“, beschreibt ein Zeuge den Beginn des Festes. Um 8.30 Uhr läuten die Glocken, und die Abordnung macht sich auf den Weg zur Burg, begleitet von vielen Eisenachern der Stadt.

Auf der Burg empfangen Ehrengeiste sowie einige der jungen Professoren Jena und Eisenacher Behördenvertreter die Prozession. Die Feier beginnt mit einem kurzen Gebet, dann singen die Studenten das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ (was die preussische Prellband, die die Vorgänge auf der Wartburg später mithilfe verfälschter Reden, Beschreibungen und über Verhöre rekonstruiert, als „Entweihung der Religion“ bezeichnen wird).

Der erste Redner des Tages bezieht sich in seiner Ansprache denn auch vor allem auf den Reformator, schildert ihn als Vorbild und fordert die Zuhörer auf, angesichts der trostlosen Gegenwart

nach dem Wiener Kongress nicht in Resignation zu verfallen, sich nicht vom öffentlichen Leben zurückzuziehen.

Aber er gibt auch schon den Ton der Enttäuschung vor, der sich nun in das Fest mischen wird: „Das deutsche Volk hatte schöne Hoffnungen gefasst, sie sind alle vertrieben.“

Beim Mittagessen zeigt sich noch deutlicher, dass die Loyalität gegenüber den Mächtigen bröckelt: Die Studenten lassen bei ihren Trinksprichen nur den überden Großherzog von Weimar mit einem Vivat hochleben, nicht aber die Landesherren der anderen Staaten, aus denen die Delegationen kommen (für die preussische Polizei später ein besonders markanter Beweis für den „gemeinschaftlichen“ Charakter der Feier).

Es ist den meisten Anwesenden nicht bewusst, aber die Wartburgfeier ist auch ein Turnerfest: Die Idee geht zurück auf Maßmann und Dümke, die Anstoß zur Bücherverbrennung wahrscheinlich auf Jahn. Alle Hauptredner der Veranstaltung sind Turner, beim Mittagessen haben die Studenten auch Jahn hochleben lassen, am Nachmittag führen sie der Eisenacher Bevölkerung Turnübungen vor. Dass sich die Studenten treffen auch und nach in eine provokative politische Demonstration verewandelt, ist das Werk der Jünger Jahn.

Am Abend ziehen die Studenten auf den eine Dreißigkündige entfernten Wartburg, um bei einem Siegesfesten die Völkerrückkehr zu gedenken. Warden hält ein Student eine Rede. Doch während sich die Nationalbewegung bisher meist tren an der Seite ihrer Landesherren hielt, stellt dieser Student seinem Ludwig Rüdiger nun klar, dass die Fürsten das Versprechen, ein einiges Vaterland zu schaffen, gebrochen haben.

Und in Anspielung auf die Befreiungskriege sagt er dann einen Satz, der offen den Anspruch der Bürger auf Mitbestimmung bekundet: „Wer klagen darf für das Vaterland, der darf auch darvon reden, wie er ihm am besten dienen will.“ (Rüdigers Worte sind nach Einschätzung der preussischen Polizei „ausserversteherlich“.)

Mit der Rede Rüdigers ist das Festprogramm für diesen Tag eigentlich beendet. Die meisten Studenten machen



Die Studenten wurden von den Anhängern der alten Ordnung als gefährlichen Aufwiegler geschmäht. In dieser Karikatur wirkt der Teufel für deren Ideale – und tritt das Evangelium in den Dreck

sich, auch weil ein Sturm aufgegangen ist, auf den Richtung nach Eisenach.

Nicht so Hans Ferdinand Maßmann. Der 20-Jährige hat sich bisher im Hintergrund gehalten und nicht auch auf seiner Reduzierte. Obwohl eignet sich der nur 1,60 Meter große, kräftige Theologiestudent nicht recht zur Führungslage. An diesem Abend aber hat Maßmann Großes vor.

Es sind hauptsächlich Burschenschafter, die sich am späten Abend um das Feuer scharen, um der spontanen Rede Maßmanns zu lauschen. Der crümmert seine Zuhörer mächtig an Luther, der 1520 in Wittenberg unerschrocken die päpstliche Bulle verbrannt habe.

So wollen auch wir durch die Flammen verzehren lassen das Angebotenen dore, so das Vaterland geschändet haben und die Freiheit geknechtet und

die Wahrheit und Tugend verloungt haben“, erklärt er. Die meisten Werke hat Maßmann wohl nie gelesen. Die Liste der zu vernichtenden Schriften hat er höchstwahrscheinlich vom Turnvater Jahr erhalten, der schon zehn Jahre zuvor geschrieben hat: „Es gibt Bücher genug, die von Hakenhand zum ihren Verfallsen verbrannt zu werden verdienen.“

Zu den Autoren, deren Bücher verboten werden, gehören der Staatsrechtler Karl Ludwig von Haller, der ein Werk über die „Restauration der Staatsverfassung“ verfasst hat, sowie der radikale Politiker Johann Peter Friedrich Arndt, aber auch der jüdische, der Auflösung verpflichtete Schriftsteller Sud Ascher, der die Deutschendel der Nationalbewegung kritisiert hat.

Manche der Verfasser sind persönliche Feinde des Turnvaters Jahr, andere

in den Augen der Studenten Verfechter des Absolutismus, wie etwa August von Kotzebue, der eine „Geschichte des Deutschen Reiches“ geschrieben hat. Eigentlich ist Kotzebue ein beliebter Lustspielautor, aber die Studenten hassen ihn, weil er sich in seinen Schriften über ihre hehre Meinung lustig macht.

Nur Eingeweihte und jene Studenten, die sich am Feuer stehen, können erkennen, dass Maßmann gar keine neuen Bücher verbrennen lässt, sondern Mäkelvorhalten, des „Altpapier“, auf denen die Titel der Werke geschrieben stehen.

Neben den mehr als 30 Papieren werden die jungen Männer auch noch drei Gegenstände ins Feuer, in ihren Augen die Symbole des Absolutismus und des Drills eines burschenschaftlichen Militärs, einen preussischen Uhren-Schmied und einen österreichischen Korporalstock. Darüber hinaus den preussischen „Allgemeinen Codex der Gerichtsbarkeit“, für die Studenten die Verkörperung der polizeistraflichen Unterdrückung (eine besonders schwerwiegende Tat: Der Hinzugehörte, inzwischen Leiter der Abteilung für Polizei im preussischen Innenministerium, wird deshalb den Vorwurf der „Majestätsbeleidigung“ erhoben).

Während das Feuer niederbrennt, wird auch gar manche schön Liedlein gesungen“, wie Maßmann in einer Beschreibung des Festes notiert. Dann, gegen Mitternacht, stehen die Studenten zurück in die Stadt, um „Johann Heberling“ in den Gefängnis verurteilen.

Der zweite Tag des Wartburgfestes verläuft ruhiger. Die Studenten diskutieren etwa die Spannungen zwischen Burschenschaften und Landsmannschaften, treffen sich dann zum Gottesdienst.

Und während „ein sanft herabfallender Regen“ auf den Eisenacher Marktplatz niedergeht, folgt am Nachmittag „ein wehrstetig freudiger Abschied“, wie ein Teilnehmer schreibt. „Nicht bließ Burschen, auch merckende Männer weinten vor freudiger Rührung.“

Das Echo auf das Wartburgfest ist in den ersten Wochen voller Lob und Zustimmung. Positive Berichte füllen die Zeitungsblätter, die Eisenacher Bürger

schaft bedacht sich für das vorbildliche Verhalten der Studenten.

Doch schon bald veröffentlichte Mathmann (zunächst anonym) seine „Karte und wahrhaftige Beschreibung“ des Festes, in der er die Burschenvorstellung – von der bis dahin in der Öffentlichkeit nicht die Rede war – in den Mittelpunkt des Geschehens rückt. Und begibt so einen folgenschweren Fehler.

Denn mit der Nachricht über die Vorbereitung dreht sich die Stimmung. Ein Berliner Blatt behauptet fälschlich, auch die Bundesakte, die Gründungsurkunde des Deutschen Bundes, sei ins Feuer geworfen worden. Andere Zeitungen springen auf – man entwickelt sich das Wartburgfest zu einem Skandal im In- und Ausland. Der britische Gesandte in Berlin nennt das Treffen eine „Sache revolutionärer Aufwallung“, ein französischer Diplomat vergleicht es mit dem Sturm auf das Bastille.

Damit ist genau das eingetreten, was Metternich mit seiner Politik der Restauration verhindern wollte: Unruhe in den deutschen Staaten, Rebellion. Plant die Nationalbewegung etwa eine Revolution?

Im November erreichen den Weimarer Großherzog zwei Schreiben des Leiters der Abteilung für Polizei im preussischen Innenministerium, Karl von Kamptz. Der fühlt sich vor allem deshalb unwohl, weil nach der von ihm herausgegebene „Codex der Gendarmenrie“ verlesen wurde.

Der Polizeichef macht den Großherzog persönlich für die Belästigung auf der Wartburg verantwortlich, die von einem „Haufen verwildelter Professorens und verführter Studenten“ begangen worden sei. Die Universität Jena sei auf dem besten Weg, zu einer „Pflanzschule von Staatsverbrechern“ zu werden.

Weil Kamptz glaubt, einer Verschwörung auf der Spur zu sein, lässt er alle Berliner Teilnehmer des Festes verhören. Es kommt zwar noch nicht zu Inhaftierungen, aber der Polizeichef macht sich schon einmal daran, Akten über die Verdächtigen anzulegen.

Im Dezember 1817 melden sich die Monarchen persönlich zu Wort: In zwei Briefen teilen der preussische König und der österreichische Kaiser dem Großher-



VORPALLIA.



BREMANIA.



ESTHARRUCIA.



HEACTIA.



HEIVETA.



OSTFALIA.



CURONIA.



LÜNEBURGIA.



GUEFTMALLA.



THURINGIA.



AMISIA.



NAESSOTA.

Göttinger Clubbs. 1

Zug der Repression: Als ein Teilnehmer des Wartburgfests im Jahr 1819 einen konservativen Schriftsteller anwandte, werden alle Burschenschaften kurzerhand verboten (oben: Mützen Göttinger Studentenverbindungen)

zog ihre „Besorgnisse“ über das Geschehen mit, und der russische Zar fasste seinen Gesandten auf, in Weimar genau die gleiche Botschaft zu überbringen.

Die Anzeichen der Obrigkeit auf die Aktivitäten des Wartburgfestes bewiesen andererseits, dass zahlreiche Studenten in Deutschland sich angesprochen fühlten. Im Verlauf des Jahres 1818 bildeten sich an fast allen deutschen Universitäten Burschenschaften, im Oktober gründeten Abgesandte aus 14 deutschen Staaten in Jena eine „Allgemeine deutsche Burschenschaft“, in der sämtliche Studentenverbindungen aufgehen sollten.

Die Studenten geben sich ein Grundaktsprogramm, das Forderungen von der Religionsfreiheit bis zur Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz enthält. Historiker werden es später das erste Parteiprogramm Deutschlands nennen.

Unterschriften aber will kaum einer der Studenten des Papies, zu groß ist bei vielen die Angst vor burschlichen Problemen. Mathmann ist einer der wenigen, die das Programm signieren. Auch eine Veröffentlichung scheint zu gefährlich, heftig gibt es von Hand zu Hand.

Und dann geschieht etwas, das alle Verschwörungstheorien von Kamptz zu bestätigen scheint: Der Student Carl Ludwig Sand ersticht am 23. März 1819 August von Kotzebue, einen der Dichter, deren Werke symbolisch im Feuer des Wartburgfestes verbrannt wurden. Kotzebue ist zur größten Hassfigur der Nationalbewegung geworden, weil er nicht nur in seinen Schriften demokratische Bestrebungen verächtlich machte, sondern weil zudem bekannt geworden ist, dass



legten Konspiration auf der Spur zu sein (die es in Wahrheit aber gar nicht gibt: Sand barockte wohl allein). Zudem schickten die Berliner Behörden den Turpin auf der Hasenheide, im Juli 1819 wird Jahn gefangen genommen und in Ferengschaft verbracht, für fast sechs Jahre. Überall im Land verhaften Polizeisten aus Burschenschaftler und Turner.

Mafmann wird von den preussischen Behörden vernommen. Seinen Posten als Konsler in Breslau muss er aufgeben, wird dann nach Magdeburg strafversetzt, wo er als Lehrer arbeitet, von seinem Vorgesetzten streng überwacht.

Und die Mafnahmen der Obrigkeit werden immer schärfer. Im August treffen sich Minister von sechs deutschen Staaten auf Breiten Metternich zu Geheimverhandlungen in Karlsbad. Die Mafnahmen, auf die sich die Politiker einigen, bleiben formal bis 1848 in Kraft.

Die „Karlsbader Beschlüsse“ sind ein Instrumentarium der Unterdrückung: An allen deutschen Universitäten überwachen künftig staatliche Kommissare das Lehrgeschehen. Die Burschenschaftler müssen sich auflösen, wer dennoch als Mitglied identifiziert wird, ist auf Lebenszeit vom Staatsdienst ausgeschlossen. Publikationen unterliegen einer strengen Zensur.

Außerdem erhält der Deutsche Bund das Recht, militärisch in die inneren Angelegenheiten eines Einzelstaates einzugreifen und die Durchsetzung seiner Beschlüsse dort zu erzwingen.

Zudem gründen die Herrscher noch eine „Zentraluntersuchungskommission“ in Mainz, die „revolutionären Unruhen“ nachgehen soll. Es ist vor allem diese Untersuchungsbehörde, die das Klima verändert. Ein Netz aus Spitzeln, Agenten und Denunzianten legt sich über das Land.

Unabhängige Begräbnisse werden verboten: Patienten verschwinden im Gefängnis, Professoren verlieren ihre Lehrstühle, Studenten werden kommunistisch.

Wird dem Kerker entlassen, wandert nach Frankreich, in die Schweiz oder die USA aus oder führt fortan ein unzufriedenes Leben, etwa als Hauslehrer.

Auch Hans Ferdinand Mafmann wird verhaftet, jahrelang von den Behör-

den drangsaliert und mit Berufsverboten belegt. Politisch ist er nicht mehr tätig. Schon 1825 wird seine Akte bei der Untersuchungskommission deshalb geschlossen. Schließlich vergräbt er sich in den Wissenschaften – als Sprachforscher über die Littatur des Mittelalters.

Wie Mafmann verurteilen auch viele andere Anhänger der Nationalbewegung. Mit aller Härte haben die Kräfte der Restauration eingeschlagen, getrieben von der Furcht vor dem Beginn einer deutschen Revolution. Aber von einer Erhebung haben nur die wenigsten Turner und Burschenschaftler geträumt. Selber in ihrem Grundstanzprogramm heißt es noch, die „Fürstentümle“ sei „das Erbteil auf Erden“.

Durch die rückwärtigen Restaurationen legt sich eine Erstarrung über die Staaten des Deutschen Bundes. Von einem einzigen Vaterland haben die Studenten geträumt. Doch die einzige gesamtdeutsche Institution, die nach dem Wartburgfest entsteht, ist die Zentraluntersuchungskommission – das Instrument eines Polizeistaats.

So endet die bewegte Ära um 1800 in einer eigentümlichen Stille. Nachdem die Aufkllärung den absoluten Machtanspruch der Fürsten und die Deutungsbarkeit der Kirche infrage gestellt hat, Dichter literarische Revolutionen angestrebt und Denker die deutsche Nation erfinden haben, schließlich in gewählten Schlachten die Franzosen vernichtet worden sind, beginnen nun die Jahrzehnte des Biedermeier: politisch konservativ, literarisch buntebunten, „eher kalt noch warm“, wie der Schriftsteller Ludwig Plin notizen wird. Aber immerhin friedliche Fast 50 Jahre lang wird Mitteleuropa keinen Krieg erleben – das der längsten Friedensphasen in der Geschichte des Kontinents. ■

Johnes Struppel, Jg. 1911, aktiviert
gemäßig, für GED 0062302.

LITERATUREMPFEHLUNG: Thomas Nipperding: *Deutsche Geschichte 1800–1848*. Bielefeld und stadt Staat, C. H. Beck. Das Standardwerk enthält ein kurzes, aber sehr informatives Kapitel zur Entstehung des deutschen Nationalgefühls.

er dem russischen Zaren als Informant über die Lage in Deutschland dient.

Carl Sand hatte sich an der Universität Jena einem radikalen Flügel der Burschenschaft angeschlossen, das Fast auf der Wartburg war für ihn der Höhepunkt seines Lebens. Mit dem Mord will er ein Zeichen setzen, dass man für seine Überzeugungen auch den eigenen Tod nicht scheuen dürfe. 1820 wird er verurteilt und hingerichtet.

Für die Verfechter der Restauration ist das Attentat genau das, worauf sie gewartet haben. Der „verräterische Sand“ habe „auf Kosten des armen Kerls“ einen guten Anlass zum Eingreifen gegeben, notiert Metternich zynisch. Man gelte es darum, „der Sache die bester Folge zu geben“.

Sowohl Metternich als auch Kamptz sind davon überzeugt, einer groß ange-

Deutschland um 1800

Die 50 Jahre um die Wende zum 19. Jahrhundert sind für Deutschland eine Ära des Umbruchs und der kulturellen Blüte. In einer Zeit zwischen Krieg und Frieden halten neue Ideen Einzug – bringen Provinzstädte bedeutende Geistesgrößen hervor — Text: ANDREAS SEDLMAIR, Karten: STEFANIE PETERS

Deutschland – das ist im 18. Jahrhundert noch immer das Heilige Römische Reich deutscher Nation, ein Staatenverbund von mehr als 1000 großen und kleinen Herrschaften, an dessen Spitze ein Kaiser mit nur wenigen zentralen Machtbefugnissen steht. Mehr Jahrhunderten stand der Herrscher dieses Reiches fast immer aus dem österreichischen Hause Habsburg.

Bis 1790 erhalt sich das Reich noch von den Folgen des 1701 zu Ende gegangenen Siebenjährigen Krieges, in dem sich mit Preußen und Österreich die beiden stärksten deutschen Mächte zum dritten Mal innerhalb von zwei Jahrhunderten bekämpft haben.

Die Konkurrenz zwischen einem zwei Staaten prägt auch weiterhin die politische Geschichte im Reich. Und noch immer ist Deutschland eine Ständegesellschaft, in der jeden Bürger durch seine Geburt ein fester Platz im Leben zugewiesen ist und der Adel summt die politische Macht in den Händen hält.

Doch unter dem Einfluss der Aufklärung, jener vor allem aus Frankreich und England kommenden Geistesströmung, die die Monarchie der Vernunft und die Gleichheit aller Menschen

postulierte, zeichnet sich im Heiligen Römischen Reich nun ein allmählicher Übergang zu einer königlich geprägten Gesellschaft ab. In kultureller Hinsicht, etwa in der Literatur und Philosophie, kann Deutschland mit dem führenden Nationen Europas noch nicht mithalten – doch das wird sich schon bald ändern.

1769

20. 8. Heffle. In einem schlesischen Schloss begannen sich Preußens König Friedrich II. und Joseph II., der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und gemeinsam mit seiner Mutter Maria Theresia Oberhaupt des Hauses Habsburg, die beiden Monarchen – diesen Staaten steht es heute zum ersten Mal nach dem Krieg gegenüber – wollen die Möglichkeiten für eine Zusammenarbeit ihrer Häuser ausloten. Aufgrund ihres gegenseitigen Misstrauens können sich die zwei jedoch nicht auf ein gemeinsames Handeln einigen.

1772

1. 8. Russland. In Sankt Petersburg vereinbaren Preußen, Österreich und die Zarowien, sich jeweils größte Teile des polnischen Staates aneignen. Die zwei deutschen Mächte

wollen so eine russische Dominanz in der durch innere Konflikte geschwächten polnischen Adelsrepublik verhindern. Österreich erhält Galizien, Preußen gewinnt Westpreußen und somit eine Landverbindung zwischen seinen Landesteilen Ostpreußen und Ostgalizien. 1793 und 1795 verhandeln die Großmächte die Aufteilung des restlichen polnischen Staatsgebietes.

1774

Mai, Frankfurt am Main. Johann Wolfgang Goethe vollendet seinen Briefroman „Die Leiden des jungen Werthers“. Das Werk entwickelt sich schnell zu einem literarischen Erfolg und macht seinen fast 25-jährigen Autor in ganz Europa bekannt. Zahlreiche junge Männer ahmen in Lebenshaltung und Ansichten den Protagonisten des Buches nach, der sich aus Enttäuschung über eine verheiratete Liebe und die ablehnende Haltung der Gesellschaft das Leben nimmt. Goethes Roman ist ein Höhepunkt der literarischen Sättigung des „Sturm und Drang“, die in Ergänzung der Ideen der Aufklärung den Wert des Gefühls, die Freiheit des Individuums und eine

schwärmende Naturbegeisterung propagiert.

1775

3. 10. Weimar. Goethe folgt einer Einladung des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach und lässt sich in dessen Residenz nieder. Die Provinzstadt, in der sich in diesen Jahren auch andere Dichter und Denker ansiedeln, entwickelt sich zu einem Zentrum des deutschen Geisteslebens.

1778

5. 1. Böhmen. Der Preußenkönig Friedrich II. lässt 80.000 Soldaten in das zum Habsburgerreich gehörende Territorium einmarschieren. Der Monarch reagiert damit auf den Versuch Josephs II., Teile Böhmens in den Besitz seiner Dynastie zu bringen. Dieser Konflikt – in dessen Verlauf es aber zu keinen größeren Feldschlachten kommt – endet im Mai 1779 mit einem Kompromiss. Österreich wird lediglich das bayerische Innereisbiet zugesprochen. Durch seine führende Rolle im Widerstand gegen Josephs Expansionsdrängen ist es Friedrich gelungen, sich als Verteidiger der Reichsverfassung und Anwalt der kleineren Fürstentümer im Reich zu

positionieren. Angesichts des nur mäßig gestärkten Ansehens des Kaisers werden sich ab 1780 nach und nach zahlreiche kleine und mittlere Fürstentümer unter preußischer Führung zu einem gegen Habsburg gerichteten Bündnis zusammenschließen, an dem Preußen aber schon bald das Interesse verliert.

1781

Königsberg. Der Philosoph Immanuel Kant veröffentlicht die „Kritik der reinen Vernunft“, eines seiner Hauptwerke. In einzigartiger Gründlichkeit untersucht Kant in dieser Schrift die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. In späteren Schriften befasst sich der Göttinger, der die Region seiner Geburtsstadt nie verlassen wird, unter anderem mit Grundfragen des Ethik und der Ästhetik; er wird so zum bedeutendsten deutschen Philosophen der Aufklärung.

1786

13. 8. Potsdam. Friedrich II. stirbt. Nach preussischer Krönung wird sein Neffe Friedrich Wilhelm II. Der heißt unter anderem durch Göttingerweitschaft und einen aufwendigen Lebenswandel hohe Staatsschulden an. Die



Mehr als 1000 Herzogtümer, Königreiche, Reichsräte sowie winzige Herrschaften bilden 1799 das Heilige Römische Reich deutscher Nation, zu dem trotz seines Namens nicht nur deutsche Gebiete zählen. Auch die Österreichischen Niederlande und Teile des heutigen Italiens gehören dazu. Die Regionen nördlich der Eider hingegen ist dänisch. Der Traum der Nationalbewegung von einem geeinten Deutschland wird sich erst spät erfüllen – und dann nicht vollständig. Als der preussische König 1871 Kaiser des ersten deutschen Nationalstaats wird (dessen Grenze zeigt die grüne Linie), ist Österreich, der alte Rivale Berlins, nicht dabei.

Danke der Aufklärung, von Friedrich II. nach gefördert, unterdrückt der Monarch mit Zensur.

1790

22.7. Reichentwurf. In dem schlesischen Ort

treffen Preußen und Österreich eine Vereinbarung. Die Habsburgermonarchie wird künftig auf territoriale Erweiterungen aus dem Besitz des Österreichischen Reiches verzichten, gegen das es

seit Jahrzehnten immer wieder Krieg führt. Davon kommt das neue Oberhaupt des Hauses Habsburg, Joseph II. (ab September 1790 als Leopold II., auch Kaiser des Heiligen Römischen

Reiches), eine Forderung Preußens nach. Friedrich Wilhelm II. fürchtet, durch einen österreichischen Machtzuwachs auf Kosten der Osmanen im Inneren treffen zu geraten. Leopold macht das geforderte

Zugeständnis, da Österreich sich in einer Zerungslage befindet, in die es unter anderem durch mehrere Aufstände in seinen Territorien geraten ist. Die Konvention von Reichentbach beendet die

Konkurrenz zwischen Preußen und Österreich, die die deutsche Geschichte der vergangenen Jahrzehnte geprägt hat.

1791

17. 8. Pillnitz. Als Reaktion auf die zwei Jahre zuvor ausgebrochene Französische Revolution beschließen Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. bei einem Treffen in dem sächsischen Ort das Schicksal des bedrohten kaiserlichen Königreiches öffentlich als eine Angelegenheit aller europäischen Monarchen. Daraufhin erklären Frankreich Leopolds Nachfolger Franz II. 1793 den Krieg. Nach anfänglichen Niederlagen können die französischen Truppen gegen die Streitkräfte der Habsburger und Preußen in die Offensive gehen und westlich des Rheins gelegene Reichsgebiete erobern, darunter die Städte Speyer, Worms und Mainz.

1. 12. Wien. Im Alter von 35 Jahren erliegt Wolfgang Amadeus Mozart einer unbekannten Krankheit. Erst in Salzburg, dann in Wien hat der Komponist Dutzende meisterbaher Instrumentalwerke und Opern verfasst, mit denen er aber keinen dauerhaften wirtschaftlichen Erfolg erlangen konnte. Erst nach dem frühen Tod des Meisters setzt sich die Einschätzung durch, dass Mozart einer der bedeutendsten Komponisten der Musikgeschichte war.

1793

11. 8. Mainz. In einem Saal der Stadt tritt der Rheinisch-Deutsche National-

konvent zusammen, ein Parlament, dessen Abgeordnete in rund 150 Gemeinden des französisch besetzten linksrheinischen Gebiets gewählt worden sind. Tage darauf ruft der Konvent den Rheinisch-Deutschen Freistaat aus – die erste Republik auf deutschem Boden. Durch die demokratische Staatsgewalt von französischen Ökonomen kann sich nur vier Monate halten. Im Juli 1793 erobern Truppen des preussischen Königs und anderer Fürsten Mainz zurück, stellen die frühere Herrschaft des Mainzer Kurfürsten wieder her und verjagen die deutschen Revolutionäre, von denen viele für Jahre eingekerkert werden.

1798

5. 4. Basel. Angesichts eines drohenden Staatsbankrotts schließt Preußen einen separaten Friedenvertrag mit Frankreich und zieht sich damit aus der antifranzösischen Koalition zurück. Das Reich der Deutschen hat fortan militärisch in zwei Hälften geteilt in eine nördliche, die Neutralität bewahrt, und eine südliche, die den Gegnern weiter bekämpft.

1797

19. 10. Cadronejo. In dem norditalienischen Ort muss auch Österreich einen Frieden mit dem überlegenen Franzosen schließen, die in Italien von dem General Napoleon Bonaparte angeführt werden. Im Vertrag von Campo Formio (benannt nach dem Lagerort des österreichischen Heeres) erkennt Franz II. prinzipiell an, dass linksrheinische Reichsgebiete

an Frankreich fallen und die betroffenen Fürsten mit rechtsrheinischen Gebieten entschädigt werden. Nach der Niederlage einer weiteren antifranzösischen Koalition muss der Herrscher des Rhein 1801 offiziell als Reichsgenosse anerkennen.

1799

1. 12. Weimar. Friedrich Schiller verlässt seinen Wohnort in die Residenzstadt. Der 40-jährige Schriftsteller, der bereits in jungen Jahren mit seinem Sturz- und Drang-Drama „Die Räuber“ Aufsehen erregt hatte, will vor allem Goethe und dem Weimarer Nationaltheater nahe sein. In den folgenden Jahren verfasst Schiller eine Reihe von bedeutenden Dramen, darunter „Wilhelm Tell“ und „Maria Stuart“. Gemeinsam mit Goethe, mit dem er eine enge Freundschaft verbindet, wird er so zur Verkörperung der „Weimarer Klassik“. In den Jahrzehnten nach seinem frühen Tod im Jahre 1805 erklärt Schiller eine kritische „Vorlesung“ als deutscher Nationaldichter.

1801

15. 1. Wolfenbütel. Der Schriftsteller und Philosoph Herold (eigentlich Georg Friedrich Philipp Freiherr von Hardenberg) wird mit 28 Jahren in dem Ort an der Saale an Tuberkulose. Herold war Mitglied einer Gruppe um den Jenaer Professor August Wilhelm Schlegel und dessen Bruder Friedrich, deren Mitglieder seit 1799 eine neue Kunst- und Weltanschauung entwickelten, die Romantik. Mit

seiner Zeitschrift „Athenäum“ setzen die Jenaer Romantiker dem Vernunftkultus der Aufklärung die Überhöhung individueller Eingebungen entgegen. Darin streben sie dem Dichten des Sturz- und Drang, die sie jedoch in der Romantik ihre Haltung übertrifft. Zudem sprechen sie, anders als ihre Vorläufer, die Gattungsgrenzen der Literatur, erklären das Fragment, die Unvollständigkeit, zu neuen Ausdrucksformen. Das Idealgefühl romantischer Sehnsucht hat Herold in seinem Romanfragment „Heinrich von Ofterdingen“ mit den „Jahren Blume“ geprägt, die seinen Traumleben in einem Traum als Verkörperung aller Begehrten vor sich erscheint. Die romantischen Ideen durchdrin-

gen in den folgenden Jahrzehnten die Kunst in Europa, beeinflussen die Literatur, die Malerei und schließlich die Musik.

1805

15. 1. Regensburg. Der „Reichsdeputationshauptschluss“, das Dekret einer Fürstenerkennung, verändert die bestehende Verfassung der staatlichen Strukturen Deutschlands. Auf Geheiß Napoleons entscheidet das Dokument jene Territorialformen, die von den Gebietsabtretungen an Frankreich betroffen sind. Als Ersatz erhalten diese Fürsten (die Napoleon als Verbündete gewinnen will) die Territorien fast aller geistlichen Fürsten im Reich und viele andere Herrschaften. So wurden zahlreiche geistliche und

DAS ENDE DES REICHS



Die Realität zwischen den österreichischen Habsburgern und den preussischen Hohenzollern hat das Heilige Römische Reich geschnitten. Es kann Napoleon nicht widerstehen, der Wien besetzt, die Fürstentümer zwingt, sich zum – von Paris abhängigen – Rheinbund anzuschließen und aus dem Reich auszutreten. Kaiser Franz II. legt daraufhin im August 1806 die Krone nieder und erklärt das Imperium nach mehr als acht Jahrhunderten für aufgelöst.

weltliche Kleinrenten aufgelöst, darunter die reichthümlichen Ämter des geistlichen Kurfürsten von Köln und Trier, 41 Reichsstädte, 19 Hochstifte und 44 Reichsabteien. Vor allem Preußen und die städtischen Staaten Bayern, Baden und Württemberg profitieren davon. Die geistlichen Fürsten erhalten zum Ausgleich Pensionen.

21. 11. Mainz. Gemeinsam mit 19 Kurfürsten stiftet der Reich und Münster Johannes Böhler, genannt „Schindelherrn“, in der französisch besetzten Rheinstadt unter der Guillotine. Baldern Bande, die seit 1800 im Hunsrück und im Taunus aktiv war, ist nur eine von vielen Raubgruppen im Reich. Vor allem seit Beginn der Kriege gegen Frankreich haben sich angesichts der chaotischen Umstände in Teilen Deutschlands vielerorts Verbandsvereinigungen gebildet.

1804

11. 6. Wien. Unter Bruch des Reichsvertrags einigt Franz II. den Teil Kaiser von Österreich (im Jahr Franz II.) Anders als die Kaiserwürde im Reich, die auf die Wahl durch die Kurfürsten beruht und nur aufgrund einer uneingeschränkten Konvention nahezu immer einem Habsburger verfallen wird, soll dieser Teil erblich sein, also stets im Hause Habsburg verbleiben.

Franz reagiert damit auf die eigensinnige Rumpelkammer Napoleons, der sich kurz zuvor selbst die erbliche

Kaiserwürde Frankreichs verliehen hat.

1805

2. 12. Austerlitz. In der „Dreikaiserschlacht“ bei einem Ort in Mähren besiegt Napoleon eine Koalition aus Russland und Österreich, die sich kurz zuvor gegen Frankreich verbündet hatten. Österreich muss große Territorien abtreten. Franz II. wird zudem gezwungen, eine Rumpelkammer der deutschen Alliierten des Pariser zusammenzusetzen. Der Mitglied von Baden wird zum Großherzog, die Herzöge von Bayern und Württemberg zu Königen. **Heidelberg.** Die Dichter Clemens Brentano und Achim von Arnim geben den ersten Band der „Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ heraus. Das insgesamt drei Bände umfassende Werk enthält etwa 700 Lieder aller Art, darunter auch einige Neuschöpfungen der Hansasänger, und wird zu einer wichtigen Inspirationsquelle der romantischen Bewegung.

1806

11. 7. Paris. 14 deutsche Staaten, darunter Bayern, Baden und Württemberg, treten auf Druck Napoleons aus dem norddeutschen Reich aus und bilden den Rheinbund, eine Allianz unter französischer Oberherrschaft, der sich in der Folgezeit die meisten deutschen Fürsten anschließen. Der Kaiser der Franzosen wird durch das neue Gebilde seine Kontrolle über West- und Süddeutschland sichern und ein Gegengewicht zu Preußen und Österreich

schaffen. Zudem müssen sich die Rheinbundstaaten verpflichten, Napoleon für seine Falsche Herrschaftskontingente zur Verfügung zu stellen.

6. 8. Wien. Franz II. kommt einem Ultimatum Napoleons nach und legt die deutsche Kaiserkrone nieder. Zugleich erklärt der Monarch die Kaiserzeit für erloschen. Die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, das 844 Jahre bestanden hat, ist damit beendet. Fast ein Jahrtausend lang wird die deutsche Staatsmacht nun ohne eine einheitliche politische Organisation existieren.

26. 8. Berlin. Das in Preußen militärische Schlagkraft überschätzt, gibt König Friedrich Wilhelm III. die seit 1795 eingeführte Nationalität seines Landes auf und erklärt Frankreich den Krieg. Napoleon nimmt die Herausforderung an und schlägt die schlecht vorbereiteten preussischen Truppen am 14. Oktober bei Jena und Auerstedt vernichtend. Am 21. Oktober zieht Napoleon in Triumphe in Berlin ein, seine Truppen besetzen Preußen. Im Frieden von Tilsit, den Friedrich Wilhelm III. im Sommer 1807 abschließen muss, verliert Preußen rund die Hälfte seines Staatsgebiets an die Franzosen.

1807

9. 12. Berlin. Das in diesem Tag verschiedene preussische „Ökonomieblätter“ kündigt die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft und den ungehinderten Handel mit Land

an. Das Gesetz ist der erste bedeutende Schritt in einer Reihe von Reformen, mit denen liberale Strukturen am den letzten des Minister Heinrich Friedrich Karl Freiherr von Stein Preußen nach der Niederlage gegen Frankreich langfristig stärken wollen. Wichtige Veränderungen sind die Etablierung der Gemeindefreiheit, die die seit dem Mittelalter bestehenden Vorrechte der Zünfte beendet, sowie eine Heeresreform, die das Offizierskorps auch für Bürgerliche öffnet (und später die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht).

18. 12. Berlin. Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte hält in Berlin die erste seiner „Reden an die deutsche Nation“, 15 weitere folgen im Laufe des Winters und finden starker Resonanz. Eine Einführung im rationalen Sinne, so verbindet Fichte es seiner geliebten Vaterstadt in der Berliner Akademie, werde Deutschland zu neuer Blüte treiben und universelle Probleme lösen. Nur die deutsche Nation sei zur Befreiung der Menschheit in der Lage, da sie allen anderen an Charakter überlegen sei. Fichte wird so zum Vorläufer eines ultranationalistischen, tendenziell antisemitischen deutschen Nationalismus.

1808

1. 1. Kassel. Im Königreich Westphalen – einem kurz zuvor von Napoleon gegründeten und von dessen Bruder Jérôme regierten französischen Satellitenstaat auf deutschem Boden – tritt der

„Code Civil“ (auch „Code Napoleon“) in Kraft. Das Gesetzbuch, das auch in den französisch besetzten Rheinlanden gültig ist, garantiert bürgerliche Freiheitsrechte, etwa die Gleichheit vor dem Gesetz und den Schutz des Eigentums.

Dresden, Dresden

In Anlehn an den Künstler Caspar David Friedrich aus Großsiedel ist für einige Tage das Gemälde „Kreuz im Gebirge“ zu sehen. Das ist ein Hausaltar vorgesehene Bild zeigt ein Kreuz auf einem von Tannen umschauerten Felsgipfel. Die ungewöhnliche Verlinkung von Landschaftsmalerei und religiöser Thematik hat schon bald eine kontrovers geführte Diskussion über Friedrichs Werk aus. In den folgenden Jahren wird der Künstler zum bedeutendsten Maler der deutschen Romantik, deren Ideen von Naturverbundenheit, religiöser Integrität und radikaler Subjektivität sich in seinen Gemälden widerspiegeln.

1809

21. 5. Stettin. In den Straßen der Ostseestadt fällt der preussische Major Ferdinand von Schill im Kampf gegen die Verbündeten Napoleons. In den Wochen zuvor hat die Befehlshaber eines Hussarenregiments vergeblich versucht, in Norddeutschland eine Volksbewegung gegen die französischen Besatzer auszulösen. Trotz seines Misserfolgs werden viele Deutsche Schill als patriotischen Freiheitskämpfer.

18. 8. Königsberg. Der preussische König Fried-

rich Wilhelm III. begründet durch einen Stiftungspakt die Berliner Universität. Entgegenstand des Verständigungens des einflussreichen Sprachwissenschaftlers und Bildungspolitikers Wilhelm von Humboldt sollen dort Forschung und Lehre verbunden werden. Zudem regelt die Universität ihre eigenen Angelegenheiten selbst, während der preußische Staat für die Finanzierung und die Erneuerung der Professoren zuständig ist.

1800

10. 2. Mantua. In der französisch beherrschten norditalienischen Festungstadt errichtet ein Exilationskommando den Garzini Andrea Hefner, der im Vorjahr einen 'Mißaufstand' gegen die bayerischen Herrscher Türol und einen napoleonischen 'Verbündeten' angeführt hat. Hefner und drei von ihm geführten Landsturm- und Schützen-truppen (es ist gelungen, den Besitzern mehrere Niederlagen auszufügen) und zeitweilig die Herrschaft über die Alpenregion zu erlangen. Angesichts der gegenseitigen Übermacht und des Ausbleibens österreichischer Hilfe mussten die Aufständischen sich jedoch im November 1809 geschlagen geben.

19. 2. Hohenhausen. Mit 34 Jahren erblickt die preussische Königin Luise in einem Mecklenburger Schloss eine Lungenerkrankung. (Die aufgrund ihres unangenehmsten Wunsches im 'Völlig außergewöhnlich beliebten Monarchin' gilt vielen Deutschen als Symbol des Widerstands

gegen Napoleon, dem gegenüber sie sich im Juli 1807 in Tilsit für mildere Friedensbedingungen für Preußen eingesetzt hat, wenn auch vergebens. Nach ihrem frühen Tod wird die Monarchin zur Verkörperung von weiblicher Tugend und Vaterlandsliebe verhüllt.)

10. 11. Norddeutschland. Um die deutsche Küste zu kontrollieren und so die bereits 1806 verfügte Kontinentalsperre durchzusetzen – die Unterbindung jeden Handels mit Großbritannien –, anvisiert Napoleon große Teile der Region. Die bereits seit 1806 französisch besetzten Mündungsgebiete von Ems, Weser und Elbe einschließlich der Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck, über die große Mengen an Schmuggelware nach England gelangt waren, gehören nun zu französischen Departements und gelten als Teil Frankreichs.

1811

19. 6. Berlin. Der Lehrer Friedrich Ludwig liegt erkrankt in der Hanseide, einer Gräfinde vor dem Toren der preussischen Hauptstadt, dem ersten 'Kunzt' von. Der national und antinapoleonisch gesinnte 'Jugend' will dem Staat körperlich starke Soldaten stellen, die gegen Napoleon kämpfen können. Später entstehen im Deutschen Bund in etwa 180 Orten Turnvereine mit rund 12000 Mitgliedern.

1812

20. 11. Kassel. Die Preußen, Jacob und Wilhelm

Griener veröffentlichen den ersten Band ihrer 'Kinder- und Hausbibliothek'. (Das Babelmagazin hat zuvor zahlreiche mündliche und schriftliche Quellen ausgewertet, um die in seinen Augen besten 'Verstärker der alten Volkserzählungen zu finden. Mit ihrem überaus reichhaltigen Schatz von Geschichten und der klaren Moral ihrer Märchen, die fortan in immer wieder neu bearbeiteten Fassungen erscheinen, treffen sie den Geschmack des deutschen Bürgertums.)

1813

11. 8. Breslau. Mit der Proklamation 'An mein Volk!' fordert der preussische König Friedrich Wilhelm III., der kurz zuvor ein Militärbündnis mit Zar Alexander geschlossen und Frankreich im Krieg erklärt hat, seine Untertanen zum Kampf gegen Napoleon auf. Auch außerhalb Preussens wird Deutschland nun von einer Welle der nationalen Begeisterung erfasst. Väter werden bald patriotische Söhne Freiwilligenvereine, um am Freiheitskrieg mitzumachen. Doch erst ab sich im August auch Österreich der Koalition anschließt und die Allianz über 100 000 Mann verfügt, kann Napoleon in die Enge gedrückt werden.

19. 10. Leipzig. Mit dem Sieg einer Koalition aus Russen, Preußen, Österreichern und Schweden endet die dreitägige 'Völkerschlacht', das bis dahin größte Feldgefecht der europäischen Geschichte. Der geschlagene Napoleon muss fliehen, der Rheinbund löst sich auf.

das Königreich Westphalen verfällt. Am Napoleontag 1814 übergeben die Truppen der 'Verbündeten des Rhein, drei Monate später ziehen sie in Paris ein. Napoleon dankt im April ab und muss sich nach Elba zurückziehen.

1815

9. 6. Wien. Hochrangige Gelehrte aus vielen Staaten Europas unterzeichnen das Abschlußdokument des Wiener Kongresses. Seit September 1814 haben Fürsten und Diplomaten unter dem Vorsitz des österreichischen Außenministers Klemens Wenzel Fürst von Metternich in der Donaumetropole tagt, um die territorialen und politischen Verhältnisse in Europa nach dem Sieg über Napoleon neu zu ordnen.

Die Teilnehmer der Konferenz beschließen auch eine Neuordnung für Deutschland, berücksichtigt dabei jedoch nicht die Forderungen der deutschen Nationalbewegung. An die Stelle des erstorbenen Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation tritt kein Einheitsstaat, wie von den Patrioten gefordert, sondern ein 'Deutscher Bund' von zunächst 34 souveränen Fürstentümern sowie vier Freien Städten. Das zentrale gemeinsame Organ der Bundesmitglieder, die Bundesversammlung in Frankfurt am Main, ist kein gewähltes Parlament, sondern ein von den Fürsten der Einzelstaaten bestellter Gremienkongress.

Preußen kann bei den Wiener Verhandlungen seine alte Machtposition wiederherstellen, es muss

zwar erhebliche Teile der in den politischen Teilungen gewonnenen Territorien an Russland abgeben, erhält dafür aber unter anderem ausgedehnte Gebiete am Rhein und in Westfalen. Die bedeutendste Macht innerhalb des Deutschen Bundes ist jedoch Österreich, dessen Vertreter auch den Vorsitz im Bundesrat führt.

11. 6. Jena. Unter dem Motto 'Denn Biederen Ehre und Achtung' (später 'Ehre, Freiheit, Vaterland') schließen sich in Jena patriotisch gesinnte Studenten zur ersten Burschenschaft zusammen. Schon bald gründen sich an zahlreichen anderen deutschen Hochschulen ähnliche Organisationen. Die Forderungen der neuen 'Vereinigung' – Schwere, Rot und Gold, in Anlehnung an die Uniformen – haben viele Privilegien in den universitären Behörden verloren – werden zum Kennzeichen der deutschen Nationalbewegung, die für die Abschaffung der Kleinstrukturen und die Gründung eines geeinigten deutschen Reiches eintritt.

18. 9. Paris. Auf Betreiben von Zar Alexander I. wandeln die konservativen Mächte (Russland, Österreich und Preußen) ihre Koalition aus dem Krieg gegen Napoleon in ein dauerhaftes Bündnis zur Wahrung des politischen und sozialen Status quo in Europa um. Dieser 'Heiligen Allianz' schließen sich bald darauf nahezu alle europäischen Staaten an.

1817

18. 10. Würzburg. Eine 180 Studenten aus ganz

NEUE ALTE ORDNUNG



Nach dem Sieg über Napoleon ordnen die europäischen Großmächte den Kontinent neu. Auf dem Wiener Kongress stellen sie alte Dynastien wieder her, ziehen neue Grenzen und ersetzen vor allem das Heilige Römische Reich. An seine Stelle tritt der «Deutsche Bund», der ab 1815 aus 36 Fürstentümern und vier freien Städten besteht (siehe Geografie). Auch das dänische Holstein und das niederländische Luxemburg sind Mitglied.

Deutschland kammer zusammen, um ein Pakt zum Gedenken an die Reformation 500 Jahre zuvor und die Völkerschlacht bei Leipzig zu feiern. Am Abend der Veranstaltung verlesenen städtische Bürgerschaften symbolisch Blicke, die sie als «undeutsch» und reaktionär empfanden (siehe den „Code Civil“) sowie Uniformen als Zeichen der Fürstenherrschaft. Die großstädtische Regierung empfand diesen ersten Höhepunkt einer nationalen Bewegung in Deutschland als Bedrohung von Ruhe und Ordnung und verbietet die städtischen Bürgerschaften in Preußen. Göttingen reagiert der Haus der Wartburg, der Großherzog von

Sachsen-Weimar-Eisenach. Er lässt zu, dass sich 1818 am Jahrestag der Wartburgkette in Jena die „Allgemeine Deutsche Bürgerschaft“ gründet, ein Zusammenschluss aller verbleibenden städtischen Verbände.

1818

24. 5. München. Der König von Bayern gewährt seinem Volk eine Verfassung und kommt damit einer sehr formalen Befolgung in der „Bundesakte“ nach, dem während des Wiener Kongresses verabschiedeten Grundgesetz des Deutschen Bundes. Dennoch sollen in allen Bundesstaaten „landständische Verfassungen“ erlassen werden. Die baye-

rische Konstitution enthält einen Katalog von Grundrechten und sieht eine nach ständischen Kriterien zusammengesetzte Volksvertretung vor, schränkt aber die Machtposition des Monarchen nicht wesentlich ein. Andere ehemalige Rheinbundstaaten wie Hannover (1814) und Sachsen-Weimar (1816) haben bereits ähnliche Grundgesetze, in folgen Baden (1819), Württemberg (1819) und Hessen-Darmstadt (1820). Die Herzöge Österreichs und Preußens weigern sich dagegen, ihren Untertanen eine Verfassung zu gewähren.

1819

23. 5. Marbach. Der national gesinnte Theologiestudent und Burschenschafter Karl Ludwig Sand verliert ein Attentat auf den Schriftsteller August von Kotzebue, den er für einen russischen Agenten hält und der zuvor die Burschenschaften verspottet hat. Ein anschließender Selbstmordversuch des Täters scheitert. Wenige Wochen später mündigt der Versuch eines radikalnationalen Aufstands, den nationalistischen Studenten Karl von Raül zu erwidern. Die Attentate dienen dem Deutschen Bund unter Führung Metternichs als Anlass, die Bewegung für eine getrennte, föderalistische Deutschland politisch zu unterdrücken.

2. 8. Würzburg. Eine antisemitische Volksbewegung bringt einen Hochschulkollegen, der sich für die Gleichberechtigung der Juden eingesetzt hat, stört, dass das jüdische Wohnviertel der Stadt,

zerstört Gebäude und mit mehreren Anwohnern. Die antisemitischen Kräfte lassen sich schnell in zahlreichen deutschen Städten aus, können von den Behörden aber nach kurzer Zeit unter Kontrolle gebracht werden.

18. 9. Frankfurt am Main.

Der Bundestag bestätigt einstimmig drei Gesetze, die Verträge einiger deutscher Staaten zuvor ausgearbeitet haben. Die nach dem Tugensprung der Gesandten als „Karlstädter Beschlüsse“ bezeichneten Bestimmungen sollen die studentische Bewegung und mit ihr alle nationalen und liberalen Bewegungen unterdrücken, die vor allem Metternich als eine Gefahr für die bürgerliche Ordnung sieht.

Die neuen Gesetze sehen eine Prozessordnung und ein Verbot der städtischen Bürgerschaften vor. Zudem werden die Universitäten überwachungs- und politisch misstrauischen Universitätslehrer des Amtes entziehen oder verhaften, erhalten Studenten, die weiterhin Mitglied der ehemaligen Verbindungen sind, künftig keine Ausstellung im Staatsdienst mehr. Eine Zentraluntersuchungskommission soll revolutionäre Umtriebe und demagogische Verbindungen verfolgen.

1820

15. 5. Wien. Eine seit November 1819 tagende Ministalkonferenz beschließt eine Reihe von Artikeln, die die Bundesakte von 1815 konkret ausgestaltet sollen. Die „Wiener Schlussakte“,

die der Bundestag in Frankfurt bald darauf einstimmig annimmt, wird zum tatsächlichen Grundgesetz des Deutschen Bundes. Das Dokument bestätigt das monarchische Prinzip und betont die Unverletzlichkeit der Herrschaftsmacht. Die bereits in einigen deutschen Staaten bestehenden Verfassungen erkennen es zwar prinzipiell an, doch dürfen die Fürsten lediglich, in der Ausübung bestimmten Rechte“ gebunden werden – nicht jedoch in ihrer Gesamtstellung. Die maßgeblich von Österreich und Preußen getragene Schlussakte schließt so die Entwicklung zur parlamentarischen Monarchie in den deutschen Einzelstaaten einem Riegel vor.

Mit den Karlstädter Beschlüssen und der Wiener Schlussakte beginnt eine Epoche der deutschen Geschichte, die schon bald „Reaktionszeit“ oder „Biedermeier“ genannt wird. Angesichts der massiven Zensur vor allem in Preußen und Österreich kommt die im Kampf gegen Napoleon entstandene nationale und freiheitliche Bewegung nahezu zum Erliegen. Die Bürger ziehen sich in die Privat- und Familienleben zurück. Erst mit der Revolution von 1848/49 werden die Themen nationale Einheit und demokratischer Herrschaft wieder im Zentrum der deutschen Politik gelangen. ■

Andreas Tiedemann, Jg. 1985, ist Tiermediziner, Stellvert. Press. Jg. 1961, Kartographen im Team von GEOEPOCHE.

GEO WISSEN ERNÄHRUNG

GESUNDES ESSEN

Was ist gut für mich – und was nicht?

Bis-Korn gilt vielen Menschen als besonders wertvoll, doch ist sie das wirklich? Und haben exotische „Superfoods“ wie Chia-Samen das, was ihre Produzenten versprechen? Und warum gelangt es oft trotz besser Qualität nicht, ungehindert an einer Lebensmittelverfügbarkeit?

Diese und andere Fragen beantwortet die neue Ausgabe von GEO WISSEN ERNÄHRUNG, einer neuen monatlichen Heftreihe, die in Zukunft zweimal pro Jahr erscheinen und ersten Grundlageninformationen konkrete Hilfe für den Alltag bieten wird.

Die Startausgabe nimmt sich unter anderem etliche Mythen vor, um deren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Zum Heft gehört auch die Beilage „Abnehmen nach Plan“, in der die Reduktion 34 Diätprogramme vorgestellt und bewertet.



Viele Bayern setzen auf ökologischen Landbau



GEO WISSEN ERNÄHRUNG
„Gesundes Essen“ kostet
6,90 Euro, mit DVD („Plus
macht was für? Was macht
was für?“) 14,90 Euro.



GEOkompakt



Von klein auf wollen Kinder die Welt entdecken

KINDHEIT HEUTE

Wie sich Mädchen und Jungen
am besten entwickeln

Mit der Geburt eines Kindes beginnt für Eltern eine Zeit des Staunens. Denn ständig lernen für Baby etwas Neues dazu: Es lächelt erstmals, greift nach Gegenständen, lernt zu essen, dreht sich auf den Bauch, beginnt zu krabbeln. Unglaublich schnell rückt es zu einer Persönlichkeit – zu einem Menschen, der Temperament entwickelt, der Neigungen hat, der teile und einsieht. Und der die Welt begreifen möchte.

Was geht in einem Kind vor, wenn es zum ersten Mal das Gesicht seiner Mutter wahrnimmt? Wie entwickeln sich Sinne, Körper, Intelligenz? Welche Rolle spielen Geschwister, und wie motiviert man Kinder, in der Schule fleißig zu sein?

Die ersten zehn Jahre des Lebens jetzt in GEOkompakt.



GEOkompakt „The
Kinder“ steht auch!
kosten 6,90 Euro, mit
DVD („Babypalast“)
14,90 Euro. Weitere
Themen: Bindung – Die
wichtigste Erfahrung
im Leben | Diätetische
Medien – Regeln für
Internet und Smart-
phone | Geschwister –
Liebe unter Brüdern

LEBEN IM ALTEN ROM

Die besten Geschichten über den Alltag im Imperium Romanum

Wie lebten eigentlich die normalen Menschen im antiken Rom? Wie sah der Alltag von Senatoren und Sklavinnen, Gladiatoren und Händlern aus; wie arbeiteten, feierten, wohnten die Römer und wie die Bewohner der Provinzen? All diesen Fragen widmet sich die neue Ausgabe von GEO PÖCHE KOLLEKTION. Das Heft folgt einem Triumphzug durch die Straßen Roms, ist dabei, wenn das Volk auf dem Forum den Reden des berühmten Politikers Cicero lauscht oder im Kolosseum Kämpfe auf Leben und Tod beobachtet. Weitere Schauplätze der Geschichten sind die Märkte im vorfallkassischen Lapis Magnus sowie die musischgeschichtlichen Berrilde in der von einem Vulkananbruch bedrohten Stadt Pompeji.



Spektakel: eine Szenenacht mitten in Rom



GEOPÖCHE KOLLEKTION „Das Leben im Alten Rom“ hat 188 Seiten Umfang und kostet 11,95 Euro. Weitere Themen: Geschichte Kunstschätze. Die Wissen: verengung Roms / Goldfische Rüter / Jahreszeitenbilder in der Ewigkeit Stadt

WEGE ZU INNERER STÄRKE

Wie wir besser mit Ängsten und Sorgen umgehen können



Eine wirksame Therapie: sich seiner Furcht stellen

Die Angst ist im Grunde eine sehr nützliche Emotion, denn sie hilft uns, Gefahren zu meiden. Doch für viele Menschen prägt sie beständige das Lebensgefühl. Sie haben Angst vor Einsamkeit und Alter, vor Verlust von Wohlstand und Sicherheit. Sorgen verunsichern sich mitunter in viele Anspannung, und so rufen Ängststörungen zu den am weitesten verbreiteten psychischen Krankheiten. GEO WISSEN erläutert, wie sich normale Angst von einer behandlungsbedürftigen unterscheidet, mit welchen Therapien sich Phobien überwinden lassen – und vor allem wie Menschen wieder neuen Stärke gewinnen. Die neue Ausgabe gibt es auch mit DVD; diese präsentiert Übungen, mit denen man Selbstbefinden und Zurechtfindet.



GEOWISSEN „Angst und innere Stärke“ kostet 9,95 Euro, mit DVD („Angst & Meditation“) 14,95 Euro. Weitere Themen: Therapie mit Hypnose / Beruhigung: Was stabilisiert die Psyche?

DER VIETNAMKRIEG

Ab 1954 verstricken sich die USA in Südostasien in einen langjährigen Konflikt, der ein Land verheert – und eine Supermacht taumeln lässt

Am Morgen des 8. März 1963 springen 3500 US-Soldaten aus ihren Landungsbooten auf den feinen Sand des Strandes in der Nähe der Halbinsel Da Nang. Lärmbomben vietnamesische Krieger (ihnen Blumengürtel aus dem Hals und hinten ein Schild hoch, auf dem in Englisch steht: „Willkommen das amerikanischen Marines“).

In diesem vermeintlich friedlichen Akt schlüßte sich der Schlüsselmoment eines Jahrhundertkonfliktes. Die Vereinigten Staaten entsenden die ersten offiziellen Kampftruppen nach Vietnam. Wenig später schlagen sie die erste Schlacht gegen kommunistische Einheiten – und siegen. Amerikanische Militärs wie Politiker sind geradezu euphorisch. Binnen Kurzem, so meinen sie, werden sie diesen Krieg gewinnen.

Es ist ein Sieg für alle Seiten außer Truppenbesatz. Denn dieser Krieg ist nicht zu gewinnen.

Begonnen hat die Tragödie schon viel früher, als Teil einer globalen Kontroverse, des Kalten Krieges. Im Glauben, in Südostasien den verbreiteten Vorrang des Kommunismus stoppen zu müssen, protegiert Washington ab 1954 in Südvietnam ein korruptes Regime als Bollwerk gegen den von dem Kommunisten Ho Chi Minh geführten Norden des Landes. Und nicht dem Regime im Süden auch bei, als sich dort eine linke Volksbewegung erhebt.

Präsident John F. Kennedy schickt Geld, Waffen und Militärbesatz, doch der Schicksal der USA rückt weiter dem Untergang entgegen – auch weil der Norden inzwischen die im Süden kämpfenden Rebellen unterstützt.

Kennedys Nachfolger Lyndon B. Johnson entscheidet sich daher nach langem Zögern für einen verhängnisvollen Schritt: den direkten

Waffengang. Bis ins Ende 1965 sind fast 200.000 GI in Vietnam, bald werden es mehr als eine halbe Million sein.

Der Krieg wird von beiden Seiten äußerst brutal geführt. Piloten der Air Force bombardieren Nordvietnam mit kaum gekannter Wucht, werfen auch das neuartige Brandbrennstoff Napalm ab. In den Dschungeln kämpfen GI gegen einen so gut wie unsichtbaren Feind, die Guerilleros des Vietcong. Die Kommunisten besetzen den Gegnern städtische Hinterhalte, legen Sprengfallen. Die Amerikaner setzen stundenlang nicht-sichtbares auf ihre überlegene Feuerkraft. In einem Krieg ohne klare Fronten erkliden sie ganze Landstriche zu *free fire zones*, in denen auf alles geschossen wird, was sich bewegt.

Doch spätestens nach einer Offensive der nordvietnamesischen Streitkräfte und des Vietcong im Frühjahr 1968 wird deutlich, dass ein Sieg für die Amerikaner nicht zu erreichen ist.

Daher in den USA, wo erstmals Kämpfe im Fernsehen übertragen werden, kippt die Stimmung zugunsten der Kriegsgegner. Wütende Proteste erschüttern das Land. Demonstrationen werden erschossen. Weltweit breitet Empörung gegen Washington aus. Unterhosen flüchten sich immer mehr US-Soldaten in Drogen, die Moral der Truppe verfällt.

Und so beschließt der neue US-Präsident Richard Nixon den Abzug. 1973 verlassen die GI Vietnam, 1975 verbleibt sich der Norden den allein gelassenen Süden ein. Der Krieg hinterlässt ein verheertes Land mit Millionen Opfern – und eine vertieft verunsicherte Supermacht.

Die nächste Ausgabe von **GEOPÖCHE** handelt vom Vietnamkrieg, einem der folgenschwersten asymmetrischen Kriege der Neuzeit.

Diese Ausgabe von **GES EPOCHE** erscheint
am 17. August 2016



Verwundete GIs in den Bergen von Zentralvietnam. Nach dem offenen Kriegseinstieg der Amerikaner 1965 wird schon bald klar, dass die US-Soldaten kaum werden gegen harte, Zehntausende von ihnen sterben. Und Millionen Vietnamese

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE